
SEAL OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LET THERE BE LIGHT
1868


Digitized by Google

Reisen

in

Dänemark

und den Herzogthümern

Schleswig und Holstein.

Von

J. G. Kohl.

Zweiter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1846.

Reisen in Dånemark

und den

Herzogthümern Schleswig und Holstein.

Zweiter Band.

Reisen in Dänemark und den Herzogthümern Schleswig und Holstein.

Von
J. G. Kohl.

Zweiter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1846.

Inhaltsverzeichniß.



I. Kopenhagen.

Der Ort, den wir jetzt Kopenhagen nennen, existirte als ein Fischerdorf seit undenklichen Zeiten, als ein Burgflecken bestand er seit dem zwölften Jahrhundert, als Stadt seit dem dreizehnten Jahrhundert und als königliche Residenzstadt erst seit der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts.

Es wäre ein Wunder, wenn die Dänen am Sunde, der, namentlich als sie noch ihr altes Mutterland, das südliche Schweden besaßen, ihr wahres Centrum, die wahre Pulsader ihres Lebens war, nicht schon lange vor dem Aufblühen Kopenhagens eine Stadt gegründet hätten. Helsingoer, Helsingborg, Malmoe, Landskrona, Lund, lauter uralte von den Dänen gegründete Städte, existirten und blühten daher auch an dem Ufer des Sundes schon seit alten Zeiten.

Aber auffallend bleibt es doch immer noch dabei, warum nicht die dänischen Könige längst diese Centralsituation ihres Reiches zu ihrer Haupt- und Residenzstadt erwählten. Von hier aus war man den norwegischen und schonenschen Provinzen in Schweden, den Inseln und Jütland

gleich nahe und konnte sich durch den Sund und die andern von hier ausgehenden Wasserstraßen mit allen Theilen des Reiches in weit innigere und energischere Verbindung setzen, als von Leire oder Roeskilde an der versteckten Südspitze des Isefjords aus. Seitdem Dänemark erst die schonenschen Provinzen und dann Norwegen verloren hat, liegt nun Kopenhagen an der äußersten Grenze des Reichs, vis à vis der ganz nahen schwedischen Küste. Eine eben so exponirte Lage hat Stockholm vis à vis den russischen Küsten. Petersburg, das ebenfalls sonst am äußersten Ende des Reichs und sehr exponirt dalag, hat seine Blöße jetzt schon besser bekleidet.

Kopenhagen gehört zu den neuesten und jüngsten europäischen Hauptstädten, wie alle die großen nordischen Residenzen: Edingburg, Christiania, Stockholm, Petersburg, Berlin.

Es verdankt seine erste Stiftung einem großen und bedeutenden dänischen Manne, dem Erzbischof Absolon, der hier im Jahre 1168 für sich und seine Nachfolger, die roeskildeschen Bischöfe, das erste Schloß, Axelhuus genannt, baute, und seine spätere königliche Ausschmückung den Königen aus deutschem Stamme, dem Christoph von Baiern und seinen Nachfolgern aus dem oldenburgischen Hause.

Es besitzt daher im Ganzen wenig Alterthümer und hat ein ziemlich neumodiges Aussehen, wozu ihm wol noch mehr als alles Andere der Umstand verholfen hat, daß es fast in jedem Jahrhundert seiner Existenz ein paar Mal bombardirt, geplündert, zerstört oder abgebrannt wurde.

Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert wurde

die Stadt mehre Male von den Hanseaten erobert und abgebrannt. Im sechzehnten Jahrhundert wurde sie belagert von Friedrich I., dann von den Hanseaten, dann von Christian III. Im siebzehnten Jahrhundert, als die Macht der Hansa sank und die Schweden sich auf Kosten der Dänen zu vergrößern strebten, belagerten und bombardirten die letztern Kopenhagen zu wiederholten Malen, zuerst unter Karl Gustav im Jahre 1658 und dann im Jahre 1700 mit einer schwedisch-englisch-holländischen Flotte. Im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts brannte die Stadt zwei Mal (1728 und 1795) zur Hälfte nieder und auch in diesem Jahrhundert (1807) hielt sie schon wieder ein verheerendes Bombardement von einem Heer von 30,000 Engländern aus.

Es ist wol wahrscheinlich, daß Kopenhagen die am häufigsten angefeindete und bombardirte Residenzstadt Europa's ist. Und vermuthlich gehörten auch die kopenhagener Bürger zu den tapfersten und am wenigsten verweichlichten Residenzstädtern des Welttheils, da sie fast alle Jahrhunderte einige Male zur Vertheidigung ihres Herdes, ihres Landes und ihrer Könige aufgerufen wurden und fast bei *allen* Gelegenheiten einen außerordentlichen Muth, eine große Aufopferung und Hartnäckigkeit bewiesen, indem ihre Bürgermeister, ihre Kaufleute, Handwerker und Studenten, sowol 1807 gegen die Engländer, als 1658 gegen die Schweden, als auch bei andern Belagerungen zur Seite ihrer Könige fochten.

In Folge dieser vielen Angriffe hat sich daher auch Kopenhagen bis auf die neuesten Zeiten herab immer

mehr und mehr mit Befestigungen umgeben, denn jeder Angriff hatte eine neue Anlage von Batterien zur Folge. Die ganze Stadt, deren Vorstädte sehr unbedeutend sind, ist innerhalb der Befestigungswerke aufgenommen. Und in dieser Beziehung ist Kopenhagen einzig in Europa. Wenn die Befestigungswerke von Paris erst fertig sind, wird Paris die zweite befestigte Residenz- und Hauptstadt sein.

Bei Wien ist nur die innere Stadt befestigt und die außerhalb der Mauern liegenden offenen Vorstädte bilden gerade den größten Theil von Wien. Bei Lissabon gibt es nur kleine Festungen in der Nähe zum Schutze der übrigens offenen Hauptstadt. Petersburg hat bloß eine Citadelle und Befestigungen zum Schutze seines Hafens. Moskau hat auch eine Art von Citadelle, so wie auch Neapel. Die Mauern, welche Constantinopel umgeben, sind gar zu altmodige und wenig brauchbare Befestigungswerke. Alle andern großen Residenzen Europas sind vollkommen offen und befestigungslos.

Kopenhagen ist in so hohem Grade die vornehmste Festung des eigentlichen Königreichs Dänemark, daß die andern dänischen Festungen dagegen fast gar nicht in Betracht kommen. Ist Kopenhagen verloren, so ist Dänemark in Feindes Hand. Unter vielen andern Umständen gibt auch dieser den Bürgern und Vertheidigern dieser Hauptstadt eine so große Bedeutsamkeit in der ganzen Geschichte des Staates. Durch Kopenhagen wurde Dänemark mehr als einmal gerettet.

Ich deutete schon oben auf das merkwürdige Verhältniß Kopenhagens zum Rest des Landes hin. Wenn wir einen

überschaulichen Blick auf Alles werfen, was Kopenhagen enthält, so werden wir jenes Verhältniß noch besser erkennen.

Kopenhagen ist also zunächst, wie gesagt, die vornehmste Festung und der wahre Pfeiler und Eckstein des Landes, wie dies in demselben Grade nach einiger Zeit Paris für Frankreich sein wird. Es ist zugleich die Hauptstation der Flotte oder vielmehr der einzige Kriegshafen des Reichs, wie dies in demselben Grade nur bei Petersburg und Lissabon stattfindet. England, Schweden, die Niederlande und andere Staaten haben ihre Flotten in verschiedenen Häfen vertheilt.

Kopenhagen ist ferner die einzige Universität des Reichs und concentrirt auch außerdem alle andern polytechnischen, militärischen, veterinärischen, forstwissenschaftlichen Schulen, alle Kunst- und Gewerbeschulen in seinen Mauern, während solche Schulen sich in andern Ländern häufig von der Hauptstadt ganz gesondert befinden. Alle Kunstschätze, Alterthümer, Gemälde, Skulpturen ꝛc. werden einzig und allein in Kopenhagen aufgehäuft und in andern Städten gibt es wenige Schätze der Art. Wie Wien und Moskau für Oestreich und Rußland, so war auch Kopenhagen von jeher die vornehmste Fabrik- und Handelsstadt für das Königreich Dänemark.

Kopenhagen ist Dänemark. Es steht in dieser Beziehung nur mit Paris in einer Klasse, welches in eben so hohem Grade Frankreich ist. Denn sowol Petersburg, als Wien, als London, als Madrid, als Constantinopel sind so weit davon entfernt, das Hauptstück des Reichs selbst zu sein und die eigentliche Kraft und Seele des

Staates zu umschließen, daß man sogar vielmehr von einigen dieser Städte sagen könnte, daß die Hauptschwerpunkte des Landes gerade außerhalb der Ringmauern derselben fielen.

Eben so interessant und folgenreich wie das Verhältniß Kopenhagens zu den übrigen Theilen des Reichs, dessen Haupt es ist, ist auch sein Verhältniß zu den andern nördlichen, namentlich scandinavischen Nachbarländern und Hauptstädten: zu Norwegen, Schweden, Christiania und Stockholm. Auch in dieser Beziehung läßt sich Kopenhagen wieder mit Paris vergleichen. Denselben oder einen ähnlichen Einfluß, wie ihn Paris über ganz Europa übt, übt und übte von jeher Kopenhagen über die scandinavischen Länder und Völker.

Eine Betrachtung des Uebergewichts dieser dänischen Hauptstadt über die andern nordischen Städte schließt in sich eine Betrachtung des geistigen Uebergewichts des dänischen Volkes über die andern nordischen Völker. Das Christenthum, die Bildung, die Wissenschaften, die Künste sind von jeher größtentheils über und durch Dänemark nach dem Norden weitergeflossen.

So wie Island das nördlichste und entlegenste Land der scandinavischen Welt war, das sich dem regen innigen Verkehr der europäischen Völker am meisten entzog, so war Dänemark dasjenige scandinavische Land, welches am meisten in die Mitte des europäischen Verkehrs hinabtauchte und gegen den Westen und Süden des Welttheils am meisten vorgeschoben und geöffnet war. Schweden und Norwegen lagen mitten inne zwischen Dänemark und Is-

land. Bei jener weit zurückliegenden scandinavischen Arriergarde (Island) conservirte sich daher das höchste Alterthum dieser scandinavischen Welt, Antiquitäten, die geschichtlichen Traditionen, die alten Königssagen. Auf diesem südlichsten Vorposten Scandinaviens (Dänemark) dagegen wurden die europäischen Reformen empfangen und von da aus im Norden verbreitet. Von Island her kommt der scandinavischen Welt alles Alte, von Dänemark her alles Neue. Von dorther das Feuer, das unter der Asche glimmt, von hierher das helle Licht, das dem Tage scheint.

Odin rückte der Sage nach von Dänemark aus nach Schweden hinein und es mochte in Dänemark schon der edle Gothenstamm herrschen, als in Schweden vielleicht nur noch finnische Völker wohnten, für welche die Annahme der siegreichen Religion und der Gesetze der Asen, die von Dänemark herüberkamen, ein Fortschritt war.

Als die Römer herrschten, blieb dem gebildeten Europa wenigstens die Existenz von Dänemark nicht gänzlich unbekannt, während Schweden und Norwegen sich in völlig barbarisches Dunkel dem Auge des Südens entzogen. Es muß dieses scandinavische Südland schon damals in einiger Beziehung mit dem übrigen Europa gestanden haben. Ja, schon die Phönicier, welche den Sund und die südliche Ostsee beschifften, werden unfehlbar diese südlichen Scandinavier mit einiger Kultur und einigen Künsten des Friedens bekannt gemacht haben.

Der großen fränkischen Monarchie Beherrscher Karl der Große, dieser gewappnete Apostel des europäischen Ostens und Nordens, der hier überall zuerst die Axt an

uraltes Barbaren- und Heidenthum legte, kam auch schon mit den Dänen in Conflict, während die Schweden und Norweger indeß kaum einen Einfluß von der Existenz jener westlichen Monarchie verspürten. Engländer und Deutsche verbreiteten zuerst das Christenthum in Dänemark, erst später kam es jenseit des Sundes. Anfangs stand das ganze scandinavische Christenthum unter dem Protektorate eines deutschen Patriarchen, des Dänemark benachbarten Erzbischofs von Hamburg und Bremen. Dann und auf längere Zeit entwickelte sich das scandinavische Christenthum weiter unter der Leitung eines dänischen Primas, des Erzbischofs von Lund, der vom Sunde aus seinen weitschaltenden Bischofsstab über ganz Scandinavien hielt. Fast zweihundert Jahre lang war hier am Sunde das Centrum der scandinavischen Christenheit.

Das westliche Dänemark und Norwegen lagen dem Ocean offen, während das binnenländische Schweden sich mehr dem Westen und Norden zuneigte, ein Nachbar des barbarischen Rußlands, und, als an dem äußersten Meerbusen der Ostsee gelegen, schwerer zugänglich war.

Von Norwegen und Dänemark und namentlich von dem letztern gingen daher auch alle die merkwürdigen Expeditionen aus, welche die Scandinavier nach dem Westen und Süden Europas thaten. Diese Expeditionen waren für die Länder, welche sie betrafen, allerdings von trauriger und verheerender Wirkung, allein sie wirkten auf das Land, von dem sie ausgingen, wohlthätig zurück. Als der König von Dänemark, Kanut, auch Herr von Britannien war, schickte er englische Geistliche und Gelehrte

nach Dänemark, die dort zuerst die Wissenschaften mit Eifer cultivirten. Schweden, das an jenen Zügen nach England nicht Theil nahm, empfand daher auch nicht die Vortheile von eingewanderten englischen Gelehrten.

Was sie vom Westen empfingen, brachten die Dänen selber wieder weiter nach Osten. Sie waren mit den Deutschen die eifrigen Bekehrer der heidnischen Wenden und anderer slavischen Nationen im Süden und Westen der Ostsee, und ihre Unternehmungen gegen die Lieven und Esthen und andere östliche Barbaren gingen ganz parallel mit denen der Deutschen. Die Dänen legten zu zahlreichen Kirchen und Stadtgemeinden in diesen Ländern den Grund und diese dänischen Colonien verschmolzen nachher mit den Anlagen der Deutschen. Die Schweden spielten unterdeß dieselbe Rolle noch weiter im Norden bei noch tiefer stehenden Nationen, bei den Finnen und Lappen.

Die Hauptfundorte der interessanten antiken Kunstwerke, der geschmackvoll gebildeten Waffen, der künstlichen Kronen und Zierathen aus dem frühesten Mittelalter sind die Länder am Sunde und am Kattegat, Dänemark, das südliche Norwegen und das südliche Schweden, das von Alters her dänisch war. Das eigentliche Schweden und das nördliche Norwegen liefern wenig solche Arbeit, und man kann mit Fug und Recht daraus folgern, daß die Künste in diesem südlichen Scandinavien schon in alten Zeiten in höherer Blüthe standen als dort.

Seit langer Zeit schon sind Deutschland, Frankreich und England die Länder der Erfindungen, der neuen

Ideen, der kirchlichen, geistigen und wissenschaftlichen Reformen, die drei vornehmsten Länder, welche an der Spitze der fortschreitenden Menschheit stehen. Dänemark, dies südlichste Scandinavien, empfing daher alle Verbesserungen, alle Erfindungen und Reformen zuerst. Hier wurden früher Bücher gedruckt als in Schweden, die dänischen Truppen bedienten sich des Pulvers und Bleis zeitiger als die schwedischen, die Einrichtungen ihrer Flotte hatten von jeher einen Vorsprung vor denen der schwedischen voraus. Bis auf die neuesten Zeiten, bis auf die Dampfschiffe und Eisenbahnen herab, die auch jetzt wieder in Dänemark eher als in Schweden festen Fuß fassen, kann man fast bei jeder einzelnen Kunst nachweisen, daß Dänemark das vermittelnde Zwischenglied zwischen dem der Kultur bedürftigen Norden und den selbständigen Kulturländern des Südens war.

Wie viele große, wie viele die Wissenschaften und Künste befördernde Könige hatte Dänemark, dessen Kanut der Große die englischen Gelehrten nach Dänemark schickte, dessen Svend Estridson den Adam von Bremen ins Land lockte, ihm die Geschichte seines Reichs diktirte und schöne Kathedralen baute, dessen Waldemare und Eriks häufig an des deutschen Kaisers Hof und in Italien erschienen, wohin schwedische Könige nie kamen, dessen Knuth VI. einen Saxo Grammaticus zum Reichshistoriographen hatte, dessen Margaretha den Dänen das entschiedene Direktorium in allen scandinavischen Angelegenheiten verschaffte, dessen Friedrich II. den Tycho de Brahe beschützte, dessen Christian IV. das Land mit vielen

ausgezeichneten Männern und vielen schönen Gebäuden erfüllte — wie viele solche Könige, sage ich, hat Dänemark nicht gehabt, bevor in Schweden die geistreichen Könige Gustav Adolph, Christine und Andere auftauchten, welche dieses nördlichste europäische Reich mit Deutschland und der übrigen kultivirten Welt in eine eben so innige Verbindung setzten, als die war, in welcher Dänemark mit jenen Ländern schon lange stand.

Zu allen Zeiten finden wir einzelne dänische Gelehrte und dänische Künstler in verschiedenen Ländern Europas zerstreut. Einige von ihnen erlangten eine allgemeine europäische Berühmtheit, und so wie man jetzt noch eine ganze Reihe von Dänen nennen könnte, welche an deutschen und andern Universitäten als Professoren lehren, so gab es schon im sechzehnten Jahrhundert zwei Dänen, welche Rektoren an der pariser Universität wurden.

Baut nicht selbst in diesem Augenblicke ein dänischer Architekt für den Pascha von Egypten am Nil. Von schwedischen Männern, die sich so weit hinausgewagt haben, wird seltener vernommen. Die Dänen sind so sehr die in geistiger Hinsicht prävalirende Nation im scandinavischen Norden, daß viele Norweger und andere Scandinavier im Auslande unter dänischer Firma gehen, wie wiederum die Deutschen so weit den Dänen vorgehen, daß viele Dänen der Welt unter deutscher Firma bekannt geworden sind.

Norwegen namentlich war seit langer Zeit in politischer sowol als in jeder andern Beziehung eine von Dänemark abhängende Provinz und ist dies in geistiger oder

literarischer Beziehung noch jetzt. Norwegens Literatur ist nur ein Theil der dänischen Literatur und die Schrift- und Conversationssprache der Gebildeten Norwegens ist die dänische.

In Kopenhagen ist das Centrum des literarischen Verkehrs und des Büchermarktes für Norwegen, das von da aus sowol mit dänischen Originalprodukten, als mit dänischen Uebersetzungen aus andern Sprachen versehen wird. In keine andere scandinavische Sprache werden so viele französische, englische, deutsche und italienische Werke übersetzt, als in die dänische, und für die Schweden und alle andern Scandinavier muß daher die dänische Sprache der Schlüssel zu vielen literarischen Schätzen sein, so wie die deutsche Sprache durch die vielen Uebersetzungen, welche sie enthält, für alle Europäer ein Schlüssel zu mannigfachen literarischen Schätzen ist.

Den dänischen Dichtern des vorigen Jahrhunderts, Holberg, Ewald, Wessel, Baggesen, haben die Schweden keine an die Seite zu setzen. Kein Schwede oder Norweger faßte die alte scandinavische Geschichte so poetisch auf, wie der Dramatiker Oehlenschläger in Kopenhagen, durch dessen klassische Werke wir andern Europäer mit den Schönheiten jener Welt vertrauter wurden.

Für alle nordischen Forschungen ist Kopenhagen der Mittelpunkt, wo wiederum Dänen diejenige merkwürdige Gesellschaft gestiftet haben, welche auf die Alterthumskunde Scandinaviens jetzt ein so helles Licht wirft. So wie die Dänen unser deutsches Licht weiter nach Norden hin leiten, so sind auch sie wieder die Vermittler, durch welche uns

Kunde von den Flammen wurde, die aus jenem unter der Asche glimmenden Feuer hervorschlagen. Durch sie sind wir mit den isländischen Schätzen bekannt geworden, und die Edden, die herrlichen Sagen Snorre Sturlesons wurden eher ins Dänische als ins Schwedische übersetzt, so daß, wie die Schweden einst die Religion Odin's von den Dänen empfingen, sie auch nun wieder über die Beschaffenheit jener Religion hauptsächlich durch die Dänen sich belehren ließen. In Kopenhagen ist das wahre Centrum aller nordischen Studien, hier sind die größten Schätze scandinavischer Antiquitäten aufgehäuft, hier findet sich in der nordischen Bibliothek das wichtigste Material für die Geschichte und Kultur Scandinaviens aufbewahrt.

In den Künsten gehen die Dänen den Schweden fast noch in höherm Grade vor als in den Wissenschaften. Die Sammlungen von Kunstwerken in den dänischen Schlössern beweisen, wie die dänischen Könige von jeher beflissen waren, Kunstwerke für ihr Vaterland in der Fremde zu sammeln.

Stockholms Kunstschätze sind mager im Vergleich mit denen in Kopenhagen, wo man die nördlichsten sehenswerthen Museen und Sammlungen Europas findet. Wie einst in Padua, in Paris, in Wittenberg und andern berühmten Universitäten des Mittelalters die dänische Nationalität durch eine nicht geringe Anzahl von Compatrioten repräsentirt wurde, während man die Schweden dort kaum fand, so gibt es auch jetzt wieder in Rom, der Hauptstadt der Künstler, eine große Auswahl von Dänen, die, wenn man die Kleinheit des Landes, das sie sandte, bedenkt,

wahrhaft in Erstaunen setzt, während von den Schweden weit seltener die Rede ist.

Setzt man die Zahlen der in Rom die Künste oder in Kopenhagen die Wissenschaften Studirenden der Anzahl der Schweden gegenüber, welche in Lund, Upsala, Stockholm rc. den höhern Studien obliegen, so findet man, daß diese gegen jene verhältnißmäßig unbedeutend erscheinen. Die Volksschulen, deren System in Dänemark so gut ausgebildet ist, wie in den bestgeschulten Staaten Europas, gewähren eine abermalige Bestätigung der Behauptung, daß das Licht der Aufklärung in Dänemark heller brennt als irgendwo sonst im scandinavischen Norden.

Natürlich will ich hier keinen Panegyrikus der Dänen liefern, sondern nur unleugbare Fakta anführen, welche auf die Stellung hindeuten, die sie unter den scandinavischen Nationen einnehmen. Die Schweden, die in so vielfacher Hinsicht die Nachfolger und Schüler der Dänen sind, darf eine solche Darstellung auch nicht erzürnen und sie müssen dies willig anerkennen. Gewiß haben sie nebenher auch wieder ihr originelles und ihr ausschließlich eigenthümliches Verdienst.

Und am Ende haben es ja auch wieder die Dänen nicht aus sich allein geschöpft. Sie sind wieder die Schüler und Nachfolger einer andern mächtigern Nation, nämlich der deutschen, und wollten wir einmal den gewaltigen Einfluß, den deutsche Sprache und deutsche Kultur, deutsche Literatur und Wissenschaft auf alle östlichen und nördlichen Völker Europas bis ans schwarze und weiße Meer hin ausübte und noch ausübt, untersuchen und darstellen,

so würden wir dann noch ein viel großartigeres Gemälde entwerfen müssen, in welchem die dänische Wirksamkeit nur als ein Nebenzweig erschiene.

Seit der Uebertragung der Kultur von den Egyptern auf die Griechen haben ja immer solche Uebertragungen stattgefunden; von den Griechen auf die Italiener, von den Italienern auf die Gallier, von den Galliern auf die Franken und andere Deutsche, von den Deutschen auf die Slaven 2c. Alle unsere Bildung besteht zum Theil aus etwas Abgeleitetem, das wir von Andern empfingen, zum Theil aus etwas Ursprünglichem, was wir selber hinzugesetzt haben. Keine Nation kann sich rühmen, aus sich selbst Alles geschöpft zu haben, aber keine auch, daß sie einer andern Alles gegeben.

Wir sollten uns in dies Verhältniß finden und Alle in Gemeinschaft an dem großen Werke arbeiten. Jene Eifersüchteleien der Schüler gegen die Lehrer und der Nationen unter einander sollten endlich aufhören und wir sollten in der großen immer schöner und immer großartiger sich aufbauenden Republik der gebildeten Geister endlich anerkennen, daß wir Alle von einander empfangen und einander mittheilen.

Gewiß haben die Dänen, welche sich zu Vermittlern der südwestlichen und nordöstlichen Bildung Europas machten, durch deren Hände alle deutschen und französischen Erfindungen gingen, um nach dem Norden weiter spedirt zu werden, und die, wieder umgekehrt, durch ihre Hauptstadt und ihre Köpfe die nordischen Angelegenheiten zu uns gelangen ließen, Vieles dabei gewonnen, aber auch sicherlich Manches eingebüßt. Die alte nordische Kraft und

Energie, welche sie so gut beschreiben, wird man bei ihnen oft vermissen, und die isländische und norwegische Originalität ist hier in diesem Uebergangslande wol mehr, als in andern scandinavischen Ländern verwischt.

Die centrale Lage, welche Dänemark und namentlich seine Hauptstadt Kopenhagen zwischen Deutschland und Schweden, zwischen dem slavischen Osten und Britannien hat, macht, daß man Einflüsse von allen diesen Ländern in Dänemark nachweisen kann. Man findet hier große Vertrautheit sowol mit den englischen, als mit den russischen, mit den deutschen, mit den schwedischen Zuständen und man findet Sympathien und Antipathien für und wider.

Man möchte sagen, der Zustand des Volkes und der Anblick seiner Hauptstadt correspondire vielfach mit der Beschaffenheit und Natur des Landes, das wenig Originalität darbietet und durch großartige Scenen weniger frappirt, als durch anmuthige Landschaften wohlgefällt.

Kopenhagen selbst ist ein wahrer Sammelplatz für allerlei Schönes und Interessantes und ein Freund bemerkte mir einmal sehr richtig, wenn Jemand nicht viel und weit in die Welt hinauszureisen gedenke, so müsse er nach Kopenhagen gehen, wo er von Allem etwas sehen und erfahren könne; wollte aber Jemand die Welt bereisen und alle ihre großen Hauptstädte besuchen, so brauche er gar nicht Kopenhagen zu besuchen, weil er hier wenig finden werde, was er nicht hier oder dort besser und großartiger gesehen habe.

In der That spricht sich in dem ganzen Wesen dieser

Stadt, sowol in ihrer Bauart als in ihrer Situation, in ihren Kunst- und sonstigen Schätzen eine gewisse Mittelmäßigkeit aus. Die Lage am vielfach belebten Sunde ist ganz allerliebst und die Buchenhaine, die hübschen Parks und Spaziergänge rund um die Stadt herum verleihen ihr eine große Anmuth. Allein sogar die Lage von Stockholm am Mälarn ist weit pittoresker, und mit den herrlichen Stadtsituationen am Bosporus, an der Mündung des Tajo und am Golf von Neapel, nach deren Beschauung man mit gutem Gewissen sterben kann, mag es daher in keinen Vergleich kommen.

Die Bauart der Stadt ist ziemlich regelmäßig und bequem, recht breite Straßen, ziemlich hohe Häuser, und man könnte sie daher mit Petersburg und Berlin vergleichen. Allein sie hat keine so großartige Stadtpartie wie es in Berlin die Umgebungen des Museums und der Linden sind, und mit Petersburg hält sie den Vergleich nur bei einigen Straßenecken aus.

Ihre Gebäude, als größtentheils erst wieder im vorigen Jahrhundert aus dem Feuer erstandene Menschenwerke, sehen im Durchschnitt sehr schlicht und verständig aus und es wäre im Ganzen schwer, das Charakteristische eines kopenhagener Hauses anzugeben. Für einen Maler städtischer Ansichten ist daher hier nicht viel zu thun, weil Alles nicht mißfällig, aber im Ganzen wenig originell und pittoresk aussieht. Unsere alten Städte, Nürnberg, Augsburg, Prag, sind bei weitem nicht so bequem zu bewohnen. Aber dem Maler, dem Historiker, dem Alterthumsfreunde, der sich in jenen Städten und noch mehr

in Venedig, in Gent, in Brüssel rc. an jeder Straßenecke angesprochen fühlt, sagt Kopenhagen wenig.

Die Gemäldegalerien der Stadt enthalten viel Hübsches, aber es gibt wenigstens ein Dutzend Gemäldegalerien in Europa, die an Wunderwerken des Pinsels unendlich viel reicher sind. Die öffentlichen Gebäude und Institute aller Art sind weder so großartig noch so eigenthümlich eingerichtet, daß man sie in Paris, in London und mehren andern Städten Europas nicht eben so gut oder besser finden könnte.

Ein kleiner Theil von Kopenhagen, der mit Kanälen durchschnitten ist und wo die Schiffe mitten auf den Straßen und zwischen den Häusern sich drängen, gleicht frappant dem holländischen Amsterdam. Aber in Amsterdam selbst ist noch mehr Amsterdam. Wieder ein anderer Theil von Kopenhagen erinnerte mich sehr an Paris, doch ist in Paris selbst zehnmal mehr Paris als hier.

Jedoch haben alle diese Bemerkungen eigentlich nur mehr Wichtigkeit für denjenigen Touristen, welchen die Engländer einen lion-hunter nennen, und es versteht sich von selbst, daß es für den, welcher sich zu belehren und still zu beobachten wünscht, in Kopenhagen überreichliche Nahrung gibt, in Summa gewiß außerordentlich viel mehr, als er erwartet haben wird. Was kümmert es mich, ob die kopenhagener Gemäldegalerie eine der ersten in der Welt ist oder nicht, und wenn ich auch nur ein oder zwei ausgezeichnete Gemälde dort sähe, die zu den besten in ihrer Art gehören, so würde ich die Reise dahin nicht bereuen.

Es mag sein, daß das pariser oder wiener Münzenkabinet noch reicher als das kopenhagener ist. Aber dieses hat wieder Dinge, die ich allenthalben vergebens suche.

Es ist möglich, daß es viele naturhistorische Kabinete in Berlin, in Wien, in Paris gibt, welche die kopenhagener Sammlungen bei weitem überflügeln, aber es müßte wunderlich zugehen, wenn letztere nicht wieder Vieles besäßen, was man in den ersten gar nicht fände. Soll ich es deswegen, weil ich einmal auf dem höchsten Gipfel des Montblanc stand, verschwören und verachten, je wieder einen der anmuthigen Harzberge zu besteigen, die mir doch die Landschaft wieder auf eine ganz andere Weise zeigen?

Stehen die Gefängnisse und andere öffentlichen Institute in Kopenhagen nicht auf der höchsten Stufe der Ausbildung, gut, so wünsche ich zu sehen, und so genau als ich es vermag auszumachen, auf welcher Stufe sie denn stehen, und welcher Verbesserungen sie bedürftig sein möchten. Es ist ein Theil der Menschheit dabei interessirt.

Daß ich hier nur schlichte, wenig originelle, aber allgemein sehr gut gebildete Kopenhagener finde, anderswo aber feurige Spanier, oder poetische Italiener, oder gar Hottentotten und was sonst für originelle Wilde, ficht mich gar nicht an. Ich finde den Menschen, er mag stehen auf welcher Stufe der Bildung und Entwicklung er will, immer ungemein interessant. Auch ist es mir total gleichgültig, ob er phlegmatisch oder feurig, cholerischen oder melancholischen Temperaments ist, er ist immer originell. Und kurz, für den Beobachter läßt sich gar kein Zustand, kein Land, kein Volk, keine Stadt denken, die nicht für

ihn im höchsten Grade anziehend wäre. Und ich halte daher Summa, man mag sagen was man will, Kopenhagen für einen außerordentlich interessanten Ort.

---

1. Thorwaldsen's Museum.

Unter den Dingen, welche in unsern Tagen einen nach Erkenntniß und geistigen Genüssen begierigen Reisenden vorzugsweise nach Kopenhagen führen, stehen zwei in ihrer Art einzige Institute obenan, nämlich erstlich das Thorwaldsen'sche Museum und zweitens die Sammlungen der scandinavischen Alterthumsforscher. Mit Recht schütte ich daher auch vor allen Dingen zuerst mein Herz über diese beiden Quellen so reicher Genüsse aus.

Das Gebäude, welches für die Aufnahme der Thorwaldsen'schen Sammlungen bestimmt ist, bildet ein Parallelogramm, das einen länglichen Hof umfaßt. Es ist in einem ernsten, halb egyptischen Style gebaut und sieht halb einem Mausoleum, halb einer Kunsthalle ähnlich.

Der Haupteingang führt zunächst in einen großen Saal, der für die Reiterstatuen und die andern großen Werke des Künstlers bestimmt ist. Das Gebäude hat zwei Etagen und es läuft in jeder Etage eine Reihe kleiner Gemächer rund um das innere Gehöfte herum, deren jedes für eine oder ein paar Statuen und Gruppen eingerichtet wird.

In der Mitte des Hofes ist ein Grab gebildet, wel-

ches die irdischen Ueberreste des großen Künstlers aufnehmen soll. Man hat sich das Innere des Gehöftes nach der Weise einer antiken Rennbahn gedacht, in welcher Thorwaldsen's Grabstein gleichsam das Ziel der Wetteifernden ist, die zu seinem Ruhme und seiner Tüchtigkeit zu gelangen streben sollen. An den Wänden rund umher sind zahlreiche Figuren wettrennender Genien und Engel gemalt. Einige stürzen auf ihrer Bahn, andere bleiben zurück, andere kommen dem Ziel siegreich näher und erscheinen bereits mit Lorbern bekränzt. Mich däucht, dies Alles ist höchst poetisch und der Idee des Ganzen trefflich entsprechend. Die Wände haben einen dunkeln Ton, die darauf gelegten Figuren eine bräunliche, lederartige Farbe. Diese Trauerfarben sind zwar nicht sehr anmuthig, allein sehr passend für ein Gebäude, das zugleich eine Art Mausoleum sein sollte.

Die Wandfiguren der Genien sind nicht mit dem Pinsel aufgetragen, sondern durch eine eigenthümliche Art musivischer Arbeit entstanden. Man hat nämlich zuerst die Wände ganz mit schwarzgefärbter Substanz, ich weiß nicht, ob es Gyps, Kalk oder Thon ist, bedeckt, dann die Figuren, die man darin haben wollte, herausgeschnitten, und nun die gelbe Masse in die Ausschnitte hineingelegt und das Ganze überpolirt.

Das Grab war, zur Zeit unseres Besuchs, eben fertig geworden. Es war inwendig mit der freundlichen Farbe der Vergißmeinnicht ausgemalt, und an den Wänden blühten diejenigen Blumen, welche die Engel Raphael's den Verstorbenen entgegentragen — weiße Lilien.

nicht mit diesem Palaste, der im italienisch-französischen Styl gebaut ist.

Für ein so originelles Gebäude hätte man gewiß einen originellern Platz ausfinden sollen, den es für sich allein hätte einnehmen müssen. Hätte man nicht eine Stelle am Sunde, etwa einen Hügel in einem Buchenhaine nahe bei Kopenhagen, finden können.

Dort hätte dann das Thorwaldsen'sche Mausoleum eine viel nationalere Umgebung gehabt. Jedes dänische Schiff hätte es im Sunde, der Pulsader des dänischen Lebens, vorbeisegelnd begrüßt, alle die fremden Nationen, die stets den Sund passiren, hätten es hier wahrgenommen und den Manen des Mannes auf ihrer Fahrt gehuldigt. Es hätte hier eine ähnliche Stellung einnehmen können, wie das deutsche Pantheon bei Regensburg an der Donau. Freilich nützt es jetzt nichts mehr, über solche geschehene Dinge zu philosophiren. Die Engel, welche das Haus von Loretto versetzten, werden sich um Thorwaldsen's Museum nicht kümmern. Sollten übrigens die Dänen und Schweden ein Mal auf die Idee kommen, ein ähnliches Pantheon des scandinavischen Ruhmes zu bauen, wie es jene regensburger Walhalla für Deutschland ist, so wüßte ich einen magnifiquen Platz dafür, nämlich die kleine Insel Hveen mitten im Sunde, auf der Tycho de Brahe einst sein Observatorium hatte und die von vielen Punkten der dänischen und schwedischen Küste aus gesehen wird.

Die Idee zu jenem Museum zu Ehren des Andenkens und Ruhmes Thorwaldsen's ging zunächst nicht von ihm,

sondern von seinen Landsleuten aus, und der erste Fond dazu kam durch Beiträge zusammen, die im ganzen Lande gesammelt wurden und zu denen jeder Patriot sein Scherflein steuerte.

Erst nachher schenkte Thorwaldsen seinem Vaterlande alle seine Kunstschätze, sowol seine eigenen Werke, als auch die vielfachen Alterthümer und sonstigen Kunstschätze, die er während seines Lebens gesammelt hatte und die in diesem Museum zum Frommen der Bildung des Geschmacks niedergelegt werden sollen.

Jene Sammlungen bestehen aus Münzen, Gemmen, Medaillen und andern Alterthümern, die er ankaufte, besonders wenn sie ästhetischen Werth hatten, aus Gemälden lebender Künstler, die zum Theil eine Beziehung zu seinem eigenen Leben hatten.

Da seine Werke in aller Welt, besonders in Dänemark, in Deutschland, in Italien, in Polen zerstreut sind, und da man nur von den wenigsten die Originale haben kann, so sucht man sich von allen Gypsabgüsse zu verschaffen. Uebrigens wird man natürlich eine ganz vollständige Sammlung doch nicht erreichen; denn manche kleine Sachen verstecken sich noch hier und da bei Privatbesitzern, auf Gütern u. s. w.

Thorwaldsen war unglaublich productiv. Er hatte immer neue Ideen und modellirte außerordentlich rasch. Der Thon wuchs und schwoll unter seinen Händen mit Rapidität zu schönen und bedeutungsvollen Formen heran. Höchst wahrscheinlich kann man keinen zweiten Bildhauer nennen, von dem so viele Werke existiren als von ihm.

Phidias war, wie die Geschichte weist, auch gewaltig productiv, aber seine Statuen sind längst zertrümmert. Ueberhaupt ist wol jedes wahrhaft große Genie zugleich auch sehr productiv. Rubens war es, Raphael war es, Shakspeare war es. Denn natürlich wird ein großer Geist von der Herrlichkeit der Welt um so vielseitiger, um so tiefer getroffen, je größer, je tiefer, je vielseitiger er selbst ist, und er muß sich um so mehr zu stetem Schaffen aufgelegt fühlen, je größer seine Energie ist.

Uebrigens muß ein großer, energischer, anschauungsreicher, schöpfungslustiger Geist bei der Bildhauerarbeit, deucht mich, viel leiden und viele Resignation üben, und ich möchte als solcher nur dann Bildhauer sein, wenn ich eine so schnelle Hand wie Thorwaldsen hatte, besäße. Denn im Grunde genommen ist der Kreis der Gegenstände und Phänomene, dessen sich der Bildhauer bemächtigen kann, sehr klein. Die Dichter und Schriftsteller schmücken Alles mit ihrer Rede, Todtes und Lebendes, Sichtbares und Unsichtbares; der Maler hat wenigstens die ganze sichtbare Natur, die Berge, die Gewässer, die Pflanzen, Thiere und Menschen.

Der Bildhauer hat nur die lebenden Geschöpfe, und unter ihnen auch nur wenige, und vorzugsweise den Menschen in seiner äußern Erscheinung. Auch ist der Stoff, in dem er arbeitet, der Thon, die Steine und die Metalle der Art, daß sie sich nur langsam und nach vieler aufgewandter Mühe unter seiner Hand gestalten.

Denn es ist nicht genug, daß ein großer Meister nur die Zeichnung oder das Thonmodell gäbe, er selbst muß

auch den Stein bearbeiten, um ihm Leben einzuhauchen. Er kann daher verhältnißmäßig nur wenig Arbeit produciren.

Der Dichter, der Musiker sprechen ihre Begeisterung, ihre drängenden Gefühle in tausend Worten und Tönen aus, und selbst der Maler entwirft mit rascher Hand große Gruppen und reiche Bilder. Das „ars longa, vita brevis" muß den Bildhauer mehr als irgend einen andern Künstler drücken.

Es fragt sich, ob das Thorwaldsen'sche Museum je in der Weltgeschichte einen Vorgänger gehabt hat. Meldet uns die Geschichte, daß irgendwo ein Günstling der Musen auf diese Weise in der Mitte seiner Werke begraben wurde? Ist es etwa nur irgendwo versucht worden, alle Werke eines Geistes auf ähnliche Weise auf einen Fleck zu concentriren? — Wenn dies nicht ist, so muß man doch den Dänen für diese Erfindung einer ganz neuen Art von Musentempel erkenntlich sein.

Freilich kann nur einem Bildhauer ein solches Glück zu Theil werden. Von den Werken der Dichter und Schriftsteller kann nicht die Rede sein, denn ihre Schöpfungen sind unsichtbar, und die Buchstaben und das Papier sind nicht die Gedanken, Ideale und Werke selbst, sondern nur die Zeichen dafür. Bei dem Maler wäre die Sache unthunlich, weil die Originalwerke eines Meisters selbst nur mit unerschwinglichen Kosten zu haben wären und mit den Copien nur dann gedient sein würde, wenn sie den Originalen gleichkämen, was wiederum eine Menge höchst begabter Copisten voraussetzte.

Die Bildhauerarbeiten sind die einzigen, wo die Copien sowol leicht zu erzielen sind, als auch fast die Originale ersetzen. Bildhauer werden daher für immer die einzigen Sterblichen sein, bei denen eine solche interessante und lehrreiche Concentrirung aller ihrer Werke, wie man sie hier bei Thorwaldsen ausgeführt hat, möglich ist.

Leider war uns der Anblick der vollständigen Sammlung aller Werke noch nicht gewährt. Man hatte noch nicht einmal die Ausmalung aller Räume des Museums beendet. Erst ein Saal war mit Statuen gefüllt, der größere Theil der Sachen steht jetzt noch in Zimmern des amalienburger Schlosses, andere muß man in der Frauenkirche und andern Kirchen der Stadt aufsuchen, und die Sachen, welche Thorwaldsen unvollendet ließ, in dem Atelier des Bildhauers Bissen, der mit ihrer Vollendung beauftragt ist.

In den besagten Zimmern, die jetzt ausgemalt wurden, lernte ich eine ganz neue Kunst kennen, von der ich bisher noch nie gehört, und die eine Art Mittelstufe zwischen der Arbeit des Bildhauers und der des Malers war.

Man trug hier nämlich die Figuren, Gruppen und Arabesken, mit denen man die Plafonds und Wände der Zimmer zierte, mit Pinseln auf; jedoch brachte man Licht und Schatten nicht durch die Verschiedenheit der Farbe, sondern durch die Dicke der aufgetragenen Masse heraus. Die Unterlage nämlich war eine dunkle Freskofarbe. Die aufgetragene Farbe war weiß und bestand aus Kalk, Marmorstaub und Wasser. Die Figurentheile, welche hervortreten sollten, wurden so oft übermalt, daß

sie fast so erhaben wie ein Basrelief waren; da aber, wo die Theile in den Schatten treten sollten, war die Farbe nur dünn aufgetragen und die dunklere Unterlage schimmerte also mehr oder weniger durch.

Bei Engelflügeln, Schmetterlingen, Blumen und andern Arabesken machte diese Manier ähnlichen Effect wie die bekannten Biscuitbilder, bei denen freilich nicht eine dunkle, sondern eine helle Unterlage, das Licht selbst nämlich, durchschimmert, oder wie die Muschel-Cameen oder Wachs-Poussirungen.

Man sagte mir, man habe diese Manier hier erfunden. Natürlich kann sie nur bei Miniatur-Wandarabesken mit Vortheil gebraucht werden, wie sie in diesen kleinen Zellen des Thorwaldsen'schen Museums vorkommen. Mich interessirte diese Kunst nur deswegen, weil sie die einzige ist, in welcher Bildhauerei und Malerei einander die Hände reichen. Es ist Bildhauerarbeit mit dem Pinsel.

Thorwaldsen verstand kein Wort griechisch. Und doch zeigen seine Werke, daß er den Geist des griechischen Alterthums besser begriff, als wol manche unsrer Philologen, die griechische Lexica und Grammatiken geschrieben und Homer, Herodot und Thucydides ergänzt, berichtigt, verbessert, emendirt und edirt haben. Ja, er war selbst ganz und gar eigentlich ein Grieche, oder wenigstens weit mehr Grieche als Isländer oder Däne.

Wir gebildeten Europäer haben zwar alle mehr oder weniger ein Stück Griechenthum in uns, obwol wir es nicht immer merken. Aber Keiner unter uns ist doch griechischer als der Bildhauer.

Ich möchte wissen, was Thorwaldsen gemacht hätte, wenn er nie in Italien gewesen wäre, wenn er auch nie weder eine griechische Statue selbst, noch die Copie einer solchen gesehen hätte.

Es hat verschiedene Malerschulen in Europa gegeben, die römische, florentinische, niederländische u. s. w. Es hat auch sehr verschiedene Baustyle gegeben, den gothischen, den römischen, den arabischen u. s. w. Allein es hat von jeher nur eine Bildhauerschule und einen Bildhauerstyl gegeben, die Schule und den Styl der Griechen. Die Bildhauer sind daher auch mit ihren Schöpfungen viel weniger national, als die Dichter, Maler u. s. w. und sie gehören weit mehr der ganzen gebildeten Welt an, die ihre Cultur von den Griechen empfing.

Die Scandinavier und Deutschen haben schon lange darauf gedacht, wie sie auch ihre alten Götter in Marmor darstellen könnten. Namentlich haben die Scandinavier in neuerer Zeit viel darüber geschrieben, wie sie eine eigene nordische Bildhauerkunst entwickeln möchten. Auch haben schon mehre scandinavische Künstler es versucht, den Thor, den Odin, die Einheriar, die Nornen, die Walkyren in Marmor darzustellen.

Allein ihre Götter sind nur immer wieder um so schöner, je mehr sie den griechischen gleichen. Ihr Odin, den sie meißelten, sieht gerade so aus, wie Jupiter, und man erkennt den nordischen Gott höchstens an seinem Raben. Wer wird den Baldur bewundern und anbeten, so lange Apollo den Menschen bekannt ist, oder wer die Walkyren, so lange man etwas von der Hebe weiß. Uns Allen sind

die griechischen Symbole und Götterbilder so vertraut, so allgemein bekannt, so ganz in unsern Ideenkreis verwebt, daß selbst den Scandinaviern z. B. der griechische Amor viel geläufiger ist, als der scandinavische Gott der Liebe.

In Bezug auf die Gegenstände, welche die Bildhauer darstellen, sind wir eben Griechen, denken und fühlen wie die Griechen, und sind an dieselben Vorstellungen gewöhnt, an die sie gewöhnt waren. Wir können daher auch in Marmor nur mit griechischen Ideen arbeiten.

Man sagt: „Verba valent sicut nummi." Man könnte aber auch von den Göttern etwas Aehnliches behaupten, auch sie haben Werth und Curs wie die Münzen. Denn wenn wir auch zu den griechischen Göttern nicht mehr als zu Göttern beten, so verehren wir sie doch noch als Symbole, an die wir so gewöhnt sind, daß wir uns die Natur- und Seelenkräfte nicht anders als auf griechische Weise personificirt denken können.

Da die Bildhauerkunst ihrer Natur nach sich mehr als irgend eine andere mit der Darstellung des nackten menschlichen Körpers beschäftigt, so ist sie schon deswegen an die Vorstellungen und Darstellungen eines südlichen Volks gebunden. Die nordischen Götter kann man sich gar nicht nackt denken.

Die Malerkunst stand bei dem Wiederaufleben der Künste und Wissenschaften auch schon deswegen unabhängiger da, weil die griechischen Productionen in diesem Gebiete der Kunst, ihrer vergänglichen Natur nach, fast völlig zerstört waren, während die dauerhaften Bildsäulen sich erhalten hatten. Daher sich die Werke des Phidias und

des Praxiteles als sie aus den Gräbern hervorstiegen, sofort auf diesem Gebiete an die Spitze stellten, was die zerstörten Werke des Apelles und seiner Schüler in ihrem Gebiete nicht konnten. Thorwaldsen, Canova, Phidias, Apelles werden sich im Paradiese sofort als Brüder, als intimste Geistesverwandte umarmt haben. Zwischen Raphael und Apelles sind weit mehr Scheidewände und Klüfte.

Kopenhagen ist natürlich noch voll von dem Lobe des kaum verstorbenen Thorwaldsen. Er bildet besonders bei dem Erscheinen eines Fremden, der alles Große und Schöne des Landes zu sehen wünscht, einen gewöhnlichen Gegenstand des Gesprächs. Es coursiren dort von Mund zu Munde eine Menge Erzählungen und Anekdoten, welche den Mann, der einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Nation geworden ist, charakterisiren.

Zwar hat der Professor Thiele, der das in der Kunstwelt bekannte Werk über ihn schrieb, schon einen großen Theil dieser charakteristischen Anekdoten gesammelt und publicirt. Doch, ist es schon schwer, die Copien aller seiner Werke zusammenzubringen, so kann man sich denken, daß die einzelnen Züge zur Darstellung seines Charakters noch viel schwieriger vollständig zu sammeln sind. Es mag daher sehr Vieles aus dem Kreise mündlicher Tradition noch nicht in die Kreise der schwarzen Lettern übergegangen sein. Von denen, die mir zu Ohren kamen, interessirten mich besonders folgende.

Wie alle großen Künstlergeister, so suchte auch Thorwaldsen das Wahre und Schöne nie in der Ferne. Er

fand es immer gelegentlich vor seinen Füßen, wie Raphael seine Madonna auf jenem Dorfjahrmarkte. Die Idee und das Bild zu seinem allerliebsten, auf einem Felsen ausruhenden Hirtenknaben fand er bei folgender Gelegenheit. Es saß ihm ein junger Römer als Modell zu seinem Merkur. Der Knabe war, als er eine Zeit lang in der ihm angegebenen Stellung verharrt hatte, müde, bat den Künstler, sich ausruhen zu dürfen, und als dieser ihm die Erlaubniß gegeben, veränderte er sofort seine Stellung, und setzte sich auf das Postament, auf dem er bisher gestanden hatte, nieder. Seine bisher angespannten Muskeln lösten sich auf und seine künstliche Figur zerschmolz in die natürlichste und nachlässigste Stellung der Ruhe.

Er ließ das eine Bein lang und lose über den Abhang des breternen Gerüstes herabhängen und stützte den rechten Arm mit dem Stabe, den man ihm in die Hand gegeben hatte. Das andere Bein, das ihm etwas wehe thun mochte, zog er auf das Postament hinauf und umfaßte es unter dem Knie mit der linken Hand. Thorwaldsen hätte mit allem Fleiß kein so natürliches Modell für einen von Strapazen ausruhenden Hirtenknaben finden können. Er bemerkte es sogleich, bat den Knaben, in dieser Lage, in der er sich befände, noch einige Augenblicke zu verbleiben, und er modellirte auf der Stelle seinen reizenden „Hirtenknaben auf dem Felsen".

Thorwaldsen wußte wohl, daß viele Leute die Eigenheit haben, das Interessante, was sie finden wollen, nur immer recht weit in der Ferne zu suchen. Einmal, als er von seiner zweiten Reise nach dem Norden wieder nach

Rom zurückkehrte, war er selbst der Gegenstand eines solchen Fernschauers. Viele Freunde waren ihm entgegengegangen, unter andern auch einer, welcher sich auf dem Wege, der aus Deutschland nach Rom führt, postirt hatte und hier mit einem Perspectiv den Horizont untersuchte, um Thorwaldsen dort noch früher als die Uebrigen zu entdecken.

Der Künstler war indeß längst nahe bei seinem, in der Ferne spürenden Freunde unbemerkt vorüberpassirt und in Rom eingezogen. Als man ihn dort fragte, ob er denn nicht Den und Den mitbrächte, der ihn mit dem Perspectiv entgegengefahren, erwiederte er: „Nun, da ist ihm ein Mal wieder Das, was er suchte, zu nahe gewesen."

Thorwaldsen hat viele seiner Werke mehre Male ausgeführt. So z. B. seinen Alexanderzug, von dem man hier vier verschiedene Copien von verschiedener Größe findet.

Schwerlich führt ein Mensch dieselbe Sache, wenn er sie zwei Mal zu machen hat, beide Male ganz auf eine und dieselbe Weise aus. Es gewährte mir ein großes Interesse, die verschiedenen Exemplare des Alexanderzuges mit einander zu vergleichen, die Verschiedenheiten in ihnen zu entdecken, und mit Hülfe derselben die Gedanken, die den Künstler dabei geleitet haben mochten, zu verfolgen.

In dem einen Exemplare z. B. blickt der auf seinem Siegerwagen stehende Alexander auf die Pferde hin, welche sich vor seinem Wagen tummeln, als habe er seine Freude an ihrer Raschheit und als gedenke er dabei seines eigenen Triumphgallops. Auf dem andern dagegen blickt er zum

Himmel auf, als wolle er die Frage an seinen Vater Zeus richten: Siehst du den Triumph deines Sohnes? Auf dem einen Zuge hebt Bucephalus, den man hinter Alexander herführt, seinen Schweif wie eine Ruthe empor, auf dem andern dagegen läßt er ihn wie eine Fahne herabwallen.

Unter den Künstlern und Gelehrten, die dem Zuge folgen, ist auch Thorwaldsen's Figur selbst, und auch diese Figur hat auf den verschiedenen Exemplaren eine verschiedene Stellung.

Auch andere Werke hat Thorwaldsen mehre Male gemacht, bis ihm die Ausführung so gelang, wie sie seiner Idee entsprach. So z. B. hat er das Pferd für Poniatowsky, den Engel mit dem Taufbecken für die Frauenkirche, die Gruppe der drei sich umschlingenden Grazien mehre Mal und immer mit kleinen oder großen Variationen gemacht. Da man hier nun alle verschiedene Versuche neben einander sieht, so bieten sich vielfache Gelegenheiten zu interessanten Vergleichen. Auch das wunderhübsche Basrelief, auf dem Hektor dem weichlichen Paris im Beisein der Helene Vorwürfe macht, findet sich zwei Mal mit Variationen ausgeführt. Auf der einen Darstellung sind nur drei Personen, auf der andern fünf.

Eine der schwierigsten und interessantesten Aufgaben, die der Künstler bei der Ausführung des Alexanderzuges zu lösen hatte, war gewiß die Verbindung und Verkettung der verschiedenen Gruppen untereinander zu einem Ganzen, und dann die Variirung in den Stellungen der verschiedenen einzelnen Figuren. Das ganze Kunstwerk hat

zwar seine Einheit in dem Zusammenkommen des triumphirenden Königs und seiner Feldherren mit der ihm entgegentretenden Friedensgöttin und den bezwungenen Babyloniern. Aber weil diese Hauptscene in einer Arbeit wie diese, die arabeskenartig mit gleicher Breite um das Innere eines Sales herumlaufen sollte, vor den übrigen wenig hervortrat, so mußte der Künstler auch nach einer Menge kleiner Nebenactionen suchen, welche an andern Punkten seiner Arbeit Interesse zu erregen und für sich kleine Ganze bildende Gruppe zu veranlassen im Stande waren. Da nun das Ganze weiter nichts als zwei lange Processionen waren, die sich ziemlich einförmig von zwei Seiten her nach einem Punkte bewegten, so war dies nicht leicht. Bei der dem Triumphwagen Alexanders zunächst folgenden Cavalerie hatte es am wenigsten Schwierigkeit. Die Pferde, diese muthigen und unruhigen Thiere, zeigen sich und ihre Reiter beim Vorrücken in sehr mannigfaltigen Stellungen. Das eine schreitet gemäßigt, das andere ist im Begriff, einen sehr pitoresken Sprung auszuführen. Jenes spornt der Reiter an, dieses weiß sein Herr kaum zu bändigen. Hier zürnt ein Reiter gegen seinen Vormann und ruft ihm zu, Platz zu machen. Dort blickt sich ein Anderer ruhig und neugierig nach seinem Hintermann um, dessen Roß ihm zu schaffen macht. Das eine Thier hat eine solche Position eingenommen, daß des Reiters Brust und Angesicht nach vorne gekehrt werden, das andere dagegen eine solche, daß der Künstler Gelegenheit bekam, seinen Rücken zu modelliren. — Die vernünftigere und regelmäßigere Infanterie ist darin für den Künstler ein

viel unvortheilhafterer Gegenstand. Thorwaldsen hat daher auch die ganze Infanterie Alexander's auf 6 Mann reducirt, während die Cavalerie durch mehr als 15 Mann repräsentirt wird. Während bei der Cavalerie die ganze Gestalt des Menschen in die verschiedenartigsten und malerischsten Stellungen kommt, ist dagegen bei der Infanterie kaum eine andere Variation möglich als die, daß der eine sein Schild und Speer so, der andere es so hält. Auf eine sehr malerische Weise werden Infanterie und Cavalerie dadurch mit einander verknüpft, daß der letzte Reiter sich auf seinem Pferde umwendet und den Infanteristen etwas zuruft, von denen die Hälfte mit ausgereckten Hälsen seinen Worten lauscht.

Kein Thier kommt in dem Thorwaldsen'schen Alexanderzuge häufiger vor als das Pferd, mit dem er mit Recht so verschwenderisch als möglich gewesen ist: erst die vier Pferde vor Alexanders Wagen, dann der Bucephalus, dann die Pferde der Generale und der Cavalerie, dann acht Rosse, die dem Alexander zum Geschenke entgegengeführt werden. Nur einen Elephanten hat er angebracht. Die Elephanten bilden zu plumpe Massen. Von den gefangenen wilden Thieren gibt es auch von jeder Gattung nur eins, einen Löwen, einen Tiger. So herrliche Scenen diese Könige der Thiere dem Künstler in der Wildniß, wenn sie mit einander kämpfen, darbieten, so traurige Figuren spielen sie, wenn sie an der Kette herumgeführt werden, während das Pferd sich in der menschlichen Gefangenschaft, in Zaum und Zügel sehr wohl gefällt. Auffallend war es mir, daß in dem ganzen Zuge gar keine Rinder

vorkommen, mit denen doch sonst die Bildhauer sich nicht ungern befassen, und eben so auffallend, daß die Heerde der Schafe, die doch immer sehr einförmig neben einander herschreiten und bei einer Procession am schwersten zu gruppiren sind, fast ein Paar Ellen lang ist. Vielleicht benutzte sie der Künstler, um mitten in allem Pferdegetümmel wieder etwas Ruhe in sein Werk zu bringen. Es ist schade, daß Thorwaldsen in seinem Leben nicht Gelegenheit hatte, einmal einen solchen Zug eines aus indischen Kriegen siegreich zurückkehrenden Feldherrn zu sehen, wie ihn Herr von Orlich in seiner ostindischen Reise beschreibt, wo er die Armee des englischen Generalgouverneurs, Lord Ellenborough's, aus den Ländern jenseits des Indus heimziehen sah. Er hätte dabei gewiß noch manche interessante Motive und Ideen für seinen Alexanderzug gewonnen.

Eine der originellsten Ideen in Thorwaldsen's Alexanderzuge schien mir immer der angelnde Fischer zu sein, den der Künstler so frei und in die Augen fallend hingestellt hat, daß es offenbar wird, daß er ihn für eine Hauptfigur seines Werkes hielt. Er bildet einen herrlichen Gegensatz zu dem königlichen Alexander. Er sitzt ruhig da und triumphirt über seinen kleinen Fisch, den er eben aus dem klaren Gewässer zog, so wie Alexander über die Stadt mit hundert Thoren, die er aus den blutigen Strömen der Schlachten fischte, triumphirt. Dieser bescheidene und stille Fischer treibt sein Gewerbe ruhig fort, unbekümmert darum, ob Darius auf dem Throne sitzt oder ob der Sohn des Jupiter Ammon die Blitze und Gnaden im Reiche vertheilt.

Thorwaldsen's Genius war ein vielumfassender, allen Regungen, deren der menschliche Geist fähig ist, offen. Er war auf gleiche Weise ernst und scherzhaft, kräftig und anmuthig, erhaben und kindlich. Er hat uns den triumphirenden Alexander und andere große Helden (Poniatowsky, Jason, Mars) in kräftigen Bildern vor Augen geführt, und doch auch hat er in seinem reizenden Basrelief, die Weihnachtsfeier im Himmel, in seinen zahlreichen spielenden, trinkenden, Trauben kelternden, spinnenden, flatternden, tanzenden Amouretten, so wie in seinen musicirenden, schwebenden, singenden Engeln hinreichend bewiesen, wie sehr er auch für die Auffassung des Lieblichen und Kindlichen gestimmt war. Wenn ich beide Klassen seiner Werke, die ernsten und die scherzhaften mit einander vergleiche, so denke ich an die großen Helden, die eben so geschickt waren, in den Schlachten der Schrecken der Feinde zu sein, als dazu, mit Kindern kindlich und herzlich zu spielen. In seiner Taufe Christi, in seiner Predigt des Johannes, in seinen Aposteln und seinem Christus, der die Kinder segnet, und in seinem Christus als Lehrer erkennt man, wie tief und großartig er den Geist des Christenthums auffaßte, und in zahllosen andern Werken sieht man, in welchem Grade er zugleich die Bedeutung der griechischen Mythe verstand.

Uebrigens hat er aber im Ganzen genommen keinem Gotte mehr gehuldigt, als dem Amor, und die Mehrzahl seiner Werke sind in dem anakreontischen Genre. Ich habe allein zwanzig Werke von ihm gesehen, in denen Amor die Hauptrolle spielt, und denkt man sich in diese

erotischen Dichtungen recht lebhaft hinein, so kommt es mir vor, als sähe man hier ganz dasselbe in Marmor gebildet, was man im Anakreon auf dem Papiere liest. Thorwaldsen muß auch vom Anakreon einige Kunde gehabt haben, denn einmal hat er ihn selber in Gesellschaft seines Lieblingsgottes des Amors dargestellt.

Von allem Schönen und Interessanten, was sich in Kopenhagen sah, so sehr mich Alles anzog, schwebt mir doch am Ende nichts in einem lieblichern und wohlthätigern Lichte, als die Erinnerung an die Thorwaldsen'schen Schöpfungen. Die Kunst entzückt uns doch noch mehr, als Wissenschaft und Forschung, und Thorwaldsen war ein wahrer Dichter. Denn er hat nicht nur die alten Mythen reizend wieder dargestellt, sondern auch, wie die alten griechischen Dichter, noch neue Mythen dazu erfunden. Man kann sagen, er hat den Mythenkreis noch vergrößert. So z. B. ist sein Amor, der mit dem Hymen am Lebensfaden spinnt, gewiß eine solche reizende Erfindung. Sein „Lebenslauf des Menschen" ist wiederum eine solche Erfindung. Wer diese wundervolle Dichtung nicht kennt, muß sie sich beschreiben lassen: Es ist ein längliches Basrelief. Zu Anfang des Bildes rechts steht ein Korb mit muntern Amouretten. Ein kleiner Knabe und ein unerwachsenes Mädchen stehen daneben und heben neugierig das Tuch vom Korbe auf. Einer der Amouretten drängt sich aus einem Spalt hervor und blickt das kleine Mädchen ruhig an. Diese sieht auf ihn mit großen Augen uud greift täppisch, instinktartig, ohne zu wissen, was er bedeute, nach dem Amor, der seinerseits die Arme zusammenge-

schlagen hat. Er weiß, daß die Kleine noch nicht für ihn reif ist. Auf der andern Seite des Korbes sitzt Psyche und neben ihr eine erwachsene Jungfrau. Psyche hat den linken Arm weit über den Korb hingelegt, als habe sie von allen diesen kleinen hübschen Dämonen für sich und ihre Gespielin Besitz ergriffen. Mit der Rechten hält sie einen Amor hoch in die Höhe. Er streckt die Hände nach dem jungen Mädchen aus, die auf dem Boden niederhockt, wie Mädchen wol thun, wenn sie kleine Kinder zu sich locken wollen. Sie blickt ihn schmeichelnd an und ladet ihn auf ihren Schoos ein. — Die Wünsche der Jungfrau gehen in Erfüllung und neben der vorigen steht eine Verlobte, die von ihrem Amor bereits Besitz ergriffen hat und ihn inbrünstig küßt. — Auf die Erreichung unserer Wünsche folgt Ueberdruß und Gleichgültigkeit und weiterhin erscheint daher ein Ehepaar in der Mitte der Noth und Mühe des bürgerlichen Lebens. Der Mann hat sich, von Arbeit ermüdet, hingesetzt und schlummert, seinen schweren Kopf mit der Hand gestützt. Sein Amor sitzt ihm im Nacken, doch scheint ihn dies so wenig zu stören, als säße ihm eine Fliege auf der Schulter. Seine Frau steht vor ihm; sie scheint vom Markte nach Hause zu kommen und hat ihren Amor so an den Flügeln gefaßt, wie man etwa ein Huhn oder sonst ein Geflügel faßt, das man nach Hause trägt. Die schlaffen Arme und Beinchen des kleinen Gottes hängen lang herunter und baumeln an ihrer Schürze. Den Schluß macht ein ohnmächtiger Greis mit kahlem Scheitel, der die alten Zeiten zurückwünscht und mit Sehnsucht auf seine Jugend blickt. Er hat das Gesicht den

Uebrigen zugekehrt und streckt die Arme nach seinem Amor aus, der ihm davonfliegt und sich umwendend dem alten Manne ein etwas spöttisches Gesicht zeigt.

Es ist etwas so Kurzes, Bündiges, Lakonisches, ich möchte sagen etwas so Lapidarisches in den Dichtungen eines Bildhauers. Die Maler und Schriftsteller können viel mehr Aufwand mit Farben und Worten machen. Das Wesen der Bildhauerkunst verträgt aber keine luxuriöse Verschwendung. Eine Bewegung, eine Situation, eine Stellung muß hier Viel sagen, und was jene oft weitläufig ausführen, kann der Bildhauer in seinen Werken oft nur andeuten. Die statuarischen Werke ergreifen uns wie lateinische Kernsprüche, die mit Lapidarschrift für die Ewigkeit in den Fels gegraben sind. Wie hätte ein Dichter wol, wenn ihm die Nacht zum Thema eines Gedichtes gegeben wäre, alle Sterne, den Mond, die Fluren, die stillen Lüfte, das ferne Geschrei der Frösche, der wilden Thiere im Walde und wie viele andere Dinge zu Hülfe gerufen, um uns einen Eindruck von dem Geiste der Nacht und ihres Wesens zu geben. Was thut Thorwaldsen, der Bildhauer? Er schafft eine einzige in freiem Raume schwebende Gestalt mit geschlossenen Augen, zwei schlummernde Kinder am Busen. Um das Ruhen noch besser anzudeuten, schlägt die Frau die beiden Füße über einander, wie Schlafende dies wol zu thun pflegen. Statt aller mannigfaltigen Nachtgestalten flattert nur eine einzige Eule ihr zur Seite. Keine Sterne, keine Feuer, keine schwarzen Schatten, keine Lichteffekte, mit denen der Maler freigebig gewesen wäre, und doch ist das Ganze

höchst ergreifend und für Nachtliebhaber nicht weniger werth, als ein ganzes Kapitel aus Young's Nachtgedanken.

Nicht alles, was malerisch ist, ist auch bildhauerisch. Beide Künste haben ihre eignen Gegenstände und ihre eigne Behandlungsweise. Echt statuarisch ist auch die Thorwaldsen'sche Psyche, welche im Begriff ist, die Büchse der Pandora zu öffnen. Es ist eine reine unschuldige Jungfrau. Sie hat die Büchse in der einen Hand und will eben die Finger der andern an den Deckel legen, ihn zu lüften. Sie sieht ganz erwartungsvoll, halb scheu, halb wie von freudigen Hoffnungen erleuchtet, drein. Um ihre Füße und Beine — und hier erkennt man den Bildhauer besonders — schlingt sich dergestalt ein Tuch, daß sie darin ganz eingewickelt scheinen, so daß die Psyche nicht schreiten kann. Diese Erfindung des Künstlers läßt seine ganze Psyche gleichsam chrysalidenartig erscheinen. Sie ist wie eine Schmetterlingspuppe, die eben die Flügel entfalten will, um sich auf den gefährlichen, stürmereichen Weg des Lebens selbstflatternd hinauszumachen.

Ich sagte oben, wie sowol in Thorwaldsen's Leben, als auch in seinem Ende so Vieles sich zeige, was darauf hindeute, daß er ein Auserwählter der Gottheit gewesen, und wie seine Existenz von Anfang bis zu Ende ein wunderbar sich abrundendes Ganze bilde. In dieser Beziehung ist es bemerkenswerth, daß in den letzten Zeiten seines Daseins sein Geist sich auch wieder insbesondere derjenigen Religion zugewandt zu haben scheint, in der er getauft wurde und die in seinem Vaterlande die herrschende ist.

Das letzte Werk, an das er Hand anlegte, war eine Büste von Luther. Um 2 Uhr Nachmittags hörte er auf daran zu meißeln und um 6 Uhr Abends war er entschlafen.

Ein großer Vorzug, den die Bildhauer vor den Malern voraushaben und der sie in Bezug auf Bildung des Geschmacks und Erfreuung der Menschheit noch wichtiger als diese erscheinen läßt, ist der Umstand, daß es so leicht ist, ihre Werke, so oft man will, zu vervielfältigen. Ein Gypsabguß einer Phidias'schen Statue ist fast so gut, wie das Originalwerk von Phidias selbst. Und es gehören keine so großen Talente dazu, einen solchen Abguß zu bewerkstelligen, als dazu, eine Madonna von Raphael würdig zu kopiren. Es werden jetzt in Kopenhagen unter Aufsicht der Administration von Thorwaldsen's Museum von allen seinen Werken Abgüsse genommen, die sich nun von hier aus durch die ganze Welt verbreiten. Man hat auch eine Menge kleiner Nachbildungen größerer Werke von Thorwaldsen veranstaltet und man kann die ganze Sammlung schon beinahe ziemlich vollständig zu mäßigen Preisen kaufen. Auf diese Weise kann Jeder in entfernten Erdenwinkeln ohne Schwierigkeit sich selber ein Thorwaldsensches Museum en miniature schaffen.

---

2. Museum der nordischen Alterthümer.

Das Museum der nordischen Alterthümer ist eins der merkwürdigsten Museen in der Welt. Man kann es in Betracht seiner Reichhaltigkeit einzig in seiner Art nennen. Es sind zwar seit dem Jahre 1807, wo es begründet wurde, mehre ähnliche Museen in Mecklenburg, in Stockholm, in Christiania und bei vielen Privatpersonen in allen scandinavischen Ländern entstanden. Allein alle diese Sammlungen sind in Vergleich mit der kopenhagenschen arm.

In England, in Frankreich, in Dresden, in Wien und andern deutschen Städten bilden die Antiquitäten aus dem frühesten Alterthum der europäischen Menschheit nur einen sehr unbedeutenden Anhang.

Daß die Römer und Griechen, die sich bloß in ihrem engen Kulturkreise bewegten und alle Berührung mit Barbaren verabscheuten, wenig Notiz von der barbarischen Steinzeit nahmen, auf deren Trümmer sie ihre Kulturwelt erbauten, ist zwar sehr natürlich; daß aber seit der Entdeckung Amerikas und seit den so vielfachen Berührungen mit unkultivirten Wilden unsere Historiker, Antiquare und Philosophen noch 300 Jahre warten konnten, ehe sie es sich einfallen ließen, jene Reste der Steinzeit zu sammeln, mit den Geräthschaften der noch jetzt existirenden Steinnationen zu vergleichen und einer philosophischen Untersuchung zu unterziehen, bleibt ein Wunder und den gelehrten Dänen dieses Jahrhunderts bleibt der Ruhm, eine Gattung der interessantesten und merkwürdigsten Do-

kumente der Geschichte aufgespürt und den Versuch zu ihrer Vervollständigung und zur Entzifferung ihres Inhalts gemacht zu haben.

Daß den Dänen dieser Vorzug in so hohem Grade zu Theil wurde, kann man vielleicht aus zwei Umständen erklären, erstlich, weil sie, wie man oft gesagt hat, eine sehr historische, traditionenreiche, Geschichte liebende, für alles Alterthümliche begeisterte Nation sind, und zweitens aus dem Umstande, daß die alte Urzeit ihnen viel näher liegt als den meisten andern kultivirten Völkern.

Daß in Italien, in Griechenland, in Spanien, in Frankreich rc. auch einst solche unkultivirte Barbaren wohnten, welche den Gebrauch der Metalle nicht kannten und sich nur steinerner Instrumente bei allen ihren Verrichtungen bedienten, wird durch die steinernen Geräthschaften, welche man auch in allen diesen Ländern hier und da gefunden hat, bewiesen.

Allein die Metalle sind ohne Zweifel schon viel länger in diesen südlichen und zuerst kultivirten Ländern unseres Welttheils eingeführt. Das Steinalter hörte hier früher auf als in den entlegenen scandinavischen Theilen und konnte also dem Boden der Gräber, der Sümpfe und Moräste nicht so viele steinerne Geräthschaften anvertrauen. Dann hat der Ackerbau das Land hier schon länger aufgewühlt und solche rohe Alterthümer, die man ehemals wenig beachtete, der Zerstörung überliefert.

In Scandinavien dagegen, das später als alle andere Länder mit den Metallen bekannt wurde, häuften sich die Steinsachen mehr an und wurden auch in Folge der

geringern Bebauung des Landes besser conservirt. Man wurde daher hier zuerst auf diese so häufig zum Vorschein kommenden Gegenstände aufmerksam.

Für vaterländische Geschichte haben in Dänemark schon seit mehr als hundert Jahren Vereine gelehrter Männer bestanden, so die Gesellschaft für Verbesserung der nordischen Geschichte und Sprache (Selskabet for den norske Histories og Sprogs Forbedring), gestiftet im Jahre 1744. Von einem Mitgliede dieser Gesellschaft, dem durch mehre historische und literarische Schriften über Dänemark bekannten Bibliothekar Nyerup, ging im Jahre 1806 zuerst die Idee zu einem solchen historischen Nationalmuseum aus. Ihm schloß sich der ebenfalls vielfach mit antiquarischen Arbeiten beschäftigte Bischof Münter an. Durch die von diesen Männern veranlaßten Anregungen wurde die Aufmerksamkeit des Publikums auf die alten Grabhügel und ihren bisher vernachlässigten Inhalt hingelenkt. Man fing an zu sammeln, zu graben, zu retten, was man konnte, und sandte eine Menge trefflicher Beiträge ein. Es gibt in Kopenhagen ein von Christian IV. gestiftetes Institut, in welchem hundert armen Studenten Unterhaltung und Wohnung gegeben wird, die sogenannte Regenz. Jener Nyerup wußte auch in diesen jungen Leuten den Sinn für Alterthumskunde zu wecken und bildete in ihnen viele wirksame Organe für sein Streben aus. So wie sie nachher in den verschiedenen Theilen des Landes angestellt wurden, benutzte man sie, um neue Gegenstände zu sammeln.

Auf diese Weise wurde das Interesse des Publikums

für die Alterthümer des Vaterlandes geweckt und erhöht. Man ernannte endlich eine Commission zur Aufbewahrung und Conservirung aller nordischen Alterthümer in Dänemark. Diese Commission setzte sich in Correspondenz mit Gelehrten und Alterthumsfreunden, mit Schullehrern, Beamten und Predigern und lud sie ein, über die in ihren Distrikten befindlichen Alterthümer Nachrichten einzusenden und, wenn es thunlich war, jene selber zu schicken.

Man hatte eine Instruktion für die Sammler in den Provinzen ausgearbeitet und gedruckt, nach der sie sich zu richten hatten und in welcher die Gegenstände, worüber man Erläuterungen wünschte, unter zwölf Rubriken gebracht waren. Man rückte Bekanntmachungen und Aufforderungen zur Erhaltung und Schonung der Alterthümer in die Volkskalender ein. Die Regierung unterstützte diese Bestrebungen ihrerseits mit zweckmäßigen Verordnungen, unter andern mit der Bestimmung, daß alle Antiquitäten in Gold und Silber, obwol sie nach einem alten dänischen Gesetze als Schatz eigentlich dem Könige gehörten, jetzt gegen eine dem Metallwerthe gleichkommende Entschädigung aus der Staatskasse eingelöst werden sollten. Die Commission selbst hatte anfangs nur 500 Thaler Einkünfte und mit Hülfe dieser Einkünfte verschaffte sie sich eine Menge besonders dem Landmann willkommene Gegenstände, die sie für eingelieferte Alterthümer als Geschenke austheilte. Auch gab man, um für die Gelehrten zu sorgen, seit dem Jahre 1812 eine Zeitschrift unter dem Titel „Antiquarische Annalen" heraus. Bis zum Jahre 1827 erschienen von dieser Zeitschrift vier Bände.

In die Fußtapfen des später verstorbenen Nyerup traten der unermüdliche Alterthumsfreund Kanzleirath Thomson, dann Professor Rafn und mit ihnen viele andere ausgezeichnete Gelehrte, die im Jahre 1825 zu einer antiquarischen Gesellschaft zusammentraten, welche den Titel „det kongelige nordiske Oldskrifts-Selskab" (die königliche nordische Gesellschaft für alte Schriften) führte. Diese ausgezeichnete und berühmte Gesellschaft nahm nun auch insbesondere das Museum für nordische Alterthümer unter ihre Obhut und hat nach und nach eine so großartige und umfassende alterthumsforschende Thätigkeit entwickelt, wie wenige andere in Europa. Sie hat nicht nur Dänemark und ganz Scandinavien, Island, Grönland, sondern überhaupt den ganzen Norden der Erde, Rußland, Großbritannien, das nördliche Deutschland, die Niederlande, das nördliche Frankreich und Nordamerika mit in den Kreis ihrer Wirksamkeit gezogen. Sie hat in allen diesen Ländern eine Menge Gelehrte und einflußreiche Männer zu Mitgliedern und Theilnehmern ihres Wirkens gemacht. Die Beherrscher der Niederlande, von England, von Rußland, von Schweden, Dänemark, Preußen und viele andere deutsche Fürsten und viele Privatpersonen aus allen nordischen Ländern haben der Gesellschaft Geldgeschenke gemacht und sie mit Rath und That unterstützt. Sie zählt jetzt nahe an 800 Mitglieder, unter denen sich die berühmtesten Gelehrten Europas befinden, und besitzt einen Fonds von nahe an 50,000 Thalern. Mit Hülfe der Einkünfte aus diesem nicht unbedeutenden Fonds und der jährlich noch auf andere Weise zufließenden Bei-

träge hat sie im Verlaufe der zwanzig Jahre ihrer Existenz nicht nur das Museum der Alterthümer auf eine sehr bedeutende Weise vermehrt, trefflich geordnet und in einem vom Könige verliehenen Lokale des Christiansburger Schlosses aufgestellt, sondern auch eine Reihe der rarsten und für die Geschichte des Nordens wichtigsten Schriften herausgegeben.

Diese werthvollen Schriften umfassen ungefähr 60 Bände, die ohne Zweifel ohne die Bemühungen jener Gesellschaft nie erschienen wären, da ihre Publicirung vermuthlich mehr gekostet hat, als ihr Verkauf Gewinn einbrachte. Dahin gehören namentlich eine Reihe isländischer Schriften: 1) die historischen Sagen Dänemarks, Schwedens, Norwegens in isländischer, lateinischer und dänischer Sprache; 2) die mythisch-historischen Sagen des Nordens vor dem neunten Jahrhundert in isländischer und dänischer Sprache; 3) ein heroisches Gedicht von den Thaten und dem Tode des Königs Ragnar Lodbroks in dänischer, lateinischer und französischer Sprache; 4) die historischen Sagen der Bewohner der Färöer in isländischer, dänischer, färöischer und deutscher Sprache; 5) die historischen Sagen Islands. Zwei der neuesten und allermerkwürdigsten Publikationen dieser Gesellschaft sind folgende: 1) Grönlands historische Denkmäler in isländischer und dänischer Sprache und 2) die Antiquitates Americanae oder Scriptores septentrionales Rerum Ante-Columbianarum in America. Diese beiden Schriften haben die interessantesten Resultate über die Geschichte der nördlichen Länder Amerikas herausgestellt. Und namentlich ist es der Welt durch das letzte Werk klar vor Augen gestellt, daß und wie längst

vor Columbus Nordamerika von den Isländern und scandinavischen Grönländern entdeckt, besucht und sogar zum Theil bebaut wurde. Bei den meisten dieser für die Annalen der Menschheit interessanten Schriften hat der allgemein bekannte Secretair der Gesellschaft, der Sprach- und Alterthumsforscher Rafn, das vornehmste Verdienst.

Die Gesellschaft theilt sich in eine asiatische Sektion, für die Aufklärung der Beziehungen der alten Scandinavier mit Asien; in eine russische Sektion, für die Aufklärung der Verbindung der alten Geschichte Rußlands und Scandinaviens; in eine amerikanische Sektion, für die scandinavischen Forschungen in Amerika; in grönländische, norwegische, schwedische, dänische, isländische Sektionen, und endlich in deutsche, französische und englische Sektionen, denn auch die Alterthümer dieser Länder haben einen innigen Zusammenhang mit denen Scandinaviens. — Ein besonderes Comité der Gesellschaft, dessen Sekretair Herr Thomson ist, beschäftigt sich mit der Vermehrung und Erhaltung des Museums.

Die Gesellschaft gibt ihre Memoiren in dänischer, deutscher, französischer und englischer Sprache heraus. Sie hat noch außerdem 2 Bände einer nordischen Zeitschrift für Archäologie (Nordisk Tidskrift for Oldkyndighed) mit historischen und archäologischen Abhandlungen, 2 Bände einer Zeitschrift für nordische Archäologie (Tidskrift for Nordisk Oldkyndighed) mit historischen und philologischen Abhandlungen herausgegeben.

Alle diese größern Werke sind indeß hauptsächlich nur den Gelehrten zugänglich. Damit aber auch die Alter-

thumskunde und das Interesse dafür in weitern Kreisen noch mehr verbreitet werde, hat man auch fortgefahren, populäre kleine Schriften über diesen Gegenstand zu publiciren. Unter andern hat Herr Thomson einen ganz allerliebsten und lehrreichen kleinen Leitfaden der Alterthumskunde herausgegeben, und ein anderes kleines Werk über Dänemarks Alterthum und Vorzeit, das man ebenfalls in den Händen des großen Publikums findet, ist von einem Herrn Worsaae publicirt. Auch hat die Regierung und Gesetzgebung wieder durch mehre Verordnungen auf die Conservirung der alten Nationaldenkmäler hingewirkt. Die Sache des nordischen Museums ist nun in solchem Grade eine Nationalangelegenheit geworden, wie bei uns eine archäologische Unternehmung es noch nie geworden ist. Noch fortwährend strömen Beiträge dazu aus allen Theilen des Landes herbei, und diese Beiträge, so wie die Geber derselben werden alle Wochen in der dänischen Staats- und Reichszeitung, bekannt gemacht, so daß das Publikum immer mit den Fortschritten des Unternehmens bekannt bleibt und auch den Vaterlandsfreunden von ihren Landsleuten der gebührende Ruhm zu Theil wird. Auf diese Weise ist die Sammlung schon sehr bedeutend geworden. Allein bedenkt man, daß man nur erst seit etwa vierzig Jahren zu sammeln angefangen hat, daß wol nur erst die Minderzahl der 20,000 Grabhügel*), welche in Dänemark existiren sollen,

*) Ich finde in mehren Büchern diese Anzahl und glaube, daß die dabei zum Grunde liegende Rechnung nicht übertrieben ist.

untersucht ist, bedenkt man ferner, daß die Moräste und Torfmoore des Landes, namentlich Jütlands, diese Reservoire und Conservatorien der Alterthümer, nahe an 100 Quadratmeilen einnehmen und daß da noch Tausende von Stellen sind, die noch kein Spaten oder Pflug berührt und durchwühlt hat, so kann man daraus schließen, daß diesem schon jetzt so reichen Museum noch sehr bedeutende Bereicherungen bevorstehen. Der Alterthumsforscher kann also mit freudiger Spannung noch auf die Zukunft hinblicken, nicht ohne Betrübniß aber auf die Vergangenheit. Denn bedenkt man auf der andern Seite, daß man schon in dem kurzen Zeitraume der eifrigen Sammlung so Vieles gerettet hat, daß aber dieser kurzen Zeit eine lange Zeit der Gleichgültigkeit gegen diese Alterthümer voraufging, so kann man sich vorstellen, wie viele unschätzbare Dinge während dieser Periode verloren, zerstört und für immer dem Auge des Forschers entzogen worden sein mögen. Namentlich mag dieses Schicksal die kostbaren Sachen in Gold, Silber, Bernstein ꝛc. getroffen haben. Innerhalb der vierzig Jahre des Bestehens des Museums hat man eine erstaunenswerthe Menge von goldnen Kronen, Haupt-, Arm-, Fingerringen und andern Goldschmuck ans Tageslicht gebracht. Einzelne jener Goldsachen haben ein Gewicht von mehren Pfunden reinen Goldes. Man hat ebenfalls ganze Schränke voll uralter Bernsteinschmucksachen zusammengebracht, ein einziger

---

Ich kenne eine dänische Insel von 2 Quadratmeilen Größe, auf der man allein 200 große Grabhügel gezählt hat.

Bernsteinfund, der in den letzten Jahren in Jütland gemacht wurde, bestand aus 3400 Bernsteinstückchen, Perlen und andern Figürchen. Bedenkt man dies, sage ich, und erwägt man, daß, seitdem die alten Scandinavier diesen Bernstein, die alten Frodes, die Sigurd Rings, die Gorms und alle die alten Seekönige und Näskonge jene Kronen und Spangen trugen, zehn bis zwölf Jahrhunderte verflossen sind, in welcher Zeit vielleicht eben so viele gesucht und gefunden, aber nie gesammelt wurden, indem man alles, was man fand, raubte, versteckte, einschmolz, so kann man nur mit Bedauern an den Reichthum und die Vollständigkeit denken, welche dieses Museum haben müßte, wenn schon Christian I. oder Friedrich I. so viel Verstand gehabt hätten, um einzusehen, daß die Ansammlung jener Gegenstände vom höchsten Interesse für die Wissenschaft wäre.

Das Museum ist historisch geordnet. Es beginnt mit den Sachen aus dem Steinalter, in welchem die Bewohner Scandinaviens den Gebrauch der Metalle noch nicht kannten und in welchem sie mit Steinen ihr Wild erlegten, mit Steinen die Bäume fällten, mit Steinen hobelten, sägten, bohrten, mit Steinen sich rasirten, schmückten und mit Steinen sich unter einander in ihren Schlachten erschlugen. Viele dieser Steinsachen sind wahrhaft bewunderswürdig gearbeitet. Messer mit höchst zierlich gearbeiteten Griffen, mit ganz scharfen Schneiden, Pfeilspitzen, bei denen der Stein auf eine ganz unbegreifliche Weise ganz dünn ausgeschlagen und Alles so regelmäßig gearbeitet ist, daß es offenbar wird, jeder der meißelnden Schläge, die der Steinkünstler dem Steine gab,

traf den rechten Fleck. Diese alten Steinkünstler übten mit Sicherheit und Leichtigkeit eine Kunst, die wir ihnen jetzt nicht mehr nachzuüben vermögen. Ein Alterthumsfreund erzählte mir, er habe eine Summe von zehn Thalern an Drechsler und Steinschneider als Preis für Denjenigen ausgeboten, der im Stande wäre, ihm eine Pfeilspitze von Feuerstein in der Art dieser antiken Sachen herzustellen; — aber keiner habe die Aufgabe zu lösen vermocht. Die Gelehrten glauben freilich genau zu wissen, wie die Sachen gemacht wurden, aber keiner kann es nachmachen. Es ist schade, daß sie nicht einen Künstler darauf einüben oder aus den vielen barbarischen Ländern, die noch heutiges Tages im Steinalter stehen, einen Steinkünstler kommen lassen, um uns die Sache vorzumachen. Ein solcher Künstler könnte seine kleine Werkstatt in dem Lokale des Museums selber haben und durch seine Manipulationen den Beschauern gewiß Vieles deutlich machen, was ihnen jetzt unklar bleibt oder an dem sie zu zweifeln geneigt sind.

Mich wundert auch, daß man noch nicht auf die Idee gekommen ist, die ausgezeichnetsten und berühmtesten dänischen Heldengräber abkonterfeien zu lassen. Da man noch den Grabhügel Harald Hildetand's, Gorm's des Alten, der Königin Thyra, sogar auch den Odin's, Thor's, Hamlet's, Starkodder's, Palnatoke's ꝛc. nachweist, und da diese Hügel also für jeden Dänen ein großes Interesse haben, so würde eine Reihe von Ansichten solcher Gräber gewiß die passendste Zierde für das Museum nordischer Alterthümer sein.

Weil alle diese Gräber auch ihr Eigenthümliches haben — das eine liegt von schönen Buchen beschattet, das andere am Ufer eines Fjords, das dritte in öder wilder Haide, das vierte auf dem Gipfel eines Hügelrandes, zuweilen liegt eine Dorfkirche mitten zwischen den Hügeln, zuweilen sind sie von riesengroßen Steinen umsetzt —, so wäre eine solche dänische Gräbergalerie auch nichts weniger als einförmig und jedes Bild könnte seinen eigenthümlichen ästhetischen Werth haben. Professor Dahl und andere Maler haben wirklich schon einige solche alte Gräber gemalt und gezeigt, wie auch dieser Gegenstand einer sehr poetischen Auffassung fähig ist.

Da noch jetzt ein großer Theil der Völker des Erdbodens in dem Zeitalter der Steine steht, so hat man hier nicht unterlassen, auch auf die Produkte ihrer Künste und auf den Gebrauch, den sie noch heutiges Tages vor unsern Augen von ihnen machen, einen Blick zu werfen. Man hat die Steinsachen der Grönländer, der Südseeinsulaner, der amerikanischen Indianer ꝛc. ebenfalls gesammelt und sie zur Vergleichung in besondern Räumen neben jenen scandinavischen Steinsachen aufgestellt. Es ist merkwürdig zu sehen, wie außerordentlich ähnlich alle diese Produkte unter einander sind. Obwol die scandinavischen Steinkünstler 2000 Jahre vor den jetzigen grönländischen lebten, und obwol die grönländischen 2000 Meilen von denen der Südseeinsulaner entfernt sind, so sind doch ihre Kunsterzeugnisse so ähnlich, daß man glauben sollte, sie seien aus derselben Werkstatt hervorgegangen. Die Moden in den Steingeräthschaften, ihre Formen, die

Art und Weise ihres Gebrauchs, die Methoden ihrer Verfertigung, dieß Alles gleicht sich bei den Antipoden und bei den vorhistorischen Menschen wie bei den Kindern der Gegenwart auf ein Haar.

Die gelehrten und umsichtigen Sammler und Ordner des Museums haben besonders darauf gesehen, daß sie ganze Suiten der einzelnen Gegenstände und eine möglichst reiche Anzahl mannigfaltiger Exemplare derselben Klasse von Geräthschaften neben einander haben. Sie haben Hunderte von Beilen neben einander gestellt, von den kleinsten bis zu den größten, in Feuerstein, in Serpentin, in Porphyr und in den andern Steinen, in denen gearbeitet wurde; eben so Hunderte von Pfeilen und Wurfspießen in allen Größen, in allen Formen und allen Stoffen. Man sieht auch wieder andere Suiten, die eins der Steininstrumente auf jeder Stufe seiner Bearbeitung zeigen, z. B. zuerst den großen Feuersteinblock, von dem der Steinkünstler einen kleinern länglichen Splitter zum Behuf der Bildung einer Lanzenspitze abspaltete; man erkennt die Fläche, von welcher der Splitter sich löst, man sieht den Splitter selbst und es bleibt kein Zweifel, daß er eben von diesem Steine kam, dann das Instrument, den sogenannten „Knakkesteen", mit welchem der Schlag zum Absplitterung gegeben würde, weiter einen Splitter, der eben in Arbeit genommen war, aber halbvollendet liegen blieb, dann eine vollständige Lanzenspitze, und endlich auch einige, die im Kriege oder auf der Jagd gebraucht und beschädigt wurden. Dazu die Schleifsteine, auf denen man die Spitzen und Schärfen der Beile zuschliff. Besonders merkwürdig

sind die langen Feuersteinsplitter oder Späne („Flaekker" nennen sie die Dänen), deren man eine große Menge aufbewahrt hat. Sie sind oft ganz dünn, einen Zoll breit und sechs bis sieben Zoll lang. Sie sehen gerade so aus, wie wenn sie von dem Steine in seinem weichen Zustande mit einem Messer abgestrichen wären, denn sie sind etwas gebogen, fast wie Hobelspäne. Aber die Kenner behaupten, sie seien durch einen Schlag von dem Hauptsteine losgesplittert. Da man es ihm nicht vormachen kann, so bleibt ein Laie dabei immer etwas ungläubig, obgleich er es am Ende wol glauben muß. — Wie gesagt, es ist jammerschade, daß keiner der Gelehrten selbst sich auf jene Schläge einexercirt hat.

Der Reichthum der Bernsteinschmucksachen setzt nicht weniger in Erstaunen. Die Stelle, auf der jener oben erwähnte reiche Fund von 3400 Bernsteinstückchen in einer Kiste gemacht wurde, hält man für den dereinstigen Wohnort eines alten hier untergegangenen Bernsteinkünstlers. Nach den Steinsachen treten die bronzenen und kupfernen Geräthschaften auf, denen in diesem Museum wieder eigne Räume gewidmet sind. Kupfer und Gold sind diejenigen Metalle, welche man fast überall am frühesten auftreten sieht. Sie lassen sich leichter als Silber, Eisen und andere Metalle gewinnen, schmelzen und bearbeiten.

Man hat hier eine außerordentliche Menge von bronzenen Schwertern, Dolchen, Aexten, Ringen, Ketten, Halsbändern, Spangen, Haarnadeln, Kronen, Sägen, Pincetten, Trinkgefäßen, Löffeln, Schüsseln, Waagschalen, Kriegsposaunen und andern Geräthschaften, an denen nichts

mehr auffällt als die Zierlichkeit, Nettigkeit und der ausgezeichnete Geschmack der Arbeit.

Man hat gesagt, daß die Civilisation alle Eigenthümlichkeiten der Völker wegschliffe und alle Nationen mehr und mehr einander ähnlich mache.

Namentlich weist man, um diesen Satz zu beweisen, auf die in neuerer Zeit so merkwürdig hervortretende Herrschaft einer und derselben Mode in Kleidung und andern äußern Dingen, die alle Völker mit einer sehr gleichförmigen Außenseite überzieht, hin.

In allen Ecken und Winkeln der Welt kommen die alten eigenthümlichen Nationaltrachten jetzt ungemein schnell außer Gebrauch und der ganze Welttheil kleidet sich mehr und mehr in dieselben Fracks, in ganz gleiche Readingcoats, mit ganz ähnlichen Westen und Cravatten, überall bedient man sich derselben Meubles, überall wohnt man in ähnlich eingerichteten Räumen. Bei dem großen, leichten und lebhaften Verkehr, der jetzt unter den Völkern stattfindet, ist dies auch kein Wunder.

In diesem nordischen Museum kann man aber lernen, daß auch schon in uralten Zeiten, wenigstens in manchen Dingen, eben solche allgemeine Moden in Europa herrschten, wie jetzt in Bezug auf Kleidung und Ameublement. Die alten Bronzeschwerter und Dolche z. B., die man hier im Norden ausgegraben hat, haben ganz und gar dieselbe Form und Verzierung wie die, welche man in Thracien und Macedonien oder in den Grabhügeln von Troja fand. Es scheint oft, als wären die trojanischen und scandinavischen Waffen aus derselben Werkstätte her-

vorgegangen und dies kann Einen in Wahrheit viel mehr Wunder nehmen, wenn man bedenkt, wie wenig Chausseen und andere fahrbare Handelswege es damals in Europa gab, vermittelst deren solche Moden in der ganzen Welt zur allgemeinen Herrschaft gelangen konnten.

Man bewahrt hier ein rundes sehr künstlich gearbeitetes Bronzeschild auf, das einen sehr hohen Begriff von der Geschicklichkeit der altnordischen Bronzeschmiede gibt und das vielleicht einen scandinavischen Skalden zu einer ähnlichen poetischen Beschreibung begeisterte, wie den Homer das Schild des Achilles.

Die Grabhügel, die dem Hektor und Ajax an den Küsten des Hellesponts errichtet wurden, glichen auf ein Haar den Hügeln, die man in Scandinavien als die Grabhügel des Odin, des Thor, des Palnatoke, des Starkodder 2c. zeigt. Solche Dinge deuten, däucht mich, darauf hin, daß schon damals die europäischen Nationen mehr Verkehr unter einander hatten, als wir uns vorstellen, und daß es Brücken und Kanäle gab, die von einem Lande zum andern gingen und bewirkten, daß auch damals ein uniformirender Zeitgeist existirte. Brücken und Kanäle, deren Existenz und Beschaffenheit aber unsere Historiker nicht mehr nachweisen können.

In welches Jahrhundert die Ablösung der Steine durch Kupfer und Bronze zu setzen ist, läßt sich wol kaum mehr ausmachen. Auch mögen noch viele Steingeräthschaften neben bronzenen in Gebrauch geblieben sein. Eben so gibt es eine Uebergangsperiode zwischen den bronzenen und eisernen Sachen. Manche Gelehrte glauben, daß um

die Zeit kurz vor Christi Geburt eine Einwanderung aus dem Süden in diese nördlichen Länder stattgefunden und sie mit dem Eisen bekannt gemacht habe. Man sieht hier bronzene Geräthschaften, denen eiserne Schärfen als etwas sehr Kostbares angeheftet sind, z. B. einen bronzenen Dolch mit daran befestigten eisernen Schneiden, ein bronzenes Beil, an welches die eiserne Schneide mit Nägeln geheftet ist, so wie man wol jetzt noch eiserne Geräthschaften verfertigt und sie mit Schärfen, Spitzen und Schneiden aus Stahl versieht. Es gibt auch noch viele eiserne Sachen aus der heidnischen Zeit. Auffallend ist der Mangel an silbernen Kunstgeräthschaften bei einem solchen Reichthum an goldenen.

In den heidnischen steinernen und bronzenen Antiquitäten hat dieses Museum seinen eigenthümlichen Werth und Reichthum. Doch ist man auch noch in die christlichen Jahrhunderte vorgeschritten und hat eine Menge Sachen aus dem Mittelalter und aus dem Anfange der Neuzeit gesammelt.

In dieser Abtheilung interessirten mich insbesondere die Runenstäbe und sonstigen alten Runenschriften, deren die scandinavischen Gelehrten jetzt überall so viele aufgefunden haben.

Ein Franzose, der kürzlich ein Werk „Des Allemands" publicirt hat, macht sich etwas über uns lustig, daß wir jetzt den Spuren deutscher Abstammung bei allen Völkern der Welt so eifrig nachspüren, daß wir bei den Gascognern, bei den Bourgognern, bei den Spaniern die Qualität und Quantität der Beimischung germanischen Blutes so genau zu bestimmen streben, daß wir selbst in den Gebirgen der Krim und des Kaukasus in den helleren Haa-

ren einiger dortigen Volksstämme germanische Ueberreste erkennen und sogar diesen oder jenen Kabylen im afrikanischen Atlas brüderlich die deutsche Hand reichen möchten, weil wir sie für Nachkommen der Vandalen halten.

Die Slaven thun ganz dasselbe in Bezug auf ihre Nationalität, spüren allen slavischen Dorfnamen in Deutschland nach, weisen slavische Städtenamen in Italien auf und ergötzen sich an den alten slavischen Buchstaben in dem berühmten Testamente von Rheims.

Dasselbe endlich thun die Skandinavier in Bezug auf ihre Runen und ihre sonstigen nordischen Denkmäler, und die historischen Wissenschaften werden aus diesem patriotischen Forschungseifer, der sich aller Nationen bemächtigt hat, viel Vortheil ziehen.

Nicht nur in allen Theilen Schwedens, Norwegens und Dänemarks, nicht nur im nördlichen Deutschland, nicht nur in Island, in Grönland, sondern auch auf vielen Felsen des nördlichen Amerika hat man jetzt scandinavische Runen entdeckt, kopirt und gedeutet. Hier und da sind freilich die Runendeuter mit den Naturforschern in Kollision gerathen und diese haben für Diluvialschrammen erklärt, was jene als Runen nahmen.

Indeß bei den meisten Fällen haben doch die Antiquare ihre Behauptung erwiesen. Sogar Italien ist ein für Runen und scandinavische Alterthümer nicht unfruchtbares Land. Man hat in Neapel ein Manuscript aus dem neunten Jahrhundert gefunden, in welchem nordische Gottheiten, namentlich Odin nnd Freia abgebildet waren, und was noch merkwürdiger ist, um den Leib und Rücken des

Marcuslöwen in Venedig geht eine Reihe eingekritzelter Zeichen, welche einige scandinavische Forscher für Runen erklärt haben.

Man hat Gypsabgüsse von den so bekritzelten Körpertheilen dieses Löwen nehmen lassen und bewahrt diese Abgüsse, die man mir zeigte, im Museum auf. Einige dieser Runen sollen bereits entziffert sein, einige aber sind so undeutlich, daß man noch keinen Sinn herausbringen konnte. Es ist, wie man mir sagte, ein vollkommnes Räthsel, wie Runen auf jene Löwenstatue kamen.

Obgleich es schon groß ist, sieht das Museum doch, wie gesagt, einer größern Zukunft entgegen. Es ist im beständigen Anwachs begriffen. In einem einzigen der letztverflossenen Jahre erhielt es nahe an 700 neue Nummern, 400 bis 500 Nummern ist in den letzten Jahren ein sehr gewöhnlicher jährlicher Zuwachs gewesen.

Ein so brillantes Museum kann nur da sich bilden, wo ein reger patriotischer Sinn allgemein ist, wo der Sinn für Geschichte und Nationalität bei vielen Menschen in einem großen Kreise verbreitet ist. Wir Deutschen werden daher noch lange warten müssen, bis wir eine ähnliche großartige Sammlung bei uns werden entstehen sehen. Kleine derselben Art gibt es genug bei uns.

So wie in Folge der belebten scandinavischen Sympathien in Kopenhagen mehre scandinavische Buchhandlungen, welche schwedische, dänische und norwegische Bücher verkaufen, so sind auch in Folge des belebten Interesses für die „Oldsager" (Antiquitäten) mehre antiquarische Etablissements entstanden. Ich besuchte einige dieser An-

tiquitätenkrämer und fand bei ihnen sowol Sachen aus dem Bronze- als aus dem Steinalter. Diese Handlungen dienen den vielen kleinen Sammlern, die in Dänemark, in Schweden und Rußland neben jenem großen Museum in neuerer Zeit entstanden sind. Namentlich nach Rußland hin machen sie jetzt, wie sie mir sagten, mit ihren Steinsplittern, Steinpfeilen und Aexten zuweilen gute Geschäfte.

---

3. Gemäldesammlungen.

Die niederländischen Maler, wenigstens die holländischen, waren meistens Protestanten und malten daher weniger für Kirchen als die katholischen Italiener. Auch blühte bei den Niederländern die Freskomalerei, so wie überhaupt die Architektur, der zu dienen die Malerei zunächst bestimmt ist, nicht in dem Grade wie in Italien. Wenn daher in Italien eine große Menge der schönsten Gemälde an die unbeweglichen Gebäude, an Kirchen und Paläste gebunden sind und also im Lande selbst aufgesucht werden müssen, so blieben dagegen alle Schöpfungen der niederländischen Künstler, ihre Frucht- und Blumenstücke, ihre Landschaften, ihre Portraits und historischen Bilder, so zu sagen mehr mobil.

Daher mag es sich zum Theil erklären, daß alle nicht-italienischen Gemäldesammlungen an Werken italienischer Meister verhältnißmäßig arm sind, gegen die außerordent-

lichen Reichthümer, welche in Italien selbst angehäuft sind, während umgekehrt so viele ausländische Sammlungen mit holländischen und flamländischen Malereien so reichlich versehen sind, und verhältnißmäßig die Geburtsländer dieser Werke keinen so großen Ueberfluß behalten haben.

In Petersburg, in Dresden, in Berlin ist die niederländische Schule durch eine große Anzahl von Bildern repräsentirt. In England findet man in allen Privatsammlungen die Niederländer entschieden vorherrschend.

Vielleicht sind es vorzugsweise nur die Museen in dem germanischen Norden Europas, theils, weil diese nördlichen Nationen, als den Niederländern verwandt, einen besondern Geschmack für ihre Auffassungs- und Darstellungsweise hatten, theils, weil der vielfache Verkehr mit den Niederländern natürlich auch ihre Gemälde häufiger in diese Länder führen mußte.

Es mag auch wol von Haus aus gleich aus den Ateliers der niederländischen Künstler mehr Handel mit den Gemälden getrieben sein, als aus denen der Italiener. Diese malten meistens im Auftrage der Päpste, Dogen, Herzoge, Fürsten. Die Niederländer waren größtentheils Republikaner und hatten häufig keine andern Patrone, als die, welche ihnen ihre Produkte gegen baares Geld abkauften.

Auch in Kopenhagen drangen sich mir diese Betrachtungen auf. Sowol in der königlichen Bildersammlung in dem christiansburger Schloß, als auch in den Privatsammlungen von Kopenhagen herrschen die Niederländer bei weitem vor. In jener Sammlung zählt man beinahe 400 Hol-

länder und Flanderer, während Italiener, Spanier und Franzosen zusammen kaum 80 Nummern haben.

Unter diesen befinden sich allerdings auch einige ausgezeichnete Bilder. Doch sind die größten Meisterstücke unter jenen, besonders mehre ganz ausgezeichnete Landschaften und Seestücke.

Bei der Vorliebe der Dänen für Wälder, grüne Landschaften und die grünen Meereswogen ist dies sehr erklärlich. Man hat gesagt, die Maler sollten eigentlich immer nur nationale Gegenstände malen. Man könnte auch ebenso behaupten, die Nationen sollten nur nationale und vaterländische Gegenstände sammeln, da nur sie allein den Leuten recht verständlich sein und zu Herzen gehen können.

Viele der hier befindlichen schönen Bilder haben sich mir unvergeßlich eingeprägt, und ich will nur einige davon erwähnen, weil es mir scheint, daß das deutsche Lesepublikum durch die neuesten Berichte über Kopenhagen einen etwas zu geringen Begriff von den hiesigen Kunstschätzen erhalten hat.

Eine der schönsten und vollkommensten Landschaften, die ich je in meinem Leben gesehen habe, ist die hier befindliche von dem Holländer Jan Both. Es ist ein ziemlich großes Bild. Im Vordergrunde rechts steht ein hoher Felsen, um dessen Ecke sich ein Fahrweg herumzieht. Der Weg kommt mit dem einen Ende in den Vordergrund herab, mit dem andern verliert er sich hinter dem Felsen, wo er die Phantasie in Gegenden führt, die dem leiblichen Auge des Beschauers verborgen bleiben.

Auf der einen Seite des Weges steht der Felsen, auf

der andern Seite eine Reihe schöner, prachtvoller Bäume, von denen einige ihr Haupt fast so hoch erheben, wie der Felsen selbst, und die noch mit zum Vordergrunde gehören.

Hinter dem Felsen, also ebenfalls ungesehen, steigt die Morgensonne empor, und ihre hellen Strahlen ergießen sich bei der dunkeln Felsenecke vorbei in die Landschaft hinein. In der Mitte des Bildes hat ein kleiner Bach einen schmalen Einschnitt oder Hohlweg in den Boden gemacht. Und in diesem Hohlwege längs des Baches ziehen Hirten mit ihren Rindern und Schafen herauf.

Einige bleiben im Dunkel des engen kleinen Thales. Andere ragen mit den Köpfen über die Ränder des Hohlweges hinaus und werden von den schräg über den Boden hinfahrenden Morgensonnenstrahlen beleuchtet. Der Hintergrund des Bildes, der im trüben aber frischen Morgennebel schimmert, soll die Umgegend von Terni vorstellen.

Die Anordnung aller Gegenstände, die Ausführung, die Vertheilung von Licht und Schatten, die lieblichen Tinten in der Atmosphäre, dies Alles ist so schön, daß man bei dem Anblick sich wahrhaft begeistert fühlt, und wunderbar ist es, daß man eine solche Begeisterung selbst empfunden hat, und doch nicht im Stande ist, durch Worte und Schilderung auf den Leser auch nur ein wenig von dieser Begeisterung zurückfallen zu lassen.

Eine andere Landschaft von Jan van Hackaert, eine Gegend in der Schweiz, kommt jenem Both an Werthe gleich und ist fast noch reicher. Statt eines Baches ist hier ein Fluß, statt eines Landweges eine Heerstraße, statt

Morgen- ist hier Abendbeleuchtung, die Baumkuppeln noch höher und mannigfaltiger, und statt Felsenpartien in der Ferne eine Reihe sehr entfernter Gebirge.

Allein ich stehe auch bei der Erinnerung an dieses schöne Gemälde, dessen Andenken mich noch jetzt erlabt, wie vor einem Bilde, das ich Andern nicht entschleiern kann. Bei seiner Betrachtung fiel es mir ein, wie die holländischen Farbenkünstler doch die Bäume so äußerst naturgetreu, so äußerst schön, anmuthig und ungezwungen darzustellen wissen, während die holländischen Gartenkünstler (Kunstgärtner) die Bäume oft so unnatürlich behandelten, sie durch Beschneidung, durch regelrechte, geradlinigte Anpflanzungen, durch Anstreichen mit Oelfarbe und durch sonstigen Zwang in ästhetischer Hinsicht vielfach verderben.

Die Engländer wiederum, die nicht so schöne Bäume gemalt haben wie die Holländer, wissen ihnen doch in ihren Parks und Gärten die schönsten Stellungen, die freieste Entwickelung und zugleich, mit Anwendung des behutsamsten Zwangs und der rücksichtsvollsten Kunst und Erziehung, die malerischesten und ästhetisch-vollkommensten Formen zu geben.

Wer erfahren möchte, in wie hohem Grade auch ein gemaltes Blumenbouquet erfreuen kann, der überlasse sich einmal der Betrachtung des reizenden „Blomsterstykke“ (Blumenstücks) von Jan van Huysum, das sich auf dieser Galerie befindet. Schönere Blumen bekommt man nur in der freien Natur zu sehen, und geschmackvoller arrangirte Bouquets bilden sich selbst unter den Händen der Grazien nicht.

In der Mitte des Bildes sitzt eine weiße Rose, und von hier aus spielt die Farbenscala in nicht strengen und doch effectvollen Absätzen und Nuancirungen nach den Rändern hin zu gelb, roth, blau und braun hinüber.

Es ist ein großes, schönes, volles Bouquet, die Blumen ohne Zwang zusammengefügt und geordnet. Es ist etwas sinniges Insektenleben dabei, aber keine solche Arche Noä von Spinnen, Schmetterlingen, Käfern, Würmern, Eidechsen, mit der manche Blumenmaler wol ihre Bouquets überschütteten.

Ich will gern glauben, was man mir erzählte, daß Napoleon sehr gewünscht habe, dieses Bild zu besitzen. In einer Auction in Paris, in welcher es feilgeboten wurde, überbot ihn aber ein reicher Privatmann, der, ich glaube, 60,000 Thlr. dafür bezahlte, was Napoleon zu viel war. Jener Privatmann versuchte aber wahrscheinlich die Fabel von dem sich aufblasenden Frosch, der den Ochsen an Größe gleichkommen möchte, zu oft, und machte banquerot, und aus seinem Nachlasse kam das herrliche Bild hierher in die königliche Sammlung zu Kopenhagen.

Die weiße Rose in der Mitte des Blumenbouquets wiederholt sich bei den Gemälden von van Huysum beinahe eben so oft, wie der weiße Schimmel in dem Centrum der Wouvermann'schen Schlachtstücke, wie das weiße Huhn in der Mitte der Hühnergruppen auf den Hondekoeter'schen Hühnerhöfen, wie der weiße, schäumende Wasserfall in der Mitte der Ruysdael'schen Landschaften, wie das Licht oder die Lampe im Centrum fast aller Schalken'schen Gemälde, wie der helle Heiligenschein des Christus-

kindes in der Mitte der Personengruppen der Historienmaler. Die Gesetze der Gruppirung, der effectvollen Lichtvertheilung sind für alle Maler dieselben, sie mögen Blumen, Bäume, Berge, Häuser, Menschen oder Thiere gruppiren.

Unter den vielen schönen Bildern, die ich hier in meinem Gedächtnisse aufnahm, zähle ich auch eins von Jan Victors, dessen Figuren mir alle noch so lebhaft vor der Seele stehen, als hätte ich die Scene so eben irgendwo in der Wirklichkeit geschaut. Es stellt die Ruth dar, wie sie mit den gesammelten Aehren in der Schürze vor Boas tritt, und wie der wohlwollende Hausvater zu ihr spricht: "Wenn es Zeit zu speisen ist, so komm und iß dein Brod und tunke deinen Bissen in den Essig."

Der alte würdige, wohlwollende und wohlhabende Hofesbesitzer, das junge, hübsche, schüchterne Mädchen, die ihre wenigen, mühsam gesammelten Aehren in der Schürze zusammenhält, sind ganz vortrefflich. Noch besser, lebendiger und wahrer aber die Ernteleute, Knechte und Mägde, die vorne am Tische sitzen und sich mit Speise und Trank erquicken. Jedes dieser Gesichter ist aus dem Leben gegriffen.

Es geht sehr ruhig bei der Mahlzeit her, wie gewöhnlich bei den Mahlzeiten der Bauern, bei denen jeder stille zu seinem ihm beschiedenen Theile greift. Die Leute sind arbeitsmüde und die Sättigung ist ihnen ein dringenderes Bedürfniß als die Unterhaltung. Einer von ihnen zapft Bier aus dem Fasse. Ein Anderer gießt Essig in die Schalen.

Die Meisten bekümmern sich nicht um das, was der Herr mit dem fremden Mädchen abhandelt. Den Knecht geht es natürlich nichts an, was der Herr anordnet. Auch ist Jeder mit der Erquickung seines Leiblichen, obwol in der Stille, doch so innig beschäftigt, daß für Neugierde kein Raum bleibt.

Nur Einer, der aufgestanden ist und zum Brode greift, blickt auch über den Tisch zu dem fremden jungen Mädchen hin, doch kann man aus seinem Gesichte kaum herausbringen, welchen Eindruck ihre Erscheinung auf ihn macht. Der Respect vor dem nahen Herrn scheint seine Gesichtszüge in gehöriger Ordnung zu erhalten.

Die Leute sehen ganz so aus, wie Victors sie in Holland täglich zu sehen bekam. Ruth ist ganz so angekleidet, wie die armen, aber ordentlichen und sittsamen holländischen Mädchen in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, in welcher Zeit Victors lebte, gekleidet sein mochten. Mich däucht, die niederländischen Maler sind nationaler als alle andern. Sie haben sich nie gescheut, Anachronismen in ihren Gemälden zu begehen, und haben sich wenig Mühe gegeben, das Costum, die Lokalität und das Zeitgemäße zu studiren und genau zu beobachten, in welcher Beziehung unsere jetzigen Künstler so pünktlich und fast ängstlich sind.

Wer jetzt Scenen aus dem alten Testamente malt, der hat sicherlich zuvor, wenn er nicht selbst im Oriente war, eine Menge Reisebeschreibungen und historische Werke gelesen, und Ruth, Hagar, Sarah rc. läßt er dann gewiß

als echte junge Araberinnen mit hagerem, braunem Teint, mit glühenden Augen, mit rabenschwarzem Haar erscheinen. Beispielsweise denke man nur an einige Gemälde von Horace Vernet.

Zu Nymphen oder Grazien erhobene niederländische Bauernmädchen, wie Rubens sie malte, zu Juno's und Minerva's umidealisirte antwerpener - Bürgerfrauen und dergleichen würde kein neuerer Maler, selbst wenn er das größte Genie wäre, mehr zu malen wagen.

Die Alten genirten sich in diesen Dingen gar nicht. Sie malten mehr den innern als den äußern Menschen, und da der innere Mensch sich überall gleich bleibt, so brachten sie jene alten Zeiten uns viel näher und führten sie in die Mitte ihrer Landsleute ein.

Die alten niederländischen Maler gleichen darin ganz dem Shakspeare, der in seinem Cäsar und Corialan und ähnlichen Stücken vielleicht mehr zum Verständniß und zur klaren Anschauung der Begebenheiten in Rom beigetragen hat, als mancher treue Historiker, obwol er sich nur sehr wenig um Lokalfärbung und römische Eigenthümlichkeit bekümmerte.

Spätere und correkter sein wollende Dramatiker lassen wol ihre Leute, wenn das Stück in Italien spielt, „beim Bacchus" oder „bei Hercules", oder wenn sie Mohamedaner auf die Bühne bringen, „beim Allah" schwören. Shakspeare läßt dagegen seine Leute, sie mögen Italiener, Römer, Christen, Mohamedaner oder Neger sein, ganz auf die gewöhnliche Weise, wie es die gemeinen Leute in England thun, schwören, schreien und reden.

Natürlich geht den englischen Zuschauern dies weit mehr zu Herzen, und sie merken nun wirklich, daß die Römer und Griechen auch fluchen konnten. Bacchus und Hercules sind ganz unbekannte Größen in England, und die Römer auf der Bühne, mögen sie dieselben auch noch so oft beschwören, werden nicht denselben Effekt auf jene Zuschauer machen.

Ich fand noch eine Menge niederländische Gemälde in dieser Galerie, welche mir Stoff zur Bestätigung jener Bemerkungen gaben, z. B. einen in der Wildniß predigenden Johannes von Joachim Utewael. Die Wildniß war nicht eine arabische Sandwüste, sondern ein hübscher holländischer Wald. Die Zuhörer des Johannes waren keine aus der Wüste zusammengelaufene Beduinen, jüdische Pharisäer und dergleichen, sondern Leute aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, in welchem jener Holländer lebte, Ritter zu Pferde, Weiber mit Kindern auf den Armen aus Amsterdam, Bettler aus Rotterdam rc.

Ein solches Gemälde kann einen moralischen Effekt auf das Volk haben, wie eine Predigt, und der Maler wollte die Wahrheit seinen Zeitgenossen gewiß damit ans Herz legen, daß noch jetzt Johannes zuweilen in der Wüste predige. Ein correkteres Bild jener Predigt des Johannes und seiner Zuhörer, wie sie in Bezug auf Costum und Zeitumstände wirklich gewesen sind, kann diesen moralischen Effekt kaum haben, da wir gewissermaßen dabei denken: diese Dinge liegen 2000 Jahre zurück und gehen uns nichts an.

Wie man auf der königlichen Bibliothek eine eigene Abtheilung für die dänische Literatur hat, so ist hier wie-

der eine eigene Abtheilung für die Gemälde dänischer Maler. In Paris hat man für die französischen Maler im Luxembourg etwas Aehnliches. Wir Deutschen besitzen leider noch keine Nationalgalerie in diesem Sinne.

Der Reisende besucht solche Nationalgalerien in der Regel sowol in kunsthistorischer, als auch in geographischer und ethnographischer Hinsicht. Er hofft, daß ihm dort nicht nur die Eigenthümlichkeit und der Charakter der inländischen Malerschule aufgehen werde, sondern daß die Maler ihm dort noch manche eigenthümliche Seite des Landes, das er bereist, offenbaren mögen.

Er erwartet, daß man ihm hier besondere Nationalcostume, welche ihm entgingen, einige entfernte Gegenden des Landes, welche er zu besuchen nicht Gelegenheit hatte, vielleicht die Darstellung gewisser Sitten und Gebräuche, Hauseinrichtungen rc. auftischen werde, daß er die Nationalphysiognomie und überhaupt alle äußern Charaktereigenheiten des Volks hier mit Hülfe der Portraits der Maler noch deutlicher erkennen werde.

Auf vielen Nationalgalerien wird er auch seine Erwartungen und Hoffnungen in hohem Grade in Erfüllung gehen sehen, so z. B. auf allen großen Sammlungen niederländischer Gemälde. Die Holländer und Flanderer haben ihr Klima, ihr Land, ihre Rinderheerden, ihr Volk, ihre Geschichte, ihre Gedanken so unendlich vielfach auf die Leinwand geworfen, daß ein Ethnograph das Studium der niederländischen Galerien gar nicht entbehren kann, und daß man fast eine lebendige Kenntniß des Landes aus den Gemälden zu schöpfen vermag. Auch in den Werken un-

serer neuen deutschen Maler hat der, welcher Land und Leute studiren will, viel Ausbeute zu gewinnen, hier in dieser dänischen Sammlung dagegen außerordentlich wenig.

Die dänischen Künstler beschäftigen sich fast ausschließlich mit den grünen Buchenwäldern des Landes, die in der Natur zwar entzückend sind, die Einem aber auf diesen Bildern der Landschaftsmaler immer so gleichförmig hellgrün vorkommen, daß man bald davon gesättigt wird. Es ist alles Grün in Grün, grüne Wiesen unter grünen Bäumen, und grünes Licht durchfallend zwischen grünen Blättern. Man möchte beinahe zweifeln, ob diese grünen, in der Wirklichkeit so entzückenden Haine auch wirklich ein passender Gegenstand für die Kunst seien.

Die meisten Darstellungen drehen sich um den kopenhagener Thiergarten, um die Ufer des Sundes, um das Gebirge Kullen an der schwedischen Küste u. s. w. Wundersam ist es, daß man hier jenes merkwürdige dänische Land, welches, wie es scheint, allein wol eine ganze Gemäldegalerie herzugeben im Stande wäre, ich meine Island, gar nicht repräsentirt findet. Wo soll man Ansichten und malerische Naturauffassungen von Tranquebar, von den nicobarischen Inseln, von St. Thomas und St. Croix suchen, wenn man sie nicht hier in Kopenhagen findet? Man findet aber wirklich nicht ein einziges Gemälde von dort.

Die Dänen beherrschen Island schon seit 400 Jahren und haben in ihrer Nationalgalerie kein einziges Gemälde von dort. Die Franzosen haben Algier erst seit 15 Jahren und besitzen schon eine ganze Galerie afrikanischer Bilder. Die Federn der dänischen Geognosten, Historiker und

Statistiker haben sich schon vielfach mit der Darstellung jener Länder abgemüht, warum sind die Griffel und Pinsel fahrlässiger gewesen?

Ja sogar Jütland, seine alten Heldengräber, seine wilden Haidegegenden, seine Seekönigsburgen, seine lieblichen Fjordscenen, seine alterthümlichen Bauernhöfe, seine originelle Bevölkerung sind sehr dürftig behandelt. Es findet sich eine einzige jütische Haidegegend in dieser ganzen Sammlung.

An interessanten, des Pinsels würdigen Scenen, fehlt es in dem buntgestalteten Archipel der dänischen Inseln bei weitem weniger als in dem noch viel einförmigeren Holland.

Es gibt auf den dänischen Inseln eine Menge kleine Hafenorte, welche die interessantesten Scenen liefern könnten. Das „sort ladende hav“ (das dunkele Meer), das die Dänen so gern besingen, könnte ihnen tausend Bilder schaffen. Flußfähren und Einschiffungsplätze sind ein sehr beliebter Gegenstand für Landschaftsmaler. Unter der dänischen General-Postdirektion stehen über 30 Fähren über Sunde und Fjorde, wie viel Stoff könnten sie nicht liefern!

Die Leute in Nordfriesland und noch mehr auf der Westküste von Jütland haben uralte Sitten und höchst eigenthümliche Aeußerlichkeiten, warum läßt man sie nicht als Modelle und Portraits sitzen, warum copirt man nicht ihre Hochzeiten, ihre Dorfmärkte, ihre Ringreiten ꝛc.?

Warum sieht man nicht statt eines Vorlesers auf dem Molo von Neapel, der in andern Landen schon hundert Mal und viel besser gemalt ist, lieber einige dänische Matrosen auf dem Molo des Hafens von Hel-

singör, wie sie sich bereiten, ein Schiff durch den Sund zu lootsen?

Man findet hier die Israeliten, wie sie, von Müdigkeit überfallen, auf der Reise nach Babylon ausruhen. Lieber sollte man die dänischen Wanderer aus der Umgegend von Ripen darstellen, wie sie nach dem Süden in die Marschen hinabziehen. Es ist keine so große und verdienstvolle Kunst, braune Israeliten, die in wunderbarer Beleuchtung in der Wüste wandern, interessant darzustellen, als den zunächst liegenden Begebenheiten eine malerische Seite abzugewinnen und sie in die poetische Atmosphäre der Kunst emporzuheben.

Statt des Eremiten, der mit einem Todtenkopfe in der Hand in seiner Grotte sitzt, ein großes Buch vor sich aufgeschlagen, wie er gar nicht in Dänemark vorkommt, sollte man lieber einen alten dänischen Insulaner malen, der in irgend einer einsamen Hütte sein Netz flickt.

Statt der Hero, die eine Fackel in die Höhe hebt, um nach Leander zu spähen, sähe ich lieber einen Haidebewohner aus der Umgegend von Holstenbroe am Limfjord, der mit seinen „schwarzen Töpfen" (sorte pöttüg) durch ein holsteinisches Dorf fährt und sich nach Käufern umsieht für seine grobe Waare.

Die Maler müssen nicht nur deswegen, weil sie das Einheimische am besten kennen, möglichst national werden, sondern auch deswegen, damit die Menge der malerischen und darstellbaren Themata, welche das Leben der Menschen und der Natur gewähren können, vermehrt werde.

Jedes Land kann solche Themata hergeben. Es kommt

nur darauf an, daß man sie in Cours bringe und ihnen durch gute Darstellung Geltung verschaffe.

Daß sich alle Maler wieder und immer wieder auf die Vorleser am Molo von Neapel, auf die Israeliten in der Wüste, auf Hero und Leander am Bosporus werfen, scheint von einer Armuth der Natur zu zeugen, und zeugt im Grunde nur von der Armuth der Phantasie der Künstler.

Zum Theil sind gewiß wol auch die Kunstschulen mit daran schuld, die eben so wie unsere Gymnasien bei den Stylübungen gewisse alte, hergebrachte Themata immer wieder bearbeiten lassen. Ich habe die Sammlung der Preisbilder der französischen, der londoner, der kopenhagener und vieler andern Kunstakademien gesehen, und fast überall drehen sich die aufgestellten Aufgaben um gewisse althergebrachte, stereotype, altstylige Themata, um Lucretia oder Cleopatra, die sich den Tod geben, um Moses, der im Schilf gefunden wird, um Romulus und Remus, welche die Wölfin säugt, und um hundert solche ähnliche Dinge.

Warum treibt man die Künstler nicht mehr an, neue Früchte vom frischen Baume des Lebens zu pflücken? Warum lehrt man sie nicht, die vielen Themata, die ihnen zu Füßen liegen, zur Behandlung aufzuheben? Warum führt man sie immer in die Vergangenheit, in die Ferne, zu den alten Mythen? Warum zeigt man ihnen nicht, wie sie den in tausend Verhüllungen auf Erden noch jetzt wandelnden Gott erkennen und darstellen mögen?

Der dänische Maler, den ich am meisten bewundere,

ist Jens Juel, der schon im Anfange dieses Jahrhunderts starb. Alle Gemälde, die ich von ihm sah, sind ausgezeichnet fleißig gemalt, höchst naturgetreu und meistens auch ganz national. Er hat einen eigenen weichen Pinsel und ist dabei sehr poetisch und gemüthlich.

Ich sah in Dänemark Portraits von ihm in mehren Häusern, unter andern auch in der königlichen Bibliothek in Kopenhagen, und da ich ihn schon lange verehrte, so war ich angenehm überrascht, hier auf der Galerie ihn selbst zu finden, ihn und seine Frau in ihrem häuslichen Kreise. Es ist ein höchst freundliches und ansprechendes kleines Bild. Man sieht es, däucht mich, den Werken dieses Malers an, daß er ein Zeitgenosse von Raphael Mengs war. Man merkt auch französische Einflüsse bei ihm durch.

Eine kleine dänische Landschaft mit aufziehendem Ungewitter von demselben Juel ist ebenfalls sehr einfach und poetisch. Es war mir interessant, dieselbe weiche und sorgfältige Manier, dieselben Farbentöne und dieselbe Behandlungsweise in diesem Landschaftsbilde wieder zu erkennen, die ich bei seinen Portraits bemerkt hatte. Man erkannte deutlich, daß diese Baumstämme, dieses Laub und Gras, diese Felsen und Berge ganz derselbe Maler ausgeführt hatte, von dem auch jene Arme, Beine, Nasen, Haare, Bärte, Tische und Bänke herrührten.

Von den Privatsammlungen in Kopenhagen ist die ausgezeichnetste die des Grafen Moltke von Bregentved, des jetzigen Finanzministers. Diese Sammlung ist ziemlich alt. Sie stammt schon aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts. Sie ist ganz ausgewählt und enthält 156

Gemälde, unter denen sich vorzügliche Meisterwerke aus der niederländischen und deutschen Schule befinden. — Für die eingebornen Kopenhagener ist sie um so interessanter, da sich gerade von vielen solchen Meistern Gemälde darunter befinden, die auf den königlichen Galerien fehlen und da sie also als ein Supplement zu diesen Galerien zu betrachten ist.

Wenn ich an diese Sammlung zurückdenke, fällt mir immer eine sehr hell erleuchtete Nase in dem dort befindlichen Portrait einer alten Frau von Rembrand ein. Der Maler hat in diesem Portrait einen hellen Sonnenstrahl gerade auf die Nase des Gesichts fallen lassen. Die Nase reflectirt das empfangene Sonnenlicht auf die Augen und die übrigen Theile des Gesichts und dient gewissermaßen als Fackel. Der Reflex von der Nase schimmert bis in die Krause der Haube der alten Frau hinein.

Ein Gemälde von Nicolaus Poussin war mir merkwürdig, weil man mir sagte, daß es Thorwaldsen sehr geliebt habe, und weil ich fand, daß das Gemälde, so zu sagen, etwas Statuarisches habe und in seiner Einfachheit, in der Festigkeit der Umrisse, in Mangel an Ueppigkeit der Farbe und in einer gewissen Härte der Manier wol geeignet war, einem Bildhauer besonders zu gefallen. Das Bild stellte den armen Korinther Eudamides vor, der sterbend sein Testament diktirt und darin seinem Freunde die Sorge für seine alte Mutter und seine erwachsene Tochter vermacht. Professor Hoien, der in seinen Bemerkungen über die Graf Moltke'sche Sammlung die Geschichte dieses Gemäldes gibt und die frühern

Besitzer, sowie die, welche es einmal kopirten und in Kupfer stachen, namhaft macht, sagt, daß die Kunstkenner im Auslande, selbst in der neuesten Zeit, noch nicht wüßten, wo dies Gemälde geblieben sei, und daß dies daher käme, weil man von den dänischen Kunstschätzen im Auslande so wenig Notiz nähme. Ich halte es daher gewissermaßen für meine Pflicht, durch obige Bemerkung dazu beizutragen, daß die Kunde von der Existenz jenes schönen Gemäldes wieder mehr verbreitet werde.

Ich schweige von den übrigen herrlichen Gemälden, nicht etwa, weil sich wenig von ihnen sagen ließe, sondern weil es leichter ist zu sagen, wie ein Gemälde gemacht ist, als wie es gedacht ist, worauf es doch bei der Beschreibung besonders ankommt. Jedes Gemälde ist ein Gedicht, ein ganzes Werk, und man kann von dem Inhalte einer Gemäldegalerie daher eben so schwierig Bericht abstatten, wie von dem Inhalte einer Bibliothek.

Die Grafen Moltke halten nicht nur den Beschauern zum Frommen das Andenken der ältern verstorbenen Maler in Ehren, sondern sie beschützen auch den jetzt lebenden Künstlern zum Frommen den Fortschritt der Kunstentwickelung der Gegenwart. Ihre Sammlung neuerer Maler in ihrem Palais ist höchst interessant und bedeutend.

---

4. Arsenal.

Die Kunstsammlungen in Kopenhagen zeichnen sich fast alle durch eine ganz vortreffliche Anordnung aus, besonders wenn man sie mit ähnlichen Sammlungen in England vergleicht. Sie sind jetzt fast alle chronologisch oder historisch aufgestellt, so namentlich die Münzsammlungen, die dänischen Königsreliquien im Schlosse von Rosenburg, die Sammlung der Alterthümer und so auch die ebenfalls höchst interessante Waffensammlung im königlichen Arsenal.

In jeder dieser Sammlungen liegt dem Beschauer ein sehr wohlgeordnetes Blatt der Entwickelungsgeschichte menschlicher Einrichtungen vor Augen. Und diese kopenhagener Sammlungen sind daher sehr angenehm zu beschauen und zu benutzen. Sie verbreiten eine Menge nützliche Kenntnisse und sind für den, welcher antiquarische Studien zu machen, oder sich auch überhaupt im Allgemeinen über eine Branche der Industrie zu unterrichten wünscht, sehr bequeme Mittel. Nur die Gemäldegalerie ist noch nach gar keinem rationellen Systeme geordnet, weder nach Schulen, noch nach Zeiten, noch nach der Art der behandelten Gegenstände.

Es ist besonders ein unermüdlicher, thätiger und gelehrter Mann, dem man diese treffliche Ordnung in den kopenhagener Sammlungen vorzugsweise verdankt und dessen jeder Beschauer dankbar gedenken sollte, nämlich der oft von uns genannte Dr. Thomson, der einen großen Theil

seines Lebens den antiquarischen Wissenschaften und jenen Sammlungen seiner Vaterstadt gewidmet hat.

In der vortrefflichen Waffensammlung im Arsenal bekommt man eine vollständige Uebersicht der allmäligen Entwickelung aller unserer jetzigen Waffengattungen, der Säbel, der Dolche, der Lanzen, der Pistolen, der Flinten, der Kanonen. Es finden sich darunter viele historisch merkwürdige Waffen, z. B. Schwerter von Christian IV., von Karl XII. Ein jedes ist aber da in die Sammlung eingefügt, wohin es nach dem Datum seiner Verfertigung gehört.

Man sieht deutlich, wie die Schießwaffen für die Fußsoldaten stufenweise sich zuerst von dem groben Geschütze trennten und wie sie allmälig immer leichter und portativer wurden. Man verfolgt die Entwickelung der Gewehrschlösser von den alten Luntenschlössern vielfacher Art zu den Feuerstein- und endlich zu den Perkussionsschlössern der neuesten Zeit.

Man nimmt das erste Auftreten der Bajonnete auf den Flinten wahr, und wie der menschliche Geist sich mit hunderterlei Erfindungen abmühte, um diese Verschmelzung der Stech- und der Schießwaffe auf eine möglichst bequeme Weise zu Stande zu bringen. Selbst die Entwickelung der Jagdflinten kann man von Anfange an verfolgen, so wie die mannigfaltigen Reformen der Schwerter, Säbel, Degen und Dolche.

Unter den Schwertern gibt es viele, bei denen die Ausschmückung der Griffe und Degengefäße zu den vollendetsten und bewundernswürdigsten Arbeiten gehören, die man irgendwo sehen kann.

Man sagte mir, daß von Petersburg aus kürzlich einige Künstler hierhergekommen seien, welche auf Befehl der russischen Regierung sieben von den ausgezeichnetsten Degengefäßen kopirt hätten. Ich war begierig zu sehen, welchen Geschmack die Russen bei dieser Gelegenheit gezeigt haben möchten, und ließ mir die von ihnen gewählten Schwerter bezeichnen. Ich muß gestehen, daß sie meiner Meinung nach gerade die geschmackvollsten und schönsten Exemplare ausgesucht hatten.

Bei dem einen bestanden die metallnen Stäbchen des Gefäßes aus einem Gewinde von Schlangen und Drachen, das äußerst sauber, künstlich und im höchsten Grade meisterhaft gearbeitet war. Bei einem andern waren die zum Schutze der Hand bestimmten Reifen aus einer Menge kleiner sich angreifender und fliehender Figuren zusammengesetzt, welche den Kampf der Centauren vorstellten.

Bei einem dritten war der Knopf des Schwertes besonders kunstvoll gearbeitet. Er war aus fünf in einen metallnen Knaul verwickelter Figuren zusammengesetzt, welche die fünf Sinne des Menschen besser darstellten, als ich es sonst wo gesehen habe.

Wenn man Schwerter sieht, an denen so viel ausgezeichnete Kunst verwandt wurde, so begreift man es, wie die alten Dichter solche Schwerter besingen konnten und wie sie ihnen zuweilen besondere Eigennamen gaben. Wir hauen jetzt mit viel einfacheren Klingen und auf viel prosaischere Weise darein.

Mit den Kanonen ist es dasselbe. Auch sie wurden sonst mit einem Ueberfluß oft sehr ausgesuchter und höchst

kunstreicher Arbeiten und noch dazu mit schönen Sprüchen und Versen bedeckt, bekamen eigene Namen und wurden in Liedern besungen. Unsere jetzigen Kanonen sind minder poetisch, aber thun bessere Dienste.

Man sollte denken, je mehr sich die Kultur entwickelte, desto mannigfaltiger und zahlreicher müßten die Künste werden. Dies ist aber nicht in allen Regionen des menschlichen Könnens der Fall. Es gibt eine Menge Künste, die jetzt völlig ab- und ausgestorben sind, theils weil wir wirklich vielfach prosaischer geworden sind, weil wir überall das Nützliche und Schöne mehr von einander geschieden haben und bei jenen nun nur noch bloß auf die Zweckmäßigkeit sehen. Niemand zerbricht sich mehr den Kopf darüber, wie das Degengefäß eines Kriegers möglichst bedeutungsvoll und poetisch ausgeschmückt werden könne. Die Kunst der Schwertfeger, die sonst in hohem Ansehen stand, ist ein bloßes Handwerk geworden.

Wie in den Schwertern, so war man sonst in allen Dingen bedeutungsvoller; gute Sprüche und Verse erschienen an den Thoren der Häuser und Paläste, auf den Schwertern, auf den Trinkbechern, auf allen Meubles und Utensilien. Auch mußten diese Dinge, z. B. die Becher, nicht sowol bequem eingerichtet, als auch mit erfreuenden und poetisch anregenden Emblemen und symbolischen Figuren geziert sein.

Jetzt sieht man bei den Bechern nur darauf, daß sie hand- und mundgerecht sind. Auch in Bezug auf das Material sind wir in vielfacher Beziehung einfacher ge-

worden. Bei den Trinkgefäßen und Bechern, die man sonst aus Glas, Holz, Horn, Elfenbein, Krystall, Gold, Silber hatte, haben wir z. B. das Glas als das vorzügliche Material fast ausschließlich angenommen. Die Zünfte aller Künstler, die sich sonst in jenen vielfachen Stoffen abmühten, etwas Schönes darzustellen, sind jetzt ausgestorben.

Sonst wurden alle Stoffe, deren der Mensch sich zu seinem Gebrauche bemächtigte, mit Poesie geziert. Handwerke und schöne Künste, Prosaisches und Poetisches waren nicht so streng geschieden. Jetzt verlangt man in tausend Fällen keine tiefe Bedeutung mehr, sondern höchstens nur geschmackvolle Form.

Es sind eine Menge ehemaliger Künstler zu Handwerkern degradirt. Und wir mögen uns nur hüten, daß, wie man sonst sogar die Fabrikate, so zu sagen, dichtete und erkünstelte, wir nicht dahin gerathen, die Kunstprodukte zu fabriciren.

Die meisten dänischen Waffen in den alten Zeiten waren deutschen Ursprungs, solinger, suhler, nürnberger Produkte. Erst seit 1616 erhielten die Dänen ihre eigne Gewehrfabrik und zwar auf Fünen, die 1658 von den Schweden zerstört und später nach Seeland verlegt wurde.

In den großen Sälen der Waffenvorräthe des Arsenals findet der Historiker mehre interessante Reliquien aus der dänischen Geschichte, namentlich eine Menge von den Dänen eroberter schwedischer Fahnen. Unter ihnen fiel mir eine wegen eines darauf befindlichen Spruchs in deutscher Sprache auf. Er lautete:

„Wenn die Katze ist nicht zu Haus,
Tanzet auf der Bank die Maus."

Es war eine Fahne, welche die Schweden 1658 zum Spott über die Dänen hatten machen lassen, die den Krieg gegen die Schweden begannen, als diese in Polen beschäftigt waren. Die kopenhagener Studenten sollen in jener für die Bürger der Residenz so glorreichen Belagerung von Kopenhagen im Jahre 1660 diese Fahne bei einem Ausfalle aus der Stadt erobert haben.

Solche Spottfahnen, wie sie in alten Zeiten nicht selten vorkamen, gehören auch unter die Dinge, die jetzt nicht mehr Mode sind, und eben so auch die Spott- und Schandmünzen, die man sonst fast bei jeder Gelegenheit schlug, und deren man noch so viele in den Münzcabineten findet, endlich auch die Schandsäulen, welche man Staatsverbrechern zu setzen pflegte.

Die alte Zeit war humoristischer, zugleich aber auch weniger zartfühlend als wir. Hier in Kopenhagen ist die letzte merkwürdige Schandsäule erst vor einigen Jahren weggeschafft. Sie war zum ewigen schimpflichen Andenken an den berühmten dänischen Großen Corfitz Uhlefeld gesetzt, der Landesverräther wurde und in Verbindung mit den Schweden sein Vaterland an den Rand des Abgrunds brachte.

Friedrich III. ließ das Haus Uhlefeld's demoliren und jene Schandsäule mit einer den Landesverräther entehrenden Inschrift auf die kahle Stelle setzen. — Erst unter dem jetzt regierenden Könige wurde diese Spur einer alten wenig gebildeten und sittlichen Denkweise vertilgt.

Man muß es übrigens zur Ehre des richtigen Taktes der Menschheit, die im Ganzen immer der Sprüche: „Schonet die Todten", „Preiset das Gute", „Vergesset das Böse", „Verewigt nicht die Thorheiten" — eingedenk war, bemerken, daß solche Schandsäulen zu keiner Zeit in eben dem Grade in Gebrauch und Schwung gekommen sind, wie Ehrendenkmäler.

Das Verbrennen „in effigie" war eine äußerst milde Maßregel in Vergleich mit einem solchen Schanddenkmale, welches für alle Nachkommen und Familienmitglieder eine furchtbare Strafe sein mußte. Es ist zu bewundern, daß die Uhlefeld'sche Schandsäule noch so lange tief in das neunzehnte Jahrhundert hinein sich erhalten konnte.

Unter den vielen Namenschiffern der dänischen und schwedischen Könige, für welche die Kalligraphen immer bemüht waren die Anfangsbuchstaben ihrer Namen mit den römischen Zahlen, die anzeigten, der wie vielste dieses Namens sie waren, zu einem hübschen Ganzen zu verschmelzen, bemerkte ich keine einfachere als die von Carl X. Seine Namenschiffer war so:)C, welches Zeichen zugleich ein doppeltes C und ein X. vorstellte.

In den untern Räumen des Arsenals stehen ein paar prachtvoll geschmückte Kanonen, die der Doge von Venedig dem König Friedrich IV. bei Gelegenheit seiner Reise nach Italien schenkte. Auf der Oberfläche einer andern großen Kanone findet sich der ganze Stammbaum des oldenburgischen Königshauses in Metall ausgearbeitet.

Eine sehr solide und künstliche Waagschale, die der Magistrat von Nürnberg einst hierher schenkte, legt noch

alle Tage Zeugniß von den guten alten Arbeiten dieser Stadt ab, da sie noch jetzt zum Abwägen der Kanonen gebraucht werden kann.

Die Engländer sollen hier 1807 nicht weniger als 3000 Kanonen genommen haben, von denen ich früher noch einige unter den 30,000, die sie in Woolwich liegen haben, sah.

Sehr viele eiserne Kanonen werden jetzt für Dänemark in Schweden gegossen, und zwar bei Nortelge, wo auch die Russen und Preußen in neuerer Zeit für sich eiserne Kanonen haben gießen lassen.

---

5. Rosenborger Schloß und Kunstkammer.

Wenn eine mit Pulver gefüllte Bombe von einem bösen zerstörungssüchtigen Geiste beseelt ist, so muß diejenige Bombe, welche bei dem Bombardement von Kopenhagen in das hübsche rosenborger Schloß*) fiel, vor Freude gejauchzt haben, denn sie fiel gerade in den Theil des Gebäudes, in welchem in einem kleinen Raume eine Menge von alten und neuen Glassachen, Hunderte von alten Trinkgeschirren, Bechern, Flaschen, Krügen, Bier- und Weingläsern aller möglichen Art aufbewahrt werden.

---

*) Dieses Schloß wurde im Jahre 1604 vom Könige Christian IV. in dem italienisirenden Baustyle, der sich im sechzehnten Jahrhunderte, der Zeit der Renaissance, aus dem ältern germanischen Baustyle entwickelte, erbaut und gehört mit seinen Gartenanlagen zu den hübschesten Partien von Kopenhagen.

Sie müßte hier einen wahren Graus von Zerstörung angerichtet haben, wenn sie nicht, leider erinnere ich mich nicht mehr durch welchen Zufall, unschädlich gemacht worden wäre.

Wäre die Kugel zerplatzt, so hätten wir eine der interessantesten Glassammlungen weniger gehabt, und dies wäre nicht wenig zu bedauern gewesen; denn, wie ich schon oben bemerkte, an unsern jetzigen Glaswaaren ist, so geschmackvoll, elegant und wohlgefällig sie sind, so wenig Originelles und Eigenthümliches, daß man in spätern Jahrhunderten schwerlich ein so interessantes Museum daraus wird bilden können.

Neben den Glasgefäßen befinden sich auch einige silberne und goldene Trinkbecher und unter ihnen vor allen Dingen das berühmte sogenannte „oldenburgische Horn", das besonders geeignet ist, als ein Beleg dazu zu dienen, wie viel Bedeutung und Poesie unsere Vorfahren in Alles, was sie umgab, zu legen pflegten. Ich will es daher zur Bestätigung meiner oben gemachten Bemerkungen mit einigen Worten beschreiben. Es hat dieser Becher die Form eines Hornes, die im Mittelalter bei Trinkgefäßen sehr gewöhnlich und beliebt war. Die feinen Zierathen, mit denen er bedeckt ist, stellen im Kleinen alle Züge und Scenen des deutschen Burglebens und Schloßbaues aus dem funfzehnten Jahrhundert dar. Die beiden Füße, auf denen das Horn ruht, sind Modelle hübsch geschmückter und thurm- und zinnenreicher Burgen, und eben so der Knopf und der Deckel des Ganzen. Der Körper des Hornes selbst zwischen Fuß und Deckel ist mit einer Menge von

spitzen Dächern, Häusergiebeln, Mauerzinnen, Burgthoren, Altanfenstern, Erkerthürmchen und Balkonen bedeckt. Auf den Thürmen sieht man die Thurmwächter, vor den Thoren sprengen kleine silberne Ritter und Reisige heran. Auf den Altanen und aus den Fenstern beugen sich die Schloßdamen hervor. Hier zeigen sich wilde Männer mit Keulen, dort bewachen Hunde und ruhende Löwen den Eingang, alles in halb und ganz erhabener Silberarbeit zierlich ausgeführt. Auf dem Knopfe des Deckels erscheint ein Kranz von Figürchen, welche Minnesänger darstellen, die auf Saiteninstrumenten spielen, und auf dem Rande der Mündung wechseln Damen mit Schildhaltern ab, welche letztere die Wappen von Dänemark, Burgund, Brabant und andern Reichen tragen. Das ganze Horn ist den heiligen drei Königen geweiht, deren Namen, Balthasar, Kaspar, Melchior, sich nebst einigen frommen Wahlsprüchen auf dem Deckel eingravirt finden. Man glaubt, daß dieses kunstreiche und poetische Trinkgefäß für den dänischen König Christian I. zur Erinnerung seiner Reise nach Köln, wohin er im Jahre 1474 auf Einladung des deutschen Kaisers und Karls des Kühnen als Schiedsrichter kam, gemacht sei. Man hat dieses sogenannte „oldenburgische Horn" irrthümlicher Weise für dasselbe gehalten, welches Graf Otto von Oldenburg in uralten Zeiten von einer Bergnymphe erhalten haben soll. Daher ihm jener Name, der eigentlich nur diesem jetzt nicht mehr existirenden Horne zukam, beigelegt wurde.

Diese Glaskammer bildet einen Theil einer größern Sammlung, die in Kopenhagen ungefähr das vorstellt,

was das grüne Gewölbe in Dresden. Dieselbe enthält eine Menge höchst interessanter Kostbarkeiten, Hausgeräthe, Waffen, Meubles, Kleidungen, Prachtstücke von den Königen des oldenburgischen Hauses. Sie ist, wie alle kopenhagener Sammlungen, historisch geordnet.

Auch hier in Kopenhagen wie in Petersburg und wie in vielen andern Städten gab es sonst eine sogenannte „Kunstkammer", die eine Menge von heterogenen Gegenständen enthielt, Naturalien, Medaillen, Gemälde, Antiquitäten, Geräthschaften wilder Völker &c. Solche Kunstkammern gleichen den alten „Thesauren des Wissenswürdigsten" und andern für das größere Publikum im vorigen und vorvorigen Jahrhunderte geschriebenen Büchern, in denen man eine Menge Sonderbarkeiten, Anekdoten und Nachrichten der verschiedensten Art zusammenstoppelte.

Jedes Königs Hinterlassenschaft hat sein Zimmer und es bieten sich daher ganz treffliche Hülfsmittel für den Forscher der Geschichte, der Handwerke und der Künste dar. Auch hier findet man es bestätigt, daß König Christian IV. der größte Freund der Künste und Wissenschaften war. Seine Chronometer, seine mathematischen Instrumente, seine Becher, Gemälde, Kalender, Bücher, alle seine Geräthschaften und Utensilien sind die geschmackvollsten und interessantesten von allen und jeder Beschauer wird in seinem Zimmer gewiß am längsten verweilen.

Die königliche Münzsammlung gehört zu den interessantesten in ihrer Art. Sie wird ebenfalls auf dem Schlosse Rosenburg aufbewahrt und ist reich sowol an dänischen als ausländischen, besonders griechischen und

römischen Münzen. An griechischen Münzen besitzt man hier 10,000, an römischen 20,000. Die Dänen haben mit mehr Fleiß die Münzen ihrer alten Könige gesammelt als die Engländer. So sucht man z. B. im britischen Museum vergebens nach Münzen von Knut dem Großen, der doch eben sowol König von England als von Dänemark war, während man hier von ihm 400 in England und 3 in Dänemark geschlagene Münzen besitzt.

Man muß oft die Quellen der Geschichte eines Landes in sehr großer Ferne suchen, z. B. viele Quellen der Geschichte Dänemarks in Island, so in Kopenhagen und Stockholm die beste Sammlung angelsächsischer Münzen. Die älteste dänische Münze, die es überhaupt gibt, soll von Swend Twäskiäg (Gabelbart) sein.

Eine Art der ältesten dänischen Geldstücke, die ich hier sah, heißen „Klippinge". Sie haben ihren Namen eben so, wie die russischen Rubel (von rubitj, hacken), und eben so, wie wahrscheinlich die deutschen Schillinge (von „skille", scheiden), von der Sitte unserer Vorväter, ganze Stücke edler Metalle beim Verkehr mit sich herumzutragen, und gelegentlich je nach Bedürfniß bei Ankäufen ein Stück davon abzuhacken („klippen").

Dänemark gehört auch noch zu demjenigen merkwürdigen nordosteuropäischen Länderstrich, in welchem man arabische und kufische Münzen findet, die jener vom kaspischen Meere aus durch das Wolgathal bis an die Ostsee hin sich verbreitende orientalische Handelszweig im Mittelalter über Rußland und viele andere Länder ausstreute.

Man zeigte mir Münzen von Valid I. und von Abdel-

malek den Merwen, die man auf der Insel Falster gefunden hatte. Selbst auf Jütland und sogar auf den Westseeinseln soll man zuweilen sehr reiche Funde arabischer Münzen gethan haben. Bekanntlich hat man auch in Curland, Preußen, an den Küsten des südlichen Schweden überall arabische Münzen gefunden. Jütland ist aber, glaube ich, das westlichste Ende des Verbreitungsgebietes dieser Art von Schätzen.

In Jütland und den dänischen Inseln ist auch zugleich wol die nördlichste Grenze, bis zu welcher römische Münzen durch den Handel geführt wurden.

Ueber die hier gesammelten dänischen Münzen gibt es bereits ein ganz vorzügliches und vollständiges Werk.

Unter den Medaillen, welche ich hier sah, gefielen mir die von einem dänischen Medailleur, Christensen, am besten. Er hat namentlich zum Andenken an Thorwaldsen mehre Medaillen geschnitten, unter andern eine, auf welcher der ganze Alexanderzug en miniature dargestellt ist.

Es sind ganz vortreffliche Arbeiten, und es ist schade, daß dieser treffliche Copist Thorwaldsen's nun auch selbst schon verstorben ist. Wenn ich nicht irre, so rühren auch von ihm mehre der kleinen so höchst geschmackvollen Copien Thorwaldsen'scher Werke her, die man in unzähliger Menge in Dänemark verbreitet findet.

Eine der interessantesten Medaillen, die ich hier in Kopenhagen, obwol sie mit Dänemark nichts zu thun hat, zufällig zu sehen bekam, ist die große Medaille, welche Ludwig Philipp auf das in den französischen Kam-

mern durchgegangene Gesetz über die Eisenbahnen anfertigen ließ.

Diese Medaille entzückte mich im höchsten Grade durch den Geschmack und die große Kunst, mit welcher man die schwierige Aufgabe, Eisenbahnen in einem Bilde auf dem engen Raume einer Medaille zusammenzustellen, gelöst hatte. In der Mitte des Bildes, in einer reichen Landschaft, sah man die Propyläen eines Bahnhofs, von dem vier gerade Bahnen nach verschiedenen Weltgegenden, sich kreuzend, ausgingen.

Die Streifen verjüngten sich nach einem so richtigen Maßstabe, daß man wirklich glaubte, sie zögen sich in weite Ferne, die durch einige schwach angedeutete landschaftliche Gegenstände bezeichnet war.

Ueber dem Kreuzpunkte der Bahnen erscheint Minerva auf ihrem Throne, von dem zur Rechten der geflügelte Mercur und zur Linken der wilde Mars so eben ihren Flug durch die Welt zu beginnen im Begriff sind. Beide brausen über die unter ihnen bezeichneten Bahnen dahin, und rund herum steht die sehr treffende Inschrift: Dabunt ignotas Marti, novasque Mercurio alas.

Wie in Petersburg und wie in andern Städten hat die neuere wissenschaftliche Zeit auch in Kopenhagen die alte Kunst- und Curiositätenkammer aufgelöst, und indem man das Beste herausnahm, hat man daraus wissenschaftlich geordnete Sammlungen gebildet. So haben sich hier schon die Naturaliensammlung, die Münzsammlung und die Gemäldegalerie als besondere Museen aus der alten Kunstkammer geschieden, und aus den Resten hat man

ein eignes Kunstmuseum gebildet. Aber auch dieses enthält eine Menge sehr heterogener Gegenstände; und jetzt soll auch eine eigne ethnographische Sammlung daraus hervorgehen, wozu es sehr reiches Material liefern wird.

Man hat für diese ethnographische Sammlung bereits ein Lokal angewiesen, und der unermüdliche und gelehrte Museenordner von Kopenhagen, der mehrerwähnte Thomsen, wird nun auch diese schwierige Arbeit bald ins Werk gesetzt haben.

Die historischen und ethnographischen Museen sind ein Produkt unserer Zeit. In allen Ländern sind jetzt Sammlungen dieser Art begründet und im Aufblühen begriffen. Das ethnographische Museum in Kopenhagen wird natürlich besonderes Interesse haben für die Ethnographie des Nordens, für Norwegen, Island, Grönland. Aus Grönland hat man sich bereits eine fast vollständige Sammlung verschafft, während man noch vor zehn Jahren, um ein vollständiges Museum für die grönländische Ethnographie zu sehen, nicht nach Kopenhagen, sondern nach Wien reisen mußte.

Bei der Betrachtung der grönländischen Schlitten fiel es mir auf, daß einige anders eingerichtet waren, als andere. Man sagte mir, dies seien modernisirte Schlitten. In neuerer Zeit hätten auch die Grönländer angefangen, von ihren uralten tausendjährigen Formen abzugehen, um den Reformen, wenn auch nicht Thür und Thor, doch wenigstens ein Schiebfensterchen zu öffnen.

Man will die Grönländer auch aus ihren alten dumpfigen Löchern und Höhlen hervorlocken und sie von

Troglodyten zu Hausbewohnern machen. Man schickt ihnen daher in Europa angefertigte Häuser und Kirchen, die dann in Grönland bloß zusammengesetzt zu werden brauchen.

Solche Häuser kommen meistens aus dem holzreichen Norwegen, von wo aus schon seit alten Zeiten kein unbedeutender Handel mit Häusern getrieben sein soll. Selbst in Dänemark auf Seeland gibt es Dörfer, die größtentheils aus solchen von Norwegen herübergekommenen Häusern bestehen. Als ein solches Dorf bezeichnete man mir das Dorf Taarbeck im Norden von Kopenhagen am Sunde.

In Rußland findet bekanntlich ein ganz ähnlicher Handel mit Holzhäusern statt. Die Norweger sind auch wie die Russen sehr geschickte Holzkünstler. Man sieht auf dem Kunstmuseum in Kopenhagen eine Reihe ganz bewunderungswürdig gearbeiteter Holzschnitzwerke, besonders alte große Bier- und Methhumpen. Diese Kunst soll nicht nur in den norwegischen Städten, sondern vorzugsweise in den Dörfern unter den Bauern blühen. Es wurde mir ein norwegischer Bauer mit Namen Magnus Berg als ein im Norden berühmter Künstler dieser Art aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts genannt.

Uebrigens reichen sich auf diesen Museen Norden und Süden, Osten und Westen, Vor- und Jetztzeit die Hand. Neben den Holzkunstwerken der nordischen Bauern liegt hier eine treffliche Arbeit von Benvenuto Cellini, ein metallener Schild, und eine ebenfalls ganz bewunderns-

werthe, „mit sonderbarem Fleiße und Fürsichtigkeit“ ausgeführte Arbeit eines nürnberger Eisenschmiedemeisters. Und neben den Thierstatuen einer ausgezeichneten kopenhagener Bildhauerin, Fräulein Herbst, die sich ganz der Darstellung der Thiere in Thon und Marmor gewidmet hat und von der man auch auf der kopenhagener Akademie einige treffliche lebensgroße Thierstatuen sehen kann, liegen hier Werke des griechischen Meißels, unter andern ein antiker Kopf, welcher Jedem, der ihn ein Mal ins Gesicht blickte, unvergeßlich sein wird.

Natürlich fehlen hier auch nicht Elfenbein- und Bernsteinschnitzwerke. Unter den erstern fiel mir besonders ein Kunstwerk auf, das der Künstler mit Fleiß und mit vieler Mühe schief gedrechselt hatte. Es stand noch schiefer als der Thurm von Pisa. Als ein kleiner Beitrag zu der Beleuchtung der Streitfrage, ob die Alten wirklich ihren Humor so weit getrieben, daß sie absichtlich und mit vielen Anstrengungen unharmonische und verstümmelte Kunstprodukte construirten, war mir jenes Stück nicht wenig interessant.

Stellt man die Größe der dänischen Besitzungen in Ostindien und die Größe der ostindischen ethnographischen Sammlung, die man im hiesigen Kunstmuseum sieht, in Vergleich mit der Größe der englischen Besitzungen in Ostindien und der ostindischen Sammlungen in London, so muß man gestehen, daß die Dänen einen weit größern Sammlungseifer entfaltet haben als die Engländer.

In der That sind die hindustanischen Museen in London im Vergleich mit dem, was man bei den Gebietern

des Indus und des Ganges zu erwarten sich berechtigt glauben möchte*), höchst winzig. Nach den Berichten, die wir darüber haben, wie viel und was Alexander der Große an seinen Lehrer Aristoteles aus dem Orient sandte, wird es höchst wahrscheinlich, daß damals für Naturgeschichte und Geschichte weit interessantere Gegenstände aus dem Oriente kamen, als die sind, welche jetzt nach 2000 Jahren die Clive's, die Ellenborough's und die Sir Henry Hardinge's von da an ihre englischen Aristotelesse einsandten.

Hier in Kopenhagen sieht man eine sehr interessante Sammlung buddhaistischer Götzenbilder und Tempelgeräthschaften, und dann auch viele Utensilien der Birmanen, der Siks, der Malaien und anderer Völker des indischen Ostens. Je mehr ich von den in Kopenhagen zusammengetragenen Kunstschätzen kennen lernte, desto weniger begriff ich es, warum diejenigen Autoren, welche von dieser Stadt Bericht gegeben haben, so wenig darüber mittheilen. Ich muß vermuthen, daß dieser Ort in der Regel noch flüchtiger beschaut und genossen wird, als ich ihn habe beschauen und genießen können.

*) Das vornehmste hindustanische Museum ist nicht in England, sondern in Calcutta.

6. Königliche Bibliothek.

Unter den vielen interessanten Büchersammlungen, welche Kopenhagen enthält, besuchte ich nur eine, nämlich die königliche Bibliothek, die unter die größten Europas gehört. Sie soll jetzt 400,000 Bände enthalten*), welches für die europäischen Bibliotheken ersten Ranges (nach der pariser) fast eine stehende Zahl zu sein scheint, da die göttinger, die wiener, die münchener, die kaiserlich petersburger auch so viele Nummern zählen.

Es ist merkwürdig genug und ein Beweis für die großartigen wissenschaftlichen Anstrengungen, welche in Dänemark geschehen sind, daß dieser kleine Staat sich in Bezug auf seine vornehmste Bibliothek mit weit größern Staaten messen kann. Auch beweist diese Bibliothek wieder, wenn man sie mit der Größe anderer scandinavischen Bibliotheken vergleicht, wie Kopenhagen der Centralpunkt des wissenschaftlichen Lebens des scandinavischen Nordens ist.

Eine besondere Abtheilung der Bibliothek heißt die nordische Büchersammlung und ist bloß der scandinavischen, insbesondere der dänisch-norwegischen Literatur gewidmet. Sie zählt, wie man mir sagte, 60,000 Bände, und es sind darin nicht nur alle in dänischer, norwegischer, isländischer Sprache geschriebenen oder in diesen Ländern publicirten Werke aufgenommen, sondern auch alle

*) 1821 hatte sie 300,000 Bände.

ausländischen Bücher, welche über diese Länder handeln und in irgend einer Beziehung für scandinavische und namentlich dänische Forschungen interessant sind.

Da sich hier die reichste und vollständigste Sammlung aller isländischen Werke befindet, welche überhaupt existirt, so hat diese Abtheilung natürlich ein besonderes Interesse. Die Räume dieser Abtheilung sind vorzugsweise zierlich geschmückt und auch mit Portraits dänischer Forscher versehen. Wir Deutschen werden wol nie eine solche nationale Büchersammlung zusammenbringen können, theils weil unsere Literatur zu groß, theils weil sie mit der Literatur aller andern Völker zu sehr verzweigt ist.

Ich habe nie eine Bibliothek gesehen, die so wenige Aufschriften und Numerirungen hat, wie diese kopenhagener. Sie soll sehr systematisch und gut geordnet sein. Der Realkatalog, der aus 192 Foliobänden besteht, wurde 1830 beendet*). Aber kein Saal, keine Abtheilung der Bibliothek hat eine Ueberschrift, die ihren Inhalt anzeigte. Eben so wenig sind die einzelnen Bücher weder selbst mit Nummern versehen, noch auch unter Nummern in den Katalog eingetragen.

Natürlich muß dieser Umstand eine Menge Unbequemlichkeiten mit sich führen. Man begreift kaum, wie es

---

*) Wenigstens für die Hauptmasse der Bücher. Noch kein Realkatalog existirt für die dänisch-norwegische Sammlung und die Manuscripte. Man arbeitet indeß schon seit länger an einem solchen. Auch ist man dabei, einen alphabetischen Katalog für die ganze Bibliothek auszuarbeiten.

auf diese Weise nicht unglaublich schwierig fallen muß, die einzelnen Werke in jeder Abtheilung zu finden und jedes Buch wieder an seinen rechten Platz zurückzustellen. Natürlich können auf diese Weise nur die Bibliothekare selbst, die allmälig völlig mit der Bibliothek und ihrem Inhalte bekannt geworden sind, die ganze Sammlung handhaben, und ungelehrte Bibliothekdiener kann man hier nicht gebrauchen.

Als ich nach dem Grunde jener Einrichtung fragte, sagte man mir, man sei hier gegen das Numeriren, erstlich, weil man mit den vielen Abtheilungen, Unterabtheilungen, und Unterunterabtheilungen, und mit den Zeichen für dieselben doch nicht völlig zurecht komme, dann weil man noch kein ganz genügendes und in jeder Beziehung bequemes Numerirungssystem kenne, und endlich könne man auf dem eingeschlagenen Wege eine bessere und fügsamere Organisation der Sammlung zu Stande bringen. Jedes neu angekaufte Werk könne nun in der Abtheilung, zu der es gehöre, da eingefügt werden, wo sein eigentlicher Platz wäre, während es beim Numeriren an das Ende der Zahlenreihe einer Abtheilung sich anschließen müsse. Klar ist es, daß eine solche Bibliothek sich immer eine Menge sehr bewandter Bibliothekare heranbilden muß, da mit dem Numeriren eine sehr bequeme Eselsbrücke des Gedächtnisses wegfällt.

Da ich als deutscher Reisende überall eifrig den Beziehungen meiner eigenen Nation zu den fremden Völkern und Ländern nachspüre, so war es mir besonders interessant, aus der Geschichte dieser Bibliothek zu ersehen,

welche Einwirkung deutsche Bibliotheken auf sie gehabt haben, und wie viele deutsche Büchersammlungen im Laufe der zwei oder drei Jahrhunderte ihres Bestandes ihr einverleibt wurden. Christian III. (in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts) besaß die erste königliche Bibliothek, für die er die meisten Bücher aus Deutschland kommen ließ; Christian IV. (Anfang des siebzehnten Jahrhunderts) bereicherte diese noch sehr kleine Bibliothek mit 1100 Bänden, die größtentheils aus Autographen Luther's und seiner Zeitgenossen und aus deutschen Büchern bestanden; Friedrich III. (Mitte des siebzehnten Jahrhunderts) kaufte unter andern Bibliotheken auch die eines Deutschen, eines Herrn von Gersdorf; Christian V. (Ende des siebzehnten Jahrhunderts) einverleibte der königlichen Bibliothek die bedeutenden Sammlungen mehrer deutschen Gelehrten, Herrmann Meier's, Puffendorf's und Reitzer's. Die Herzoge von Schleswig-Holstein-Gottorp hatten auf Schloß Gottorp eine sehr ausgezeichnete und berühmte Bibliothek, die, nachdem die Herzoge von Gottorp ihren Antheil an dem Herzogthum Schleswig verloren hatten, im Jahre 1749 mit der königlichen Bibliothek in Kopenhagen vereinigt wurde. Am Ende des vorigen Jahrhunderts ließ die Regierung auf Bücherauctionen in Hamburg und an andern Orten Deutschlands eine Menge Bücher aufkaufen, und noch jetzt bezieht sie ihren größten Zuwachs an Büchern aus Deutschland, durch die Vermittlung deutscher Antiquare, Buchhändler und Büchersammler. Natürlich sind auch in Italien, Frankreich, England und andern Ländern eine Menge

Bücher für diese Bibliothek gesammelt, und freilich sind nicht wenige in Dänemark gemachte Sammlungen von dort wieder ausgewandert, um ausländische Sammlungen zu bereichern. Allein Deutschland ist von den nichtdänischen Ländern dasjenige, welches den meisten Stoff hierhergeliefert hat.

Eine genußreiche Stunde verschaffte mir hier ein junger Gelehrter aus Deutschland in der Abtheilung der Bibliothek, welche für eine Sammlung orientalisch-indischer Werke bestimmt ist und die er zu ordnen im Begriff war. Es war die Sammlung, welche der berühmte dänische Sprachforscher Rask von seinen Reisen aus Indien heimbrachte. Chinesische, cingalesische, sanskrit- und Paliwerke erscheinen jetzt immer häufiger auf unsern Bibliotheken, und der Reisende begrüßt sie überall mit Entzücken als Zeichen des sich mehrenden Verkehrs unter den Menschen und des zunehmenden Ideenaustausches.

Selbst wenn man auch kein Wort von den Sprachen versteht, in denen jene asiatischen Denker reden, nimmt man doch ein solches Werk, als ein handgreifliches Zeugniß, daß auch jenseits der Gebirge und Oceane noch Menschen dichten und streben, nicht ohne Ehrfurcht in die Hand.

Mein gütiger Führer versicherte mich, er habe aus dem Haupttempel von Ceylon das vollständige Verzeichniß der heiligen Bücher jenes Landes erhalten und mit diesen die kopenhagener Sammlung verglichen, und habe gefunden, daß diese ziemlich vollständig sei. Sie enthält

fast alle dogmatischen Werke des Buddhaimus, der auf dem größten Theile von Ceylon herrscht.

Die Bücher bestanden aus Palmblättern, die fast so fest und zäh waren wie Leder und auch eine ziemlich derbe Behandlung vertrugen. Bei den gewöhnlichen Büchern waren die Buchstaben in die Blätter eingeritzt und in die Ritzen eine Farbe eingerieben. Bei einigen aber waren die Palmblätter mit einem Goldgrund bedeckt, und dann schwarze Lettern auf diesen Grund mit dicker Farbe aufgetragen.

Diese Palmblätter sollen in Indien einen sehr fatalen Feind an einer gewissen Gattung von Ameisen haben, welche den kostbaren Bücherstoff auffressen und vor denen man in jenen Gegenden die Bibliotheken nur mit Mühe beschützen kann. Es ist daher nöthig, die Bücher, die schon seit Jahrtausenden immer wieder von jenem kleinen Feinde zernagt werden, stets von neuem zu copiren und umzuschreiben, und es soll demnach im ganzen Oriente gar keine alten Manuscripte geben. Keine gehen über das funfzehnte Jahrhundert hinaus.

Weiß der Himmel, wie viel Schaden jene Ameisen schon den Wissenschaften gebracht und der Entwickelung des menschlichen Geistes in Asien geschadet haben mögen. Man hat es in neuerer Zeit versucht, die Blätter zu vergiften, um diesen Thierchen ihre barbarische Naschlust zu vereiteln. Mancher Geist saugt daher dort den Honig der Wissenschaften aus vergifteten Blättern auf.

Unter jenen orientalischen Werken fand ich auch eines, welches eine Uebersetzung der biblischen Historien für Kin-

der von einem Deutschen, Hübener, war. Es war ebenfalls auf Palmblättern geschrieben, und also ganz für den Geschmack sowol der ceylonesischen Leser, als auch der dortigen Ameisen zubereitet. Das Bewußtsein, ein ausgezeichneter klassischer Autor zu sein, muß für die Zukunft, wenn der Verkehr der Nationen wie bisher fortschreitet, ein wundervolles Gefühl sein. Denn man schreibt jetzt mehr wie je zuvor für die ganze Welt, für Europa, für Amerika, und man kann sogar, wie jener Hübener, hoffen, für die Singalesen, die Siamesen und Chinesen etwas Nützliches zu thun. Die Bücher unserer Nachkommen werden vielleicht am Buremputer und am Hoangho eben so kritisirt werden wie am Rhein, der Seine und der Themse.

---

7. Naturhistorische Sammlungen.

Unter den naturhistorischen Sammlungen von Kopenhagen sind die ausgezeichnetsten die des königlichen Museums der Naturwissenschaften, die der Universität und dann die Privatsammlungen des kunst- und wissenschaftliebenden Königs selbst. Man findet hier wieder eine Menge Dinge, die man anderswo vergebens sucht, namentlich eigenthümliche Produkte des Nordens.

Die Reisenden im Norden Europas, sowol die, welche der Geschichte, als die, welche der Natur wegen reisen, müssen immer wieder Kopenhagen als den Ausgangs-

und Endpunkt ihrer Reise betrachten, weil sie hier von allen Gegenständen ihrer Wißbegierde die besten Exemplare und die größte Auswahl finden.

Von Norwegen wurden ehemals alle transportablen Naturmerkwürdigkeiten nach Kopenhagen gebracht, und von Grönland, Island und den Faröerinseln geschieht dies noch.

Man findet hier namentlich sehr werthvolle mineralogische Schätze aufgehäuft.

Unter andern eine Auswahl von Stufen gediegenen Silbers aus den alten norwegischen Bergwerken von Kongsberg, wie man sie nur hier sehen kann. Eine dieser Silberstufen ist als die größte Europas bekannt, sie wiegt mehre Zentner und ist über drei Fuß lang. Eine der merkwürdigsten und wunderbarsten Silberstufen ist ein Stückchen gediegenen Silbers, das mitten in einem Bergkrystalle sitzt.

Man sieht hier das gediegene Silber in den mannigfaltigsten und groteskesten Formen, wie Gras gewachsen in langen Halmen und Fäden, in kleinen Bäumchen, in Sträuchern, zuweilen die Fäden wie zu Netzen verwirrt. Weder in der so trefflichen mineralogischen Sammlung zu Wien, noch in Petersburg, noch im britischen Museum, noch in Paris gibt es eine ähnliche Silbercollection.

Das Goldstufen-Departement ist hier dagegen im Vergleich mit dem, was sie in Petersburg haben, nur ärmlich ausgestattet, so wie das Eisen in den stockholmer und wiener Sammlungen unvergleichlich viel besser repräsentirt ist. Aus Island findet man eine Menge vul-

kanischer Produkte. Namentlich prachtvolle Obsidianstufen, wie sie nur der Beherrscher des vulkanischen Islands haben kann. Es wurde mir eine gezeigt, die drei bis vier Zentner wog, und die dabei so rein war wie das schönste dunkelgrüne Krystall.

Die Engländer sollen jenem Lavaglas oder jenem isländischen Achat in neuerer Zeit eifriger als je auf Island nachspüren, weil sie es in neuerer Zeit in der Optik zu magischen Spiegeln vielfach gebrauchen. Ein Herr, der in Island gereist war, erzählte mir, daß die isländischen Bauern, welche dort Obsidianstücke gelegentlich zu sammeln pflegten, in der Regel schon den Namen dieses vulkanischen Produkts englisch aussprächen.

Einem andern isländischen Produkte, das man auch hier in vielen Exemplaren sieht, dem isländischen Doppelspath, wird von dem civilisirten Europa eben so häufig nachgespürt, weil es bei der Construirung der optischen Instrumente eine sehr wichtige und merkwürdige Rolle spielt. Ich sah hier ein Stück Doppelspath, das über zwanzig Pfund wiegen sollte. Auch will ich eines Stückes Bernstein aus Jütland erwähnen, das 294 Loth cölnisch wog. Sogar in Grönland hat man noch Bernstein gefunden, und man bewahrt von diesem grönländischen Bernstein einige Proben auf.

Die isländischen Chalcedonstufen, die man hier besitzt, sind eben so einzig und schön.

Die ornithologische Sammlung in dem kopenhagener Museum ist eine der besten in Europa. Auch ist sie auf

eine so geschmackvolle und zweckmäßige Weise aufgestellt, wie man dies selten findet.

In den meisten Sammlungen dieser Art bekommt man nichts zu sehen als den Balg des Thieres mit den Federn. Hier hat man immer von jeder Vogelgattung, wo es sich nur einigermaßen thun ließ, eine ganze Familie gegeben, das Nest, die Eier, die Jungen, das Weibchen und Männchen, und zuweilen auch die Gräser oder Beeren und Früchte beigefügt, von denen der Vogel sich nährt.

Die Sammlung wird dadurch außerordentlich lehrreich. Etwas Aehnliches sah ich bisher nur bei der berühmten Colibrisammlung des Herrn Loddiges in London ausgeführt, der sogar von den kleinsten Colibrigattungen die eben aus dem Ei gekrochenen Jungen ausgestopft hat.

Ich blickte mich natürlich hier nur wieder nach nordischen, dänischen und isländischen Thieren um, und betrachtete mit besonderem Interesse die berühmten isländischen weißen und grauen Falken, die ehemals bei allen Falkonieren Europas so hoch geschätzt wurden. Die Könige von Dänemark pflegten damit Geschenke an befreundete Fürsten zu machen, und ich erinnere mich, einmal einen sehr kuriosen Brief der Königin Margaretha gelesen zu haben, der ein solches Falkengeschenk begleitete.

Uebrigens bekam ich während meiner Anwesenheit in Kopenhagen Gelegenheit, zu erfahren, daß diese isländischen Falken jetzt, wo alles Mittelalterliche wieder Werth gewinnt und wo man in England wieder Falkenjagden unternimmt und in den Niederlanden sogar einen großen

Falkenjägerclub gestiftet hat, dessen Mitglieder mehre reiche Engländer, Niederländer und auch einige deutsche Prinzen sind, auch wieder von Neuem gesucht werden.

Ich wurde nämlich mit einem Engländer bekannt, der soeben von Island zurückgekehrt war und von dort funfzehn große lebendige Falken eben für jenen niederländischen Club mitgebracht hatte.

Obwol er ein wohlhabender und gebildeter Mann war, so hatte er Island nur der Falken wegen besucht und wußte sonst wenig von dem Lande zu erzählen.

Er hatte sich, als er dahinreiste, mit einem Zelte, mit ausgesuchtem Proviant und mit allen andern nöthigen Dingen versehen, und hatte dann das Land während eines Sommers von einem Ende zum andern durchstreift, um Falken einzufangen. Er hatte alle, beim Einfangen der Thiere nöthigen Arrangements selber getroffen, weil Niemand es so gut wie er verstand, wann und wie dies geschehen mußte.

Er erreichte daher auch seinen Zweck vollkommen und brachte sechzehn der auserlesensten Falken, die er mir zeigte, nach Europa über. Es waren meistens weibliche Vögel, die bei den Falken, wie bei den meisten Raubvögeln stärker, größer und kühner sind als die Männchen. Das Männchen des Falken fürchtet das Weibchen. Das Männchen muß die Jungen füttern. Das Männchen kommt nicht anders zum Weibchen, als wenn dieses ruft. Kurz, es existirt zwischen beiden eine Ehe, welche alle Frauen musterhaft nennen werden. Das Weibchen wird daher auch doppelt so theuer bezahlt. Er hatte

ihnen für die Reise einen sehr geräumigen und zweckmäßigen Käfig machen lassen. Sie saßen darin, jeder mit einem Fuß an eine kleine Kette befestigt, und für jeden war ein besonderes Käppchen verfertigt, das ihnen über die Augen gezogen war und sie vor Eindrücken von außen bewahrte, welche ihre Gemüthsruhe stören könnten.

Er hatte in Island für sie eine kleine Heerde von zwanzig isländischen Schafen gekauft, bei denen er genau darauf gesehen hatte, daß sie nicht zu alt, nicht zu fett und nicht zu mager wären, und da seine Vögel unterwegs nicht alle Schafe aufgefressen hatten, so brachte er noch einige davon lebendig mit nach Kopenhagen.

Weil er fürchtete, seine Falken möchten auf den Eisenbahnen und Chausseen in Deutschland leiden, so wollte er sich jetzt im Spätjahr noch einmal ihretwegen einer Herbstseereise durchs Kattegat und Skagerak aussetzen, um sie so nach England und den Niederlanden zu bringen, wo er die Thiere theils selbst zu gebrauchen, theils sie an einige seiner Freunde zu verschenken gedachte.

Mich däucht, diese Geschichte ist sowol in Bezug auf die isländischen Falken, als auch in Bezug auf die Charakteristik der Engländer, so wie endlich in Bezug auf die Umständlichkeit der Schiffsverbindungen zwischen Island und der übrigen Welt interessant. Diese Schiffsverbindungen sind annoch so wunderlich gestaltet, daß man, um von Island nach England zu gelangen, zwei Länder, die man beinahe einander benachbart nennen könnte, über Kopenhagen reisen und einen großen Theil des Weges zweimal zurücklegen muß.

Ich habe noch keine Sammlung besucht, in der ich nicht etwas gesehen, was ich zuvor nie geschaut. So sah ich z. B. in der zoologischen Abtheilung des kopenhagener Museums ein Elephantenembryo und einen jungen Wallfisch, der vor den Augen dänischer Wallfischfänger während der Jagd geboren war. Die Sammlung von Robben aller Art kann man der edinburger Sammlung derselben Thiergattung an die Seite stellen.

„Zur Zeit des Königs Christian III. im Jahre 1549," sagt Holberg in seiner Reichshistorie, „wurde im Sunde nicht weit von Kopenhagen ein Seeungethüm von unerhörter Größe und besonderer Gestalt gefangen. Es hatte einen Kopf wie ein Mensch, auf dem Scheitel eine Krone, wie eine Mönchskrone. Sein Kleid war wie eine Mönchskappe gebildet, bestand aber aus Schuppen." Der König Christian III. ließ es begraben, schickte aber dem Kaiser Karl V. einen Abriß davon nach Spanien. Außer diesem Mönchsfische werden in den dänischen Chroniken noch eine Menge anderer Seeungethüme, Meerjungfern, Riesenschlangen u. s. w. erwähnt, die in den Belten und Sunden nicht nur gesehen, sondern auch gefangen wurden. Es ist sehr zu bedauern, daß die alten dänischen Könige diese Thiere, statt sie zu begraben, nicht lieber ausstopfen und in ihren Kunstkammern aufbewahren ließen. Das kopenhagener Museum würde dann manche Merkwürdigkeit mehr zeigen. Denn waren es auch keine wirklichen Jungfern und unter die Häringe gerathene Mönche, so mögen es doch seltene Seethiere gewesen sein, die sich aus andern Meerestheilen hierher verirrten.

Aus Rußland hatte man kürzlich ein wahres Prachtexemplar von einem Auerochsen aus dem lithauischen Walde von Bialowice erhalten. Der Kaiser von Rußland hatte es auf eine von Kopenhagen ausgegangene Bitte hierher geschenkt.

Es ist das schönste Thier dieser Art, das man in einem europäischen Museum sieht. Es wurde auf kaiserlichen Befehl in jenem Walde geschossen. Man hatte ein voll ausgewachsenes, sechs Jahre altes Thier gewählt. Von Petersburg aus wurde ein Natur- und Kunstverständiger expreß nach Lithauen geschickt, um das Thier an Ort und Stelle selbst auszustopfen, und dies wurde auf eine Weise ausgeführt, daß man glaubt, ein lebendiges Thier vor sich zu sehen. Obgleich das Ganze nichts als Haut und Stroh ist, so ist nicht nur die Stellung, die das Thier, im Walde schreitend, annimmt, sondern auch jede Hervorragung der Rippen, der Schulterblätter, des Rückgraths, der Kreuzknochen so gut und genau angedeutet, daß man glauben möchte, das ganze natürliche Knochengerüste sammt Magen und Eingeweide stecke noch darin. In allen seinen Geschenken, die Rußland ins Ausland sendet, zeigt es sich im höchsten Grade sorgfältig und splendid.

Zu den ausgezeichnetsten naturhistorischen Sammlungen gehört die Conchyliensammlung des Königs, mit der sich nur die Sammlung des britischen Museums und dann die Privatsammlung eines Engländers Kumming und eines Holländers in Batavia messen können, und auch dies vielleicht nur in Bezug auf die Menge der Gegen-

stände, schwerlich wol in Bezug auf die innere Anlage und Ordnung der ganzen Sammlung.

Eine Sammlung kann nur gut in Ordnung sein, wenn sie auch gleich von Anfang an unter der Leitung eines wissenschaftlichen und ordnenden Geistes angelegt wurde, und wenn sie unter der sorgfältigen Pflege eines solchen Geistes heranwuchs. Und solche Sorgfalt in der Auswahl jedes einzelnen Exemplars, in der Ausfüllung jeder Lücke ist nur bei Privatsammlungen möglich.

Man sieht daher auch wol die ganze Natur zwar in den großen öffentlichen Staatssammlungen am besten repräsentirt, einzelne kleine Abtheilungen der Natur aber fand ich überall nur in Privatsammlungen, wo die ganze Aufmerksamkeit eines Mannes sich auf einen Gegenstand concentrirt hatte, gut ausgefüllt.

Um zu zeigen, wie trefflich die in Rede stehende Sammlung ist, will ich nur bemerken, daß man hier ganze Suiten von einzelnen Muschelgattungen, z. B. von den Cypräen sieht, 50—60 in einer Reihe, von denen jede das Thier und sein Gehäuse in einer andern Epoche seiner Entwickelung und in einer andern Metamorphose zeigt.

Den merkwürdigen Wachsthum der Muschelgehäuse erblickt man hier so zu sagen deutlich vor sich gehen. Man sieht, wie die Flügel der Schnecke sich vorschieben, wie sich das Thier, ohne sein anfängliches Gehäuse ausdehnen zu können, eine immer größere Behausung schafft; wie die Muschel allmälig von einer länglichen zu einer runden Gestaltung umgearbeitet wird; wie die Schneckenspitze, die anfangs weit hervorragte, allmälig in der sich

immer dicker ausprägenden Kalkmasse mehr und mehr verarbeitet wird und zuletzt ganz verschwindet.

Man sieht hier eine Menge von Muschelgattungen auf diese lehrreiche Weise behandelt. Ueberhaupt habe ich keine Conchyliensammlung besucht, wo es so augenscheinlich war, daß man bei ihrer Anlage nicht nur auf die Seltenheit und Schönheit, sondern auch insbesondere auf das Interesse gesehen hatte, das sie für die Belehrung über das Leben und den Organismus der noch so vielfach geheimnißvollen Thiere, denen sie zur Wohnung dienen, haben könnten.

So konnte ich hier mit Hülfe der vorhandenen interessanten Exemplare z. B. eine Menge kleine Ereignisse und Schicksale, welche diese Thiere im Meere erleiden müssen, verfolgen. Man sah einige, die durch ihre Feinde oder vielleicht in der Brandung an Felsenriffen beschädigt waren, und man erkannte, wie das Thier gearbeitet hatte, um seine Wunden zu heilen und seine Gliedmaßen wieder zusammenzusetzen.

Man begreift leicht, daß solche Muschelkrüppel für die Naturforscher häufig ein besonderes Interesse haben müssen, da man in der Regel die Conchylien ganz fertig aus der Fabrik der Natur empfängt und ihrer Fabricirung selber nie beiwohnen kann.

Zuweilen führen solche beschädigte Exemplare zu naturhistorischen Entdeckungen. So zeigte man mir hier einen Nautilus, der es sehr unwahrscheinlich macht, daß das Thier, welches man in dem ausgewachsenen Exemplare findet, wie man bisher glaubte, ein Parasit sei,

der den eigentlichen ursprünglichen Bewohner daraus vertriebe, denn eine Verletzung, welche die Muschel während des Aufenthalts des prätendirten Parasiten empfangen hatte, war ganz mit dem ursprünglichen Stoffe und der ursprünglichen Farbe wieder verkleistert. Wäre das Thier bloß ein Parasit, so besäße es wahrscheinlich nicht die Kraft, sein Muschelgehäuse in derselben Weise zu reproduciren und herzustellen, in welcher es anfänglich bestanden.

Eine mir sehr merkwürdige und seltene Muschel, die ich hier sah, war ein Exemplar der Tschankomuschel, das, der allgemeinen Naturregel entgegen, links und nicht rechts gewunden war. Wenn gewisse indische Völker eine solche linksgewundene Tschankomuschel finden, so verehren sie sie als etwas Heiliges, besetzen sie mit Edelsteinen und bringen sie in ihre Tempel. In Europa trieb man sonst mit linksgewundenen Schnecken fast eine ebensolche Abgötterei. Liebhaber bezahlten sonst von manchen Conchylienspecies die linksgewundenen Exemplare mit 100 und 150 Pfund Sterling. Jetzt hat sich auch diese Liebhaberei etwas verloren, vielleicht in Folge unserer geologischen Untersuchungen, die uns die Entdeckung haben machen lassen, daß es hie und da im Boden ganze Ablagerungen vieler Millionen linksgewundener Muscheln gibt.

Ich wußte bisher nur von einzelnen, in der Welt, in den Schätzen der Könige und im Verkehr berühmt gewordenen Edelsteine und Perlen, erfuhr hier aber, daß es auch einzelne Conchylien gäbe, die in der Welt der

Museen und wissenschaftlichen Sammlern auf ähnliche Weise individuell berühmt geworden seien.

So sah ich hier eine Muschel von derjenigen Gattung, welche von den Niederländern, diesen großen Tulpen-, Hyacinthen- und Conchylienfreunden, die gern Alles, was sie schön und prächtig fanden, „Admiral“ oder „Oberadmiral“ oder „Statthalter“ nannten, den Namen Admiral bekam. Sie bekam den Eigennamen „Cedo nulli“.

Diese Conchylie Cedo nulli soll schon im Jahre 1740 im Besitz des bekannten niederländischen Naturforschers Lionet gewesen, nachher zu verschiedenen Malen zu sehr hohen Preisen, ein Mal für 460 Dukaten, verkauft worden sein, bis sie denn jetzt in das Museum des Königs von Dänemark gekommen ist.

Zu den am seltensten in den Museen vorkommenden Thieren gehören die Mollusken, welche die Conchylien bewohnen. Man hat längst in Europa die Gehäuse dieser Thiere in Menge gekannt und allgemein besessen, ehe man die Bekanntschaft des darin enthaltenen Wesens selbst machte. Von den meisten hat man sie sich nur mit Mühe verschaffen können und von vielen besitzt man sie noch jetzt nicht.

So sollen z. B. von den meisten Gattungen des Nautilus die Schnecken selbst nie in europäische Museen gelangt sein. Erst in diesen letzten Jahren sind drei oder vier Exemplare davon angelangt, eins für den König von Dänemark, eins für den König von Holland und eins für den Naturforscher Owen in London.

Da die meisten Sammler von Conchylien unwissenschaftlich gebildete Schiffer sind, die nach der schmucken Schale eher greifen als nach der interessanten aber misfälligen Schnecke, die sie wegwerfen, da sie schwerer zu conserviren sind als die Schalen, und da jene zuweilen so zart sind, daß sie beim Einfangen leicht vertilgt werden, so begreift man wol die Ursachen jener Erscheinung.

Auch sind von jeher nicht nur die Schiffer, sondern auch die Liebhaber der Natur selbst von der bunten Hülle mehr befangen und geblendet gewesen als von dem schleimigen Kern, und haben gewiß einen höhern Preis für das Schneckengehäuse als für die Schnecke selbst bezahlt. Erst jetzt, wo das gründlichere Studium der Naturwissenschaft jene ausgearteten Liebhaber immer seltener macht, werden auch unsere Sammlungen rationaler und genießbarer.

In dieser Sammlung findet man neben den Gehäusen auch eine große Anzahl von in Spiritus aufbewahrten Schnecken. Ich glaube, man wird sie selten irgendwo so zahlreich wieder sehen, als in dem Kabinet dieses die Wissenschaften beschützenden und liebenden Königs.

---

8. Flotten.

Den Dänen geht die See über Alles. Dies ist kein Wunder, denn erstlich ist ihre See, die klare, schöne, blaue Ostsee, sehr hübsch, und zweitens haben sie davon so viel, daß die ganze Küstenentwickelung aller Halbinseln

und Inseln des Reichs allermindestens auf 500 Meilen Küstenstrecke angenommen werden kann.

Der größte Theil der Städte des Landes sind Küstenstädte, und die Einwohner derselben erblicken, wenn sie auf die Welt kommen, das Meerwasser fast so früh wie das Festland. Binnenlandsmenschen, so wie bei uns, gibt es bei ihnen fast gar nicht, und selbst die Residenzstädter müssen, wenn sie sich nur ein paar Meilen weit aus der Stelle bewegen wollen, sich auf's Meer hinausbegeben.

Die Dänen sehnen sich daher, wenn sie im Innern von Deutschland reisen, nach ihrer Seeluft, nach ihrer Meeresfläche zurück, wie die Schweizer nach ihren Alpen. Sie sprechen auch von ihrer See so viel, wie die Schweizer von ihren Gebirgen.

Zu den gewöhnlichsten Vergnügungspartien der Kopenhagener gehören kleine Seefahrten nach Helsingör, nach Malmoe, nach dem Kullengebirge auf der schwedischen Küste.

Auf den kleinen dänischen Inseln machen die Gutsherren, die dort ihre Landsitze und Schlösser haben, eben so häufig Jagd auf die Seehunde und andere Seeungethüme, wie die Gutsherren in Liefland auf die Wölfe und Elenthiere.

Ich war in einem reizenden dänischen Garten, voll der lieblichsten Blumen und Waldpartien, die auch der Besitzer sehr schätzte. Der schönste Punkt in seinem herrlichen Garten aber dünkte ihm ein kahler Hügel, von dem aus er in der Ferne das blaue Meer erblicken konnte.

Wir Bewohner des Innern des Landes sehnen uns auch wol neugierig nach dem Meere. Allein wenn wir es wirklich zu sehen bekommen, so haben wir es doch leichter satt. Ich traf auf einer dänischen Insel eine Dame aus Oestreich, die mir sagte, sie sei über die Vorzüge des Meeres mit ihrer dänischen Umgebung ganz zerfallen. Sie selber sei völlig meeressatt und sehne sich nach ihren Bergen; sie suche hier in der dänischen Landschaft, die ihr gar keinen Hintergrund zu haben scheine, immer vergebens die Berge.

Es gibt Bevölkerungen ganzer Landstriche in Dänemark, die bloß mit der See zu thun haben und die, von Kindesbeinen an fischend, segelnd und handelnd, eben so viel auf der See als auf dem Lande leben.

Natürlich kommt daher auch das „sortladene have“, „das dunkle Meer“, in den Liedern der Dänen so oft vor wie „die grüne Alm“ in denen der Alpenbewohner.

Nur in den Griechen haben wir in Europa noch ein zweites solches See- und Inselvolk wie die Dänen es sind, und die Odyssee, däucht mich, muß in keinem Lande mehr Verehrer finden als in Dänemark.

Die Irrfahrten des Odysseus gleichen auf ein Haar jenen Wikingerzügen, welche die dänischen „Näskonge“ (Vorgebirgskönige) in alle Welt segelnd unternahmen. Odysseus selbst war nichts als ein solcher griechischer „Näskonge“.

Tausende von Odysseus haben die Dänen und Norweger hervorgebracht und, wunderbar genug, doch nicht eine Odyssee.

Nach dem, was man aus den interessanten Erzählungen Snorre Sturleson's noch heutiges Tages sieht, und nach dem, was man von den alten isländischen Skalden hört, fehlte es ihnen auch nicht an dichterischen Talenten, die diese abenteuerreichen Fahrten nach England, nach Irland, nach Frankreich, nach Island, Grönland und Amerika dichterisch auffaßten und interessant darstellten. Aber es mußte ihnen wol an einem Homer, der gute Hexameter machen konnte, oder vielleicht nur an einem Perikles und Pisistratus fehlen, die den vorhandenen poetischen Stoff sichteten, ein Ganzes schafften und alle Rhapsodien zu einem großen Epos einten.

Bei der großen, unverwüstlichen Vorliebe der Dänen für das Meer und bei dem jetzigen Enthusiasmus für alles Scandinavische käme gewiß auch jetzt noch ein dänischer Homer, der ganz so einfach und naiv die Wikingergeschichten erzählen könnte wie der griechische, nicht zu spät. Er würde bald ein großes Publikum finden.

So wie das leibliche Auge der Dänen von Jugend auf an Küstengegenden, Hafenscenen und Meeresaussichten gewöhnt wird, so wird ihre Phantasie von Jugend auf mit den Erinnerungen an die großen Seehelden der Nation und an die Seeschlachten, die sie im Kattegat und Skagerak, in den Belten und dem Sunde lieferten, erfüllt.

Auf der See haben sich die Dänen von jeher am meisten hervorgethan, und ihre Seehelden, die Juels, die Tordenskiolds rc. sind nationale Helden geworden, die Jeder, selbst der gemeine Mann, kennt. Die Feldherren kennt nur der Geschichtsforscher.

In demjenigen Liede, welches die dänische National=hymne geworden ist, werden daher auch nur Seehelden besungen. Es ist eine Hymne auf das „fortladene Hav", „der Dänen Weg zu Ruhm und Macht" („Danskes Vei til Roes og Magt") und auf jene Seehelden. Leider klingt sie auch eben so kriegerisch wie fast alle andern Nationalhymnen.

Ich hatte zwar in England in den Dockyards von Woolwich, Portsmouth rc. viel großartigere Anstalten für Schiffsbau und größere Massen von Schiffsgeräthschaften gesehen als ich sie auf den kopenhagener Holmen zu finden erwarten konnte. Nichts desto weniger aber gewährten mir einige Besuche auf den letztern noch immer ein außer=ordentliches Interesse.

Ich sah und lernte hier viele Dinge, die ich in Eng=land nicht gelernt hatte, und ich würde gewiß glauben, daß Jeder, der bloß reist, um sich im Allgemeinen zu be=lehren, die kopenhagener Marineanstalten mit weit mehr Nutzen sehen würde als die englischen, wie ich denn über=haupt sagen muß, daß Kopenhagen durchweg eine so gebildete Stadt ist, und daß sich diese Bildung seiner Bevölkerung nicht nur in der Gesellschaft, sondern auch in den öffentlichen Anstalten, in den Sammlungen anderer Dinge so sehr kund thut, daß, wenn ich einen jungen Mann zu seiner Bildung und Erziehung in der Welt herumzuführen hätte, Kopenhagen gewiß einer der ersten Orte wäre, zu denen ich ihn bringen würde. Man kann hier vortreffliche Vorstudien für das übrige Europa machen.

Von der dänischen Flotte hat man in neuerer Zeit hier und da etwas wegwerfend gesprochen.

Die dänische Flotte, hat man gesagt, ist ein bloßer Luxusartikel. Es war eine Thorheit, daß dieser kleine Staat sich wieder eine kostspielige Flotte anschaffte. Jedes der großen Linienschiffe kostet beinahe eine Million Thaler, und auf jedes müssen jährlich mitten im Frieden mehre Tausend Thaler verwendet werden, um es nur einigermaßen im Stand zu halten. Dies sind weggeworfene Kapitalien. Die Schiffe liegen ungebraucht im Hafen. Die Flotte nützt dem Staate wenig oder gar nichts, denn es wird England oder Rußland, zwischen denen Dänemark in der Mitte liegt, die dänische Flotte bei Gelegenheit wieder auf dieselbe Weise unschädlich machen oder entführen, wie dies 1807 geschah.

Es sind nicht bloß Ausländer, welche die Politik der Dänen in dieser Beziehung auf diese Weise tadeln, auch im Inlande ist oft Streit darüber, ob Dänemark nach dem Verluste von 1807 sich wieder eine Flotte hätte schaffen oder ob es nicht lieber alle seine Kräfte auf die Vergrößerung und Verbesserung der Landmacht hätte wenden sollen und ob es nicht noch jetzt auf dieser Bahn umlenken müßte; und dieser Streit wird mit großer Lebendigkeit geführt. Ich las über diesen Gegenstand ein Paar Broschüren von ausgezeichneten Land- und Seeoffizieren, die darüber sehr verschiedener Meinung waren.

Es mag wol viel Wahres an den Behauptungen derer, welche die Flotte angreifen, sein, und es wäre wol möglich, daß, wenn die Dänen schon 1807 gewußt hät-

ten, in welcher Lage ihr Staat im Jahre 1846 sein würde, sie die Flotte gar nicht oder doch in anderer Weise wiederhergestellt haben würden.

Damals war Norwegen noch nicht von Dänemark getrennt. Die Flotte war die Brücke zu diesem für Dänemark so wichtigen Lande. Was war natürlicher und auch lobenswerther, als daß die Dänen sofort mit allem Eifer an der Herstellung dieser Brücke arbeiteten. In demselben Jahre noch, in welchem die Engländer die dreiunddreißig dänischen Linienschiffe und Fregatten, 3000 Kanonen und den ganzen Vorrath von Schiffsmaterial entführten, wurden einige Kriegsschiffe und eine ganze Reihe von Kanonenböten ausgerüstet, um damit die norwegische Küste zu decken.

Bei dem Besitze Norwegens war den Dänen auch eine große Flotte nöthig, und da sie Norwegen bis 1815 noch behaupten zu können hofften, so ist wenigstens Alles, was sie bis zu diesem Jahre zu der Herstellung einer großen Flotte thaten, ganz begreiflich.

Wenn man weiter bedenkt, daß die Engländer zwar wol die Schiffe und alles Material wegnehmen, nicht aber alle die übrigen Wurzeln ausrotten konnten, welche die Marine in der Geschichte, den Gewohnheiten und Neigungen der Nation geschlagen hatte, so kann man sich auch daher das Hervorwachsen einer neuen Flotte sehr gut als etwas ganz Natürliches und fast Nothwendiges erklären.

Die Dänen sind von Haus aus und von uralten Zeiten her ein Seevolk. Ihre größten Lorbeeren haben sie

von jeher auf der See gepflückt. Sie haben auch weit mehr Geschick für den See- als für den Landdienst, und die Bauern lassen sich durch die Bank leichter für die Marine, als für die Armee anwerben.

Was hülfe es dem dänischen Staate, eine widerwillige große Landarmee zu haben, da er eine muntere kampflustige Flotte haben könnte. Ich glaube daher, die Dänen werden immer wieder eine Flotte bauen, und selbst wenn sie diese, die sie jetzt wieder haben, noch einmal verlieren sollten.

Uebrigens kann es auch keinem Vernünftigen einfallen, Dänemark überhaupt das Bedürfniß einer Flotte ganz abzusprechen. Das Land hat Colonien in allen Welttheilen, die auch von einer kleinen Flotte geschützt werden können und müssen. Auch das Hauptland selbst besteht aus einer Menge Inseln und Halbinseln, die man im Kriege nur durch eine Flotte in Verbindung erhalten kann.

Hätte Dänemark keine Flotte, so wäre es für seine Feinde hinreichend, ein Paar Kanonenböte in die Belte und den Sund zu legen, um alle Communikation der Theile der Monarchie zu hindern und diese völlig zu zerstückeln und zu isoliren. Die Einsichtsvollen eifern daher auch nur gegen die großen Schiffe, indem sie mehr Dampfschiffe in der dänischen Flotte zu sehen wünschen als große Fregatten und Linienschiffe. Und für diesen Eifer mag man, wie gesagt, zum Theil gute Gründe haben. Ich will dies indeß auf sich beruhen lassen, denn ich muß gestehen, ich habe als Deutscher viel mehr Lust dazu, mich

darüber zu wundern, daß wir Deutsche, die wir so viele Handelsinteressen zu vertheidigen, so viel Holz zum Schiffbau und so viele gute Matrosen besitzen, noch immer die einzige große Nation in Europa sind, die keine Flotte hat, als mit den Dänen darüber zu grollen, daß sie sich so schnell wieder eine Flotte verschafft haben.

In der That, ich finde, daß die Dänen uns mit einem glänzenden Beispiele vorangegangen sind, was wir nicht befolgt haben. Sie waren in Bezug auf Kriegsschiffe 1807 ungefähr auf dem Punkte, wo Preußen jetzt ist, und haben innerhalb der verflossenen vierzig Jahre, obwol sie ihre Baumaterialien zum Theil in Polen und Deutschland, zum Theil in Rußland mühsam suchen müssen, obwol sie außer der Flotte auch beständig eine Landarmee unterhalten, die im Verhältniß zu ihrer Volkszahl nicht geringer ist als die Landarmeen der deutschen Staaten, und obwol ihr Staat und dessen ökonomische Mittel zu den beschränkten gehören, dennoch eine Flotte von sieben Linienschiffen, sechzehn Fregatten, Korvetten und Briggs, sieben Kuttern und Schonern und von achtzig Kanonen- und Mörserschaluppen zu Stande gebracht.

Preußen hat ungefähr sieben Mal so viel Einwohner und sieben Mal so viel Revenuen als Dänemark, und hätte es in derselben Zeit eben so große Anstrengungen machen wollen wie Dänemark, so hätte es eine ganz formidable Flotte bauen können.

Ich sage also, es mag Thorheit, es mag Eitelkeit bei der Schaffung jener Flotte im Spiele sein. Ich will dies weder bejahen noch verneinen. Aber ich will nur fragen,

ob in der Marine-Geschichte irgend ein Beispiel vorkommt, daß ein Staat eine Flotte so plötzlich, so gänzlich verlor, und daß ein kleines Volk eine so große Flotte von Grund aus in so kurzer Zeit wieder schuf.

Kein Fremder in Kopenhagen wird, wie gesagt, die zur Flotte gehörigen Anstalten ohne Befriedigung und ohne dankbare Erinnerung an die dort geschöpfte Belehrung besuchen.

In den englischen Dockyards herrscht ein solcher unaufhörlicher Tumult von Geschäftigkeit und Arbeit, und alle Werkstätten sind da auf engen Räumen so sehr zusammengehäuft, um Alles desto schneller in einander greifen zu lassen, daß man dort oft den Wald vor Bäumen nicht sieht. Hier dagegen sind die Räumlichkeiten viel größer und bequemer und Alles in einer schönern und übersichtlichern Ordnung.

Mehr als ein Viertel des ganzen Flächenraums von Kopenhagen wird von der Flotte und Allem, was daran hängt, eingenommen. Erstlich ein großer Theil des Hafens, in welchem die Kriegsschiffe vor Anker liegen, dann sechs kleine Inseln, auf denen sich die Werkstätten und Magazine der Marine befinden, und endlich ein Quartier der Stadt, in welchem die Mannschaft des Seetats wohnt.

Da in Deutschland jetzt nicht nur die der Sache Kundigen, sondern auch die Laien, aus denen das große Publikum besteht, endlich anfangen, sich für die Schaffung einer deutschen Flotte zu interessiren, so werden gewiß Manche hier nicht ungern eine Schilderung einiger der Dinge, die zu einer Flotte gehören, lesen.

Ich besuchte in Begleitung eines gütigen Freundes zunächst den Hafen, in welchem die Kriegsschiffe vor Anker liegen. Es ist dies einer der schönsten Häfen der Welt, den man mit dem goldnen Horn bei Constantinopel vergleichen könnte und dem Kopenhagen größtentheils seine Existenz und Größe verdankt. Er bildet einen natürlichen Arm des Sundes zwischen den Inseln Amager und Seeland, auf dessen beiden Seiten die Stadt liegt.

Seine Breite wechselt zwischen 150 und 300 Ellen und seine Tiefe zwischen 18 und 22 Fuß. Die Abtheilung, in welcher die Kriegsflotte liegt, heißt „Orlogflaadens Leie" (der Kriegsflotte Lager) oder kurzweg „Flaadens-Leie". Die Schiffe liegen hier der Reihe nach vor Anker, und mitten durch das Wasser zu den Seiten derselben führt ein Bollwerk hin, auf dem wir hinausspazierten, um von da aus einige zu besuchen.

Die Schiffe, welche so, alles ihres nicht niet- und nagelfesten Schmucks beraubt, im Hafen liegen, nennen sie auf dänisch „oplagt" (aufgelegte Schiffe), es ist dasselbe, was die Engländer „ships in ordinary" nennen.

Alle die Dinge, welche leicht vom Schiffsrumpfe getrennt werden können, die Segel, obern Mastenspitzen, Raaen, das Tauwerk, die Kanonen ꝛc. werden ans Land und in besondere Magazine geschafft. Es ist viel bei solchen „aufgelegten" Schiffen zu beobachten, damit sie vor allen Unbilden des Wetters geschützt werden. Zuerst der Stand der Sonne und die Richtung der herrschenden Winde. Sie müssen wo möglich nur das Hinter- oder

Vordertheil nach Süden drehen, damit sie nur auf dem kürzesten Ende und nicht auf der breitern Seite von der Sonne gedörrt werden. Auch muß man die Schiffe zuweilen umlegen, um nicht ihr eines Ende besonders leiden zu lassen.

Ueber jedes Schiff ist zum Ableiten des Wassers ein Dach gebaut. Eine solche Vorrichtung kostet mehre Tausend Thaler. Ein Franzose soll kürzlich eine Art sehr simpler und zweckmäßiger Dächer construirt haben, die man hier jetzt einführen will.

Um die Schiffe vor dem Blitze zu hüten, gehen metallene Drähte über die Masten weg und hängen auf beiden Seiten ins Wasser, zu dem sie die elektrische Materie hinabführen.

Weil in den untern Räumen des Schiffs die Luft leicht stockt und dunstig wird, und weil dies das Verderbniß des Holzes befördert, so ist es besonders wichtig, daß bis zum Kiel hinab eine beständige Circulation der Luft unterhalten werde. Zu dem Ende sind auf jedem Schiffe große sogenannte „Kühlsegel" (Kuldsegl) angebracht, d. h. große trichterförmige Säcke mit Flügeln, welche wie Röhren in den untern Raum hinabgehen, oben die frische Luft auffangen und sie durch alle Etagen des Schiffs führen. Auch müssen je nach Wetter und Umständen die Luken der Schiffe geöffnet werden.

Man kann sich denken, daß diese „aufgelegten Schiffe" mit ihren, wie riesige Fledermäuse ausgespannten Kühlsegeln, mit dem über ihren Spitzen ausgesponnenen elek-

trischen Apparate, mit den großen platten Dächern auf ihrem Verdecke, die ihnen das Ansehen von grandiösen Särgen geben, einen ganz eigenthümlichen Anblick gewähren.

Jedes Schiff hat seine eigne Wache, und die ganze Sargflotte steht unter dem Kommando eines Seeoffiziers, der dafür zu sorgen hat, daß beständig alle Maßregeln zur Erhaltung der Schiffe in gehöriger Activität sind.

Wir besuchten die beiden ältesten Linienschiffe, die „Dronning Marie" (Königin Maria), die 1824 von Stapel lief, und den „Danmark" von 1817. Es ist bemerkenswerth, daß das erste Linienschiff, das man wieder baute, der Danmark, den Namen des Landes bekam. Wenn man die Liste der Jahreszahlen übersieht, in denen die größern Schiffe von Stapel liefen, so gewahrt man, daß in den zwanzig Jahren zwischen 1815 und 1835 der größte Theil der Flotte gebaut wurde. Seit 1835 sind bloß eine Brigg, ein Linienschiff und eine Fregatte vollendet.

Die Inseln, auf denen die Schiffe gebaut und die Schiffsmaterialien verfertigt und aufbewahrt werden, heißen Nyholm (der neue Holm) mit den Schiffswerften, Frederiksholm (Friedrichsholm) mit den Takelagehäusern, Ankerö (die Ankerinsel) mit den Schmieden, Christiansholm mit den Zeughäusern und dem Arsenal, und Gammelholm (der alte Holm) mit den Admiralitätsgebäuden und vielen Magazinen und allerlei Werkstätten.

Auf Nyholm gibt es zunächst ein Büreau, in welchem die Pläne der neuzubauenden Schiffe entworfen oder doch

ausgeführt, gezeichnet und revidirt werden. Es werden hier auch die Pläne der bereits ausgeführten Schiffe aufbewahrt. Hat ein solcher Plan die Genehmigung des Admiralitätskollegiums erhalten, so werden die Umrisse des Schiffs in ihrer natürlichen Größe aufgezeichnet.

Man hat dazu einen eignen großen Saal, der etwa so lang und breit ist, wie ein Linienschiff hoch und lang. Die Dänen nennen diesen Saal „Spanteloft" (den Ribbenboden), von „spante", was eine Schiffsribbe bedeutet. Der Fußboden dieses Spanteloſts dient in seiner ganzen Ausdehnung als Zeichenbret.

Die Risse und Linien der Schiffe werden zuerst mit Kreide, dann auf eine dauerhaftere Weise auf den Bretern des Bodens aufgetragen. Da nach diesen Linien die Modellhölzer für die verschiedenen Theile des Schiffs gearbeitet werden sollen, so kann man sich denken, daß ein solches gutes, solides Riesenzeichenbret, das sich nicht zieht und nicht verwirft, ein Haupterforderniß ist. Man hat daher zur Herstellung des Bodens ausgesuchte alte, man sagte mir vierzig Jahre alte Planken genommen.

Für jedes Schiff sieht man hier natürlich eine Menge Umrisse, den Umriß des Gebäudes von hinten nach vorn, und an verschiedenen Stellen der Länge genommene Querdurchschnitte. Da man unmöglich für jedes Schiff ein eignes kostspieliges Reißbret von besagter Beschaffenheit bauen kann, und da man doch auch die Zeichnungen für jedes Schiff, selbst wenn es schon ausgeführt ist, aus vielen Gründen möglichst lange aufbewahren muß, so kann man sich denken, daß die Linien und Striche hier

noch bunter durcheinander laufen, als auf den Karten der isothermen Linien von Humboldt. Beigefügte Zahlen und Buchstaben leiten indeß den Kundigen in diesem Labyrinthe.

Nach diesen lebensgroßen Zeichnungen auf dem Spanteloft werden die Modelle für die Gestaltung der Ribben und der andern Schiffstheile verfertigt und in die betreffenden Werkstätten zur Nachahmung abgeliefert.

Auf den Werften fanden wir mehre Schiffe im Bau begriffen und unter andern ein Linienschiff. Ich sah hier, obgleich ich schon früher viele Schiffe auf dem Stapel gesehen hatte, zum ersten Mal in meinem Leben genau, welche zusammengesetzte und schwierige Construction selbst der Kiel eines solchen großen Schiffes hat, den ich mir sonst gewöhlich nur als einen einfachen dicken Balken dachte.

Da ist zuerst diejenige längliche Balkenkomposition, in welcher die Ribben mit ihren Wurzeln befestigt werden, was die Dänen „Opkloftring" nennen. Dann kommt hierauf eine andere längliche Balkenkomposition, welche auf dänisch „Kölswin" heißt und die Ribbenwurzeln von oben bedeckt.

Unter jener Opkloftring, in der die Ribben festsitzen, läuft dann der unterste Kiel hin, der ebenfalls aus gewaltigen Balken zusammengesetzt ist und der die Wellen durchschneidet. Er ist rund herum mit Kupfer beschlagen und bildet das Schlußfundament des Schiffes. Damit es aber beim Herunterlaufen vom Stapel oder beim etwaigen Aufstoßen des Schiffs in Stürmen nicht gleich über das Kupfer

des Kiels hergehe, so ist unter diesem Kupfer noch ein sogenannter „falscher Kiel", den die Dänen „Straaköl" (Strohkiel) nennen, hergelegt. Er hält die ersten Stöße ab und kann leicht erneuert werden.

Die ganze Masse der Balken, die den Kiel bilden, hat bei einem Linienschiff nicht weniger als sieben Fuß Dicke. Durch diese ganze Holzmasse werden, um sie fest zu verbinden, überall sieben Fuß lange kupferne Bolzen getrieben. Doch sind dies noch nicht die längsten Bolzen, welche beim Schiffsbau vorkommen. Unten beim Hintertheile des Schiffs, am äußersten Ende des Kiels, beim sogenannten Steven, wo das Steuerruder ansitzt und wo sich der ganze Körperbau des Schiffs zu einer dünnen massiven Wand abschmälert, ist eine solche Masse von Balken übereinandergepackt, daß hier kupferne Bolzen von elf, ja von funfzehn Fuß Länge nöthig werden, um alle die verschiedenen Holztheile zusammenzuhalten.

Auch bei der Anlage von Schiffsbauplätzen oder sogenannten „Beddings" muß man Rücksicht auf die Lage derselben zu den Weltgegenden nehmen und sie wo möglich mit ihrer größten Längenausdehnung von Norden nach Süden gehen lassen, damit die Sonne das entstehende Schiffsgebäude gleichmäßig von allen Seiten umgehe und nicht die eine Seite allein austrockne. Man hat diese Rücksicht hier wegen der Lage des Hafens und der Insel nicht nehmen können. Die im Bau begriffenen Schiffe liegen alle mit der einen Langseite nach Süden, mit der andern nach Norden; alle dänischen Schiffe sollen daher auf der einen Seite etwas ausgetrockneter und leichter sein

als auf der andern, und man muß daher entweder bei der Vertheilung des Ballastes oder vielleicht auch schon beim Bau selbst durch gröbere Beholzung auf der einen Seite das Gewicht wieder ausgleichen.

Man hat hier drei Bauplätze oder Beddings für größere Schiffe. Die Kosten der Anlage eines solchen Platzes allein sollen sich auf 100,000 Thaler belaufen, was man ihm nicht gleich ansieht, wenn man sich nicht näher davon überzeugt, welche Menge von Balken in seinem Boden stecken, wie viel Mühe es kostete, den Boden selbst gehörig zu fundamentiren, damit er die große Last eines Schiffs tragen könne, und wie die Arbeiten für einen solchen Platz noch unter dem Wasser fortgehen, wo man auch Alles geebnet und noch mehr ausgetieft hat, damit die großen Schiffe beim ersten heftigen Eindringen ins Wasser nicht auf den Grund stoßen.

Für viele Dinge beim Schiffsbau haben die Dänen ihre eignen Benennungen, sonst sind sowol bei den Dänen, als bei den Russen und bei andern Kriegsschiffe bauenden Nationen die meisten Ausdrücke für die Theile eines Schiffs sich ziemlich gleich, die ältern Ausdrücke sind meistens holländisch, und die Ausdrücke für neuere Erfindungen größtentheils englisch.

Von den Werften des Nyholms aus setzte ich über die andern Holme durch die verschiedenen Magazine und Werkstätten hin in einen Spaziergang fort. Die Magazine kann man eintheilen in solche, welche rohes Material, Holz-, Eisen-, Strickvorräthe 2c. aufbewahren, und in solche, welche Vorräthe von schon fabricirten

Gegenständen haben, Masten, Segel, Anker, Stricke, Waffen rc., die nur für den Nothfall daliegen, ohne bereits für ein bestimmtes Schiff verwandt zu sein. Jedes Schiff hat für seine Geräthschaften seine eignen ihm zuzugetheilten Räume. Die andern Magazine sind für die ganze Flotte gemeinschaftlich. Auch wird von diesen Vorräthen wol zuweilen fremden Kriegsschiffen, die mit Havarie in Kopenhagen einlaufen, gastfreundlich das Nöthige gegen Bezahlung verabfolgt.

Da Kopenhagen an einer der lebhaftesten Meerstraßen Europas liegt und auf seiner Rhede häufig schwedische, russische, zuweilen auch englische und jetzt sogar auch preußische Kriegsschiffe erscheinen, so kommen seine Flottenmagazine oft in den Fall, jene Gastfreundschaft zu üben.

Die dänische Flotte ist zwar klein, aber doch sind die Bedürfnisse eines einzigen Kriegsschiffs so groß, daß die Vorräthe mir immens erschienen, und ich brauchte allein mehre Tage dazu, bloß um einmal zwischen allen hindurchzuspazieren, um auf Alles nur einen Blick zu werfen. Vielleicht müssen hier die Vorräthe um so bedeutender sein, weil Dänemark in Bezug auf die drei Hauptingredienzien zum Bau einer Flotte von fremden Mächten abhängt; in Bezug auf Eisen nämlich von Schweden, in Bezug auf Holz von Preußen und Oestreich, in Bezug auf Hanf und Flachs von Rußland.

Während eines längern Krieges mit einer dieser Mächte könnte die Quelle von einer oder der andern dieser Ingredienzien abgeschnitten werden. Freilich ist ein großer Theil

von Jütland mit Eisen bedeckt, allein es ist ein nur wenig brauchbares Erz*).

Eben so sind große Theile von Dänemark zwar mit Holz bedeckt; allein es ist fast lauter Buchenholz, was zum Schiffbau nicht taugt, und der Eichen sind wenige, Fichten aber gibt es in diesem Lande keine**). Die Dänen holen den größten Theil ihres Schiffsbauholzes aus preußisch und östreichisch Schlesien und Gallizien, und es reisen beständig einige dänische Offiziere in dem Quellengebiete der Oder und Weichsel herum, um gutes Holz dort aufzukaufen.

In Bezug auf Hanf hängen sie hier wie auf allen Dockyards der Welt von Rußland ab. Seit der Erfindung der Flachsmaschinenspinnerei in England können sie aber bei den Segeln statt Hanfleinwand nun auch Flachsleinwand, die jetzt billiger geworden ist, nehmen. Auch vom Eisen, dessen bessere Bearbeitung und umfangreichere Benutzung in neuerer Zeit so große Revolutionen im Schiffsbau gemacht hat, wird der russische Hanf etwas aus seiner alten Position verdrängt, da die Ankertaue jetzt so häufig in Ankerketten verwandelt werden. Zuweilen gibt man indeß noch den Ankertauen den Vorzug. Sie sind elastischer und geben im Sturme etwas nach. Die Ketten sind besser auf felsigem Boden, wo die Riffe sie nicht so leicht zerschneiden. Daher bekommt auch jedes Schiff sowol Ankertaue als Ankerketten mit.

---

*) Das sogenannte Ual- oder Haide- oder Rasen- und Sumpferz, das man auch wol hie und da ausgeschmolzen hat.

**) Die wenigen neuangepflanzten sind kaum zu rechnen.

Die Nordamerikaner sollen sich jetzt bei ihren Ankertauen eines aus der Südsee geholten Hanfes bedienen, der Manillahanf heißt. Man soll nicht nöthig haben, ihn mit Theer zu schwängern, weil er das Wasser nicht einsaugt. Er ist daher sehr leicht und schwimmt im Wasser. Doch soll er nicht so durabel sein.

In der Ankerschmiede fanden wir eine jener großen Schiffsklammern in Arbeit. Man sagte mir, sie habe ein Gewicht von 7075 Pfund. Die Handhabung und Formirung eines solchen Kolosses von Anker ist eine wahre Herkulesarbeit. Man war eben dabei beschäftigt, das Loch in das Ende des Ankers zu arbeiten, in welchem die Kette befestigt werden sollte.

Es waren nicht weniger als zwölf Mann dabei angestellt. Ein Paar zum Zuschlagen, einige, um den Anker an der Maschinerie, in der er hing, zu drehen und festzuhalten, ein Kommandant der ganzen Operation und einige noch in andern Functionen.

Es dauert fünf Minuten, bis man die plumpe glühende Masse in die rechte Lage gebracht hat. Kaum hat man ihr ein Paar Schläge beigebracht, so ist sie schon wieder erkaltet und muß sofort wieder mit großer Umständlichkeit, mit Aufwendung manches Hallos und Kommandos herabgelassen und ins Feuer gebracht und unter den Kohlen verscharrt werden.

Da muß man eine halbe Stunde lang darüber blasen und schüren, bis sie wieder so weit ist, daß ihr ein Paar Schläge versetzt werden können und das Loch etwas geweitert werden kann. Jeder einzelne Schlag hat keinen

merkbaren Effect, und die Leute fühlen wol alle Mühe, aber sehen kaum einen Erfolg ihrer Beschäftigung. Erst die ganze unzählige Menge von Schlägen, die das Unding im Laufe von Wochen erhält, bringen die Löcher, die Arme und die ganze Gestalt zuwege. Es macht Einem schon übel, wenn man diese mühselige Arbeit mit ansieht. Die Menschen erscheinen dabei wie Lilliputer. Auf einem andern Ambosse hatten sie eins der großen eisernen Kniee vor, welche jetzt statt der ehemaligen Kniehölzer in den Schiffen gebraucht werden, um die Decks der verschiedenen Schiffsetagen zu tragen.

Wir hatten eine ziemliche Zeit der Bearbeitung dieses Eisenstücks zugesehen, und ich hoffte endlich, der Werkmeister würde es für fertig und vollendet erklären. Allein er verglich es mit dem Modell, und da er fand, daß der Winkel, den die Kniearme bildeten, noch nicht völlig damit übereinstimme, so erklärte er, es müßte noch drei oder vier Schläge haben und dazu müßte es noch einmal in den Ofen transportirt werden. Für ein Linienschiff sind wenigstens dreihundert solcher Kniee nöthig. Da jedes von ihnen fünf bis sechs Centner wiegt, so stecken in jedem Linienschiff allein in dieser einzigen Branche von Eisenwerk 1500—1800 Centner Eisen.

Auf dieser neugeschaffenen dänischen Flotte mag es wol in vieler Hinsicht besser aussehen als auf der alten entführten, da sie von vorn herein mit Benutzung aller Erfindungen und Verbesserungen des neunzehnten Jahrhunderts gebaut wurde.

Auch hat es der dänische Matrose auf dieser Flotte

jetzt, so weit man aus dem Material schließen kann, ziemlich bequem. Man zeigte mir z. B. die Betten und Küchenapparate und sonstigen Comforts der Schiffe. Für jeden Matrosen ist nicht nur eine Hängematte, sondern eine gute solide Matratze — eine Bequemlichkeit, welche die Mariniers keineswegs auf allen Flotten genießen — vorhanden. Auf der alten Flotte mußten die Leute oft faules Wasser trinken, da das Wasser in hölzernen Tonnen aufbewahrt wurde, in denen es sich nicht so gut hält als in den eisernen Kasten, die man jetzt besitzt. Der Rost des Eisens soll sehr zur Conservirung des Wassers beitragen.

Auf den alten Schiffen waren die Küchen sehr schlecht eingerichtet, für die neue Flotte sind sie sehr zweckmäßig und kompendiös. Man hatte ein ganzes Haus voll eiserne Küchen für die Flotte. Eine Küche für ein Linienschiff maß kaum drei Meter im Quadrat und zwei Meter in der Höhe. Es war der Backofen damit verbunden und man sagte mir, daß sonst keine andere Küche am Bord eines solchen Schiffes sei. Da die dänischen Linienschiffe von 84 Kanonen 665 Mann, inclusive Offiziere und Marinesoldaten, an Bord haben, so ist man wahrscheinlich mit jenem Küchenraume auf das Minimum von Compendiosität gekommen.

Man hatte die Güte, mich auch in das Archiv der Flotte zu führen, wo man die Journale aller von dänischen Kriegsschiffen unternommenen Reisen aufbewahrt. Selbst über die Kadettenreisen hat man hier die genauesten Bücher. Blutige Lorbeeren hat diese neue dänische Flotte noch nicht zu pflücken Gelegenheit gehabt. Alle diese An-

nalen beziehen sich auf friedliche und zum Theil wissenschaftliche Expeditionen.

Man sagte mir, daß auch diese Journale unvergleichlich viel zweckmäßiger und pünktlicher geführt würden als sonst, besonders in Folge und mit Hülfe einer neuen Methode, die von dem um die dänische Flotte sehr verdienten jetzt verstorbenen Admirale Bille Brahe erfunden wurde.

Dieser Admiral hat Schemas mit gewissen Kategorien drucken lassen und dabei ein so geschicktes Zeichensystem erfunden, daß man mit Hülfe dieser Schemas und Zeichen mit großer Leichtigkeit über den ganzen Zustand des Schiffs, sogar über die Stellung jedes Segels und über die Veränderung an jedem Segel während jedes Moments der Reise Bericht führen und Rechenschaft ablegen kann. Man zeigte mir die Einrichtung jener Schemas, die ich hier aber ohne Umständlichkeit nicht beschreiben kann, und deren ich nur Erwähnung thue, um zu zeigen, wie weit und tief überall die Reformen unserer Zeit eingreifen.

Als die Engländer die dänische Flotte mit allem Flottenmaterial entführten, so gaben sie doch den Dänen die Pläne und historischen Documente über ihre Schiffe heraus, und diese alten Papiere, die jetzt hier noch aufbewahrt werden, sind, glaube ich, das Einzige, was die Dänen von ihrer Flotte retteten. Fast klingt es wie Spott und Hohn, daß John Bull alles Eisen und Holz bis auf den letzten Stumpf mitnahm und nur die Papierrollen wieder herausgab.

Die Modellkammer in dem Admiralitätsgebäude ist

wieder sehr lehrreich, viel lehrreicher, als die kleine und poltrige Modellkammer in der englischen Admiralität in London. Die schönsten und interessantesten Schiffsmodellkammern sieht man in Frankreich. Da Modellkammern für die Praxis des Schiffsbaues von wenig Nutzen sind, weil diese kleinen Kopien der Schiffe nie genau genug gemacht werden können und die zu Papiere gebrachten großen Pläne, Zeichnungen und Berechnungen viel bessere Auskunft über die Bauart der Schiffe geben, so thut der praktische Engländer nicht viel für solche Modellkammern*), welche höchstens der Wißbegierde und Forschung dienen können.

Man sieht hier auf der kopenhagener Modellkammer noch alte dänische Schiffe aus der Zeit Christian's IV. und es fiel mir auf, daß, während dieser große königliche Architekt auf dem Lande so zierliche, elegante und solide Schlösser, Kirchen und Thürme gebaut hat, daß wir jetzt nichts Aehnliches zu Stande bringen können, wir dagegen in der Marinearchitektur ihn weit hinter uns gelassen haben.

Seine Schiffe sehen sehr unbehilflich und plump gegen unsere neuen Segler aus. Mit den Schiffsbaumeistern des neunzehnten Jahrhunderts können sich die der alten Zeit nicht vergleichen. Aber unsere Landbaumeister stehen weit hinter den alten zurück.

Man sieht hier türkische und venetianische Galeeren

*) Uebrigens ist die kleine londoner Modellkammer nicht die einzige in England. Vielmehr gibt es natürlich in jedem Dockyard eine solche.

neben den alten dänischen Ruderschiffen von der ehemaligen sogenannten Scheerenflotte. Jetzt sind diese kleinen Ruderschiffe in Segelschiffe verwandelt. Die Schweden hatten sonst, als sie noch Finnland besaßen, sehr große Ruderschiffe dieser Gattung, die jetzt ebenfalls abgeschafft sind. Der Verlust Finnlands hatte ähnliche Einwirkungen auf den Bau der schwedischen Flotte, wie der Verlust Norwegens auf den der dänischen. Die schwedische, die norwegische, die dänische und die russische Flotte sind jetzt diejenigen Marinen, welche die größte Anzahl von kleinen Kanonierschaluppen besitzen, Schweden hat 300, Norwegen etwa 100, Rußland über 100 und Dänemark beinahe 100.

Es ist schade, daß man nicht auch nach den vorhandenen Beschreibungen versucht hat, einige Modelle der uralten dänischen und normännischen Schiffe herzustellen, mit denen vor 1000 Jahren die Wikinger in alle Welt zogen, mit denen sie Grönland und Amerika entdeckten und mit denen sie Großbritannien, Frankreich, Spanien und Italien ängstigten, die Normandie, England und Irland eroberten.

Eine vollkommene historische Schiffsmodellkammer der dänischen Flotte von den ältesten Zeiten bis auf die neueste herab würde ein höchst interessantes Museum abgeben. Man müßte mit einer Darstellung der ersten ausgehöhlten Baumstämme und der mit Leder überzogenen Boote derjenigen Ureinwohner, deren Schiffsgeräthschaften wir noch jetzt aus den alten Grabhügeln ausgraben, beginnen, dann die alten Normannenfahrzeuge, die zuweilen zu Flot-

ten von 1000, ja 2000 Segeln vereinigt, wie Bienenschwärme sich über die baltischen Gewässer ausbreiteten, zu reconstruiren suchen, und endlich zu den pomphaften Schiffen Christian's V., zu den entführten Schiffen von 1807 und zu den neuesten Compositionen von 1846 herabkommen.

9. Gefängnisse.

Von den Gefängnissen in Kopenhagen besuchte ich nur zwei, erstlich das Polizei- und Civilgefängniß der Stadt und zweitens das große Zucht-, Raspel- und Verbesserungshaus.

Das erste dient bloß für Arrestanten während der Untersuchung ihrer Sache und für Schuldgefangene und ist seit seinem in den letzten Jahren unternommenen Neubau so vollkommen eingerichtet, wie man es von einem Gefängnisse des neunzehnten Jahrhunderts erwarten kann. Das zweite stammt noch aus dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts und ist das größte Gefängniß im Königreich Dänemark.

Im Jahre 1843 beherbergte es 830 Gefangene, im Jahre 1845 635. Es kommen hierher nicht nur die meisten Verbrecher von den dänischen Inseln, sondern auch die zu harter und längerer Gefangenschaft in Island und den westindischen Besitzungen Verurtheilten. Man findet hier daher Dänen, Deutsche, Isländer, Neger vereinigt

und ein Besuch in diesem Hause hat mithin für den Reisenden ein besonderes Interesse.

Außer diesem Hause gibt es noch ein anderes großes Gefängniß in Kopenhagen, das „Stockhaus", in welchem die sogenannten „Sklaven" („Slawer") oder die zur Festungsarbeit Verurtheilten*) gefangen gehalten werden.

Im Jahre 1817 brach in jenem Zucht- und Raspelhause ein Aufstand der Verbrecher aus, die das Haus in Brand steckten und zerstörten. Seitdem steht noch jetzt ein Theil desselben in Trümmern und man hat sich einstweilen mit Zuziehung benachbarter Häuser geholfen.

Vor einigen Jahren kam wieder eine Verschwörung der Verbrecher, die an hellem Tage ihre Vorgesetzten überfielen, zum Ausbruche, und es wurden nach Unterdrückung der Unordnung einige derselben im Hofe des Gefängnisses hingerichtet. Natürlich war wol eine Mangelhaftigkeit der Einrichtung Ursache dieser sich wiederholenden Unordnungen, und man ist daher schon seit längerer Zeit auf eine völlige Reform aller Gefängnisse in Dänemark bedacht.

Im Jahre 1840 wurde zu diesem Zwecke eine Commission ernannt. Die Regierung beschloß im Jahre 1842, ein neues Zucht- und Verbesserungshaus für die Inseln bei Kopenhagen und ein zweites für Jütland bei Horsens zu errichten. Man hat bei der Einrichtung dieser Häuser das philadelphische oder Isolirungssystem, jedoch mit einigen

*) In ganz Dänemark, auch in den Herzogthümern Schleswig und Holstein nennt man diese Leute Sklaven. Und „in die Sklaverei gebracht werden" heißt hier so viel, als zur Festungsarbeit verurtheilt werden.

Modifikationen, angenommen, und seit dem vorigen Jahre ist das Gefängniß für Jütland in der Ausführung begriffen, und bald soll auch das kopenhagener in Angriff genommen werden.

Gegen die etwaigen Uebelstände des alten Gefängnißhauses zu Felde zu ziehen, lohnt sich daher nicht der Mühe, da seine Auflösung ihm so nahe bevorsteht. Uebrigens wundere ich mich, wenn ich in irgend einem Lande die Abschaffung alter Misbräuche und die Reform geselliger Zustände zu beobachten Gelegenheit habe, immer über zweierlei: erstlich darüber, daß wir wirklich in allen Zweigen und in allen Landen jetzt so eifrig reformiren, dann aber auch, daß alte Uebelstände sich noch so tief in unser neunzehntes Jahrhundert hineinschleppen konnten, und daß man noch in allen, selbst den civilisirtesten Ländern so viele Dinge findet, die gar nicht auf der Höhe des Jahrhunderts stehen und die durchaus nicht der hohen Idee, welche uns von unserer neuesten Neuzeit vorschwebt, entsprechen.

Dies Ideal, was wir vom neunzehnten Jahrhundert haben, wird wol erst im zwanzigsten oder einundzwanzigsten Jahrhundert verwirklicht werden. Gott gebe, daß wir nun nur mit dem philadelphischen Systeme das Rechte treffen und nicht wieder durch seine Einführung einen Zustand für lange Zeit begründen, dessen Fehlerhaftes wir erst später einsehen und den unsere Nachkommen dann in einer langen Reihe mühsamer Reformirungen wieder umschaffen müssen.

Es ist wirklich traurig, daß man sich selten einer Re-

form mit ganzem und ungetheiltem Enthusiasmus hingeben kann. Aber alle unsere Reformen haben so dunkle Schatten hinter sich, daß man oft fürchtet, es gehe den Gesetzgebern wie den Aerzten, die von dem allopathischen zum homöopathischen, vom Heißwasser- zum Kaltwassersysteme übergehen, und wie den Philosophen, die von Fichte zu Hegel, von Hegel zu Schelling sich wenden und doch dabei nur aus einem Irrthum in den andern verfallen.

Es ist auffallend, daß, während die Engländer ihre schlimmsten Verbrecher, nämlich solche, die zu mehr als sieben Jahren Zuchthausstrafe verurtheilt werden, nach den Colonien schicken, um sie dort zu bessern, die Dänen gerade umgekehrt die zu längerer Zeit Verurtheilten aus ihren Colonien zu ihrer Hauptstadt holen und sie hier ihre Strafe abhalten lassen.

Es erklärt sich aber sehr natürlich daher, daß die Colonien der Dänen zu klein sind, um in jeder von ihnen ein eigenes Zuchthaus errichten zu können. Ob man in Dänemark nie die Frage erwogen hat, aus Grönland, das zu einer Verbrechercolonie so geeignet scheint, ein Botanybay oder ein Sibirien zu machen?

Ich fand im Raspelhause einen armen Isländer, der wegen wiederholten Schafdiebstahls die weite Reise aus dem Norden zu diesem Zuchthause hatte antreten müssen. Auch fand ich hier sieben Neger von den westindischen Inseln. Diesen armen Insulanern und Afrikanern mag der Name Kopenhagen so schrecklich tönen, wie uns der Name Sibirien oder Botanybay.

Die Neger verstanden alle das Englische, und drei von

ihnen konnten lesen. Den Einen traf ich bei seiner Lectüre. Er besaß eine Menge englische religiöse Traktätchen und Gebetbücher für Gefangene. Er sagte mir, ein englischer Missionär habe sie ihm gegeben und er bete alle Morgen daraus. Seine Kameraden, sagte er, wären sehr gottlos und keiner von ihnen bete, wenn er nicht müsse.

Einen andern Gefangenen traf ich, der bloß historische, geographische und naturgeschichtliche Werke in seinem Kasten hatte, die er nicht aus englischen Quellen bezog. Die Lectüre muß hier sehr beliebt sein, denn in allen Sälen fand ich eine Verordnung gegen das Lesen angeschlagen, worin diese Beschäftigung den Leuten nur zu gewissen Zeiten erlaubt oder als eine Begünstigung für gutes Betragen und fleißige Arbeit zugestanden wurde. (Hear! Hear!)

Einen der Neger trafen wir vor einem Stückchen Spiegel damit beschäftigt, sich seine wolligen Haare zu kämmen. Obgleich sein Kamm sehr weit war, so arbeitete er sich doch nur mit vieler Mühe durch die verwickelte Perücke. Seine Mitgefangenen sagten mir, er benutze alle seine Mußestunden zum Kämmen, und gewiß hege er die schöne Hoffnung, mit seinem Kamme sich noch einmal das Haar so schlicht machen zu können, wie die Europäer es hätten.

Man hat in diesen Gefängnissen als eine gewöhnliche Kost der Gefangenen das Pferdefleisch eingeführt, was in der That keine so üble Einrichtung ist. Die meisten Gefangenen gewöhnen sich an diese Kost. Bei sehr vielen

aber ist die Abneigung dagegen so groß, daß sie sich jahrelang mit ihrem Brote begnügen und nicht zu bewegen sind, jene kräftigere Fleischnahrung anzurühren.

So wie man in England und namentlich in Irland fast in jedem Gefängnisse und Hospitale eine eigene Abtheilung für die Fieberkranken hat, so hat man sie hier für die Krätze (dänisch „Fnat"), welches eine Nationalkrankheit, besonders der Jütländer, sein soll. Man sagte mir, daß in neuerer Zeit die Krätzestube, die sonst immer übervoll gewesen sei, weit weniger benutzt würde, was man einer steigenden Reinlichkeits- und Ordnungsliebe bei den geringeren Klassen zuschreibt. Also auch dies Unkraut rotten wir aus.

10. Ein Holberg'sches Lustspiel.

Leider nur einmal gelang es mir, in Kopenhagen der Aufführung eines Holberg'schen Stückes beizuwohnen, obwol zu den Gegenständen, die mich vorzugsweise zu dieser Stadt gelockt hatten, vor allen Dingen Holberg gehörte.

Holberg, obwol er sich die Vorarbeiten Anderer vielfach zu Nutze machte, obwol er Moliere, Terenz, Plautus nachahmte und ihnen nicht nur mehre Lustspielthemas, sondern auch ganze Intriguen entnahm, ist doch ein origineller und nationaler Schriftsteller.

Ein Dichter, namentlich ein Dramatiker, der Alles

bloß aus sich und seinen Lebensanschauungen genommen, aus seinem eigenen Kopf gesponnen hätte, ist die größte Seltenheit in der Welt.

Die Römer Terenz und Plautus hatten wieder griechische Vorbilder, sogar Aristophanes hatte noch Vorgänger, und man könnte gewisse Themata anführen, z. B. „den Grossprecher" oder „den Geizigen", die sich in den Literaturen aller Nationen wiederfinden und von allen Komikern aller Zeitalter bearbeitet wurden, und die sich von den Griechen bis auf Holberg und weiter herab durch vierundzwanzig Jahrhunderte hindurch auf den Bretern erhielten, und zwar nicht nur, weil ein solches Thema überhaupt ein allgemein menschliches ist, sondern weil es Aristophanes oder Plautus zuerst bearbeiteten, und weil Moliere oder Holberg es nachher bei ihnen lasen und sich dadurch angeregt und inspirirt fühlten.

Diese Anregungen eines Dichters durch den andern gehen von der ersten Entwickelung der Poesie und Literatur unter den Menschen an und schlingen sich wie eine Kette durch alle Zeiten.

Trotz seiner Nachahmungen, sage ich, ist Holberg echt national und originell. Er hat nicht nur die alten Themata der Lustspieldichter auf seine Weise aufgefaßt, sondern er hat sie auch in einer Weise ausgeführt, wie sie seine Nation und sein Volk ansprach.

Die Charaktere, die er auftreten läßt, haben alle das Gepräge seiner Landsleute, und viele seiner Stücke, z. B. die „Barselstue" (Kindbettstube), beziehen sich ganz auf dänische Sitten. In den kleinen dänischen Städten findet man

noch jetzt überall die Leute und Sitten, die Holberg vor Augen hatte, die er schildert oder lächerlich macht.

Doch haben sich allerdings die Verhältnisse hie und da so geändert, daß die Eigenthümlichkeiten und Sonderbarkeiten in den Zuständen, auf denen der komische Effekt seiner Stücke beruht, völlig verwischt sind, und daß man manche der Holberg'schen Charaktere in der Gegenwart gar nicht mehr findet. Ehemals machten die Menschen in Dänemark weit buntere Carrieren. Unter den dienenden Personen fand man nicht selten verunglückte Studenten oder auf andere Weise Halbgebildete, und umgekehrt wurden oft unwissende Diener oder Bauernsöhne durch Protektion zu Küster- oder Schulmeisterstellen, oder zu der Würde von Justiziarien &c. erhoben. Die Menschen wurden mehr durcheinandergewürfelt. Jetzt geht Alles mehr seinen geregelten und ordentlichen Gang. Die Diener studiren nur als Diener. Die Schullehrer sind lauter streng examinirte Leute, und sogar die Küster sind meistens geschickte Seminaristen. Alles ist viel vernünftiger. Natürlich entstehen daher weniger Qui pro quos, weniger sonderbare Mischungen und Gegensätze, z. B. auch weniger mit lateinischen Brocken um sich werfende Barbiere oder Lakaien. Auch gab es zu Holberg's Zeiten mehr deutsche und französische Abenteurer in Dänemark als jetzt. Das Verhältniß in den Familien war damals viel patriarchalischer, und namentlich das Verhältniß der Kinder zu den Eltern und der dienenden Klasse zu den Hausherren. Solche, die ganze Intrigue eines Liebeshandels und eines Heirathsprojekts leitende Pernillen und Heinriche sind daher in der Wirk-

lichkeit jetzt nicht mehr so häufig als auf den Holberg'schen Bretern.

Die Scenen seiner meisten Stücke hat Holberg nach Kopenhagen verlegt. Seine Stücke sind daher immer dänisch und kopenhagnisch, wie denn natürlich die Produktionen der Komiker durchaus immer nationaler und lokaler sein müssen als die der Tragiker, weil das Komische lokaler, nur an Ort und Stelle selbst ganz verständlich ist, während das Tragische und Erhabene viel gleichförmiger, viel allgemein verständlicher ist.

Besonders regt Holberg auch vielfach die Verhältnisse der Dänen zu den Deutschen an, und fast in allen seinen Stücken treten einige Deutsche auf, denen gewöhnlich nicht die nobelsten Rollen zu Theil werden.

Zu der Zeit, als er seine Stücke schrieb, wurden gerade wieder sehr viele Deutsche ins Land gerufen und stiegen zu großen Ehren. Und an ihnen suchte Holberg sein Müthchen zu kühlen. Im Grunde aber hat diese Einwanderung von Deutschen von jeher in Dänemark stattgefunden, und natürlich muß daher auch dieser Umstand dazu beitragen, diesen Dichter bei seiner Popularität zu erhalten, namentlich jetzt, wo Opposition gegen die Deutschen wieder an der Tagesordnung ist.

Man hat mir gesagt, es habe Perioden gegeben, wo Holberg's Stücke beinahe gar nicht auf dem Theater erschienen seien, aber jetzt seit einigen Jahren seien sie wieder sehr beliebt geworden.

Uebrigens können doch wol die Unterbrechungen nicht groß gewesen sein, da sich an der kopenhagener Bühne

noch von Holberg's Zeiten her eine Tradition der Art und Weise der Aufführung erhalten hat, und man hier demzufolge sie jetzt noch ganz eben so und mit demselben äußern Apparat darstellt, wie damals, als sie zuerst auf den Bretern erschienen.

Die Rollen, welche Holberg den Deutschen zutheilt, sind gewöhnlich solche, die Einen an das schon sehr alte dänische Scheltwort für die Deutschen an „die deutschen Windbeutel" (tydske Windbydel) erinnern.

In dem Stücke, das ich sah, „Der Vielbeschäftigte" (den Stundeslöse), z. B. kamen sechs Personen mit deutschen Namen vor, vier windige Schreiber, „Christen Griffel", „Jens Sandbüchs", „Christopher Federmesser" und „Lars Dintfaß", die ihren Herrn betrügen und mit Feder und Dinte mehr Unfug als nützliche Aufsätze zu Stande bringen — ein Barbier, der ein mit Dänisch vermischtes Deutsch redet, und endlich die Hauptperson des Stücks selbst, der vielbeschäftigte Herr „Vielgeschrei", der von des Morgens früh bis Abends spät in hunderterlei Arbeiten sich abmüht und nichts zu Stande bringt.

Man findet in andern Holberg'schen Stücken die Deutschen in ganz ähnlichen Rollen, und man hat mir gesagt, daß noch jetzt bei manchen Klassen der Gesellschaft das Scheltwort „du deutscher Windbeutel" gäng und gäbe sei, so z. B. bei den dänischen Matrosen, von denen mir mehre specielle Fälle erzählt wurden.

Die Engländer nennen uns, wenn sie uns loben wollen, „the thinking nation" (die denkende Nation), und „die philosophische Nation", oder, wenn sie die mit diesem

Denken und Philosophiren verwandten Schattenseiten hervorheben wollen, schelten sie uns: Grübler, Träumer, Phantasten. Die Franzosen und Andere loben uns als gründlich, als sorgfältig, gutmüthig und pflichtgetreu, und tadeln unsere Schwerfälligkeit, Plumpheit und unsere Langsamkeit im Begreifen und Auffassen.

Wir Deutsche selbst halten uns für treu, wahrheitsliebend, bescheiden und oft zu rücksichtsvoll gegen Andere; kurz, alle die Tugenden und Fehler, welche andere Nationen und wir selber an uns entdeckt haben, scheinen in gar keiner Verwandschaft mit den Eigenthümlichkeiten zu stehen, welche die Dänen an uns hervorheben und mit der Rolle, welche sie uns zutheilen. Denn es sind gerade ungefähr dieselben Eigenthümlichkeiten und Rollen, welche wir im vorigen Jahrhundert in unserm Vaterlande den Franzosen zutheilten.

Die Sache scheint auf den ersten Anblick sehr wunderlich. Doch erklärt sie sich wol zum Theil aus dem Charakter der Dänen, und dann aus dem äußern Verhältniß der Deutschen zu ihnen.

Die Dänen, überhaupt alle Scandinavier, haben von Haus aus noch etwas mehr Phlegma als die Deutschen, und gehen noch weniger leicht vom Alten zum Neuen über als sie. Es waltet in ihnen, die noch ein Paar Schritte weiter als wir nach Norden liegen, noch ein Paar Gran mehr nordische Ruhe, Kälte und Trägheit ob.

Wir sind in Beziehung zu den Scandinaviern eine südliche Nation, mit etwas lebhafterem Temperamente, mit

etwas rascherem Blute. Die Dänen heben dies Phlegma, diese geringere Erregbarkeit in ihrem Temperamente selbst oft genug hervor.

„Sehen Sie, wie unsere jungen Leute sind," sagte mir ein Däne auf einer Landpartie im Schleswigschen, „während die deutschen jungen Männer sich mit allerlei Spielen und Scherzen im Freien mit den Damen amusiren, ziehen jene sich zurück und überlassen sich entweder einem stillen Beisammensitzen beim Kaffe, einem Nachmittagsschläfchen oder einer Whistpartie. Tanz ist noch das Einzige, was sie reizt."

Die dänischen Truppen gelten bei unsern deutschen Militärs überall für sehr schwerfällig, und umgekehrt machte man mir in Kopenhagen von der Erscheinung deutscher Truppen, von ihrem gewandten, adroiten Wesen eine Schilderung, wie wir sie unserer Seits etwa von den französischen entwerfen.

Das Point d'honneur steht, glaube ich, bei den Dänen auch nicht so hoch als bei uns. Und die vielen Duelle unter unsern Studenten, die Ehrenverletzungen, Raufereien und Ehrenerklärungen unter unsern Handwerkern sind dort nicht so gewöhnlich. Die Dänen gleichen hierin mehr den ruhigern Engländern. Und wir kommen ihnen in dieser Beziehung so vor, wie uns die reizbaren Italiener, die um einer Kleinigkeit willen mit dem Messer herausrücken.

Es mag dem Allen nach, sage ich, schon eine Grundverschiedenheit im Temperamente und in der Stimmung beider Nationen die Ursache der Erscheinung sein, daß wir den

Dänen lebhafter, erregbarer und thätiger vorkommen, nud daß wir daher auch, da der Thätige zuweilen zu viel oder Unnützes thut, da der Lebhafte oft die Grenzen überschreitet, in ihren Augen alle die Fehler der Vielgeschäftigen, der Ueberlebhaften zu haben scheinen.

Das Meiste erklärt sich aber wol aus der äußern Stellung der beiden Nationen zu einander. Wir Deutschen waren von jeher die Apostel der Bildung, der Künste und Wissenschaften in Dänemark, sowie es die Franzosen bei uns waren. Wie die Franzosen bei uns als Erzieher, als Lehrer, als Künstler, als Handwerker (man denke an die Colonien französischer Industriellen in Berlin, Dresden &c.) einwanderten, so kamen wir Deutschen ebenfalls seit alten Zeiten als Hauslehrer, als Musiklehrer, als Handwerker, als Künstler aller Art, als Kaufleute nach Dänemark.

Nun ist es aber eine ganz allgemeine Erscheinung, daß so wie die Wißbegierde die Neugierde mit sich führt, so auch die Künste und Wissenschaften Charlatanerie, Aufschneiderei und Windbeutelei mit sich führen.

Bei rohen, ungebildeten Leuten kann es keine Charlatanerie geben, weil die Leute zu simpel und unentwickelt dazu sind. Die einfachen niedern Stände geben daher auch immer den höhern Ständen Aufschneiderei, Lüge und Falschheit schuld, so die Bauern den Städtern, die Bürger dem Adel, und zwar in höherem Grade als sie es verdienen.

Die gebildeteren Griechen spielten bei den Römern dieselben Rollen, wie die Franzosen bei den Deutschen,

wie die Deutschen bei den Dänen, und wie die Dänen bei den Norwegern, zu denen sie in vielfacher Beziehung wieder ganz in demselben Verhältniß stehen, wie die Deutschen zu ihnen.

Die Scandinavier haben, wie es scheint, von jeher mehr kriegerischen Geist (Kaempe aand), als Industrie- und Handelsgeist gehabt. Die Deutschen überschwemmten sie seit den Hansazeiten mit einer Menge von Kaufleuten und Handelscommis, und diese mochten ihrer Seits wieder auf das Urtheil der Nordländer über uns influenziren.

Die dänischen Könige zogen von jeher eine Menge Hofleute und Künstler an ihren Hof, und wie es denn immer geht, das Solideste bleibt oft zu Hause und mit den Abenteuerern wird die Fremde beschenkt.

Holländische Marktweiber, deutsche Doktoren (bei Christian II.), deutsche Aerzte (Struensee), deutsche Edelleute waren oft die Günstlinge dänischer Könige, und natürlich warf sich ein Theil des Hasses des Volkes gegen diese Abenteurer auch auf die Nation selbst, welche sie ihnen sandte.

Deutsche Handwerker und kleine Künstler kamen von jeher zu den dänischen Städten, und wie man den deutschen Schneider, Barbier, Schuster vermöge ihres merkwürdigen Wandertriebes überall findet, so findet man sie auch in Dänemark, Schweden und Norwegen.

Der deutsche Tabuletkrämer, die armen deutschen Musikanten, Sänger, Orgeldreher, wandernde Schauspieler ziehen noch jetzt überall auf den dänischen Inseln und in

Jütland herum. Sie und die zahllosen, von Lübeck und Hamburg im Lande umherschweifenden Commis voyageurs sind diejenigen Deutschen, mit denen das Volk am meisten in Berührung kommt und die also sehr geeignet sind, jenes Urtheil noch fortwährend aufrecht zu erhalten. Und man kann sich aus allen diesen Daten und Umständen daher hinlänglich das „tydske Windbydel", den Herrn Vielgeschrei, den Barbier und die Schreiber Federmesser, Sandbüchs u. s. w. erklären. Wenn man genauer nachforscht, so gibt es übrigens auch bei den mehr ins Gewicht fallenden Holländern und Engländern und bei andern Nationen noch andere ähnliche Urtheile und Meinungen über uns, welche sich an die Ansicht der Dänen anschließen.

Trotz ihres minder erregbaren Temperaments, trotz ihres nordischen Geistes, trotz ihres von ihnen selbst oft hervorgehobenen Phlegmas haben die Dänen eine ganz vortreffliche Komödie, und haben in Kopenhagen eine Truppe, die in Aufführung von Conversationsstücken und Lustspielen ihresgleichen sucht. Es ist dies um so mehr zu bewundern, da, so viel ich weiß, in Kopenhagen das einzige bedeutende stehende Theater ist, das Dänemark besitzt.

Unsere Schauspieler haben Gelegenheit, sich auf hundert Bühnen zu produciren, und es stehen ihnen Carrieren nach allen Seiten offen. Die pariser Bühnentalente werden aus allen Provinzen des großen Reichs gesammelt und von den Provinzialbühnen ausgelesen. In Dänemark gibt es für den höchsten Tempel der Thalia, welchen die

dänische Sprache besitzt, fast gar keine Vorschule, und auch jenseits desselben ist weiter keine Carriere*).

Unsere deutschen und französische Schauspielertruppen findet man in Rußland, in Ungarn, in Holland, in Dänemark, in England, kurz, sie haben einen unermeßlichen Horizont. Die dänischen Schauspieler sind allein auf ihr Ländchen beschränkt, und nichts desto weniger an ihrer kopenhagenschen Bühne eine solche Auswahl von Talenten zu finden, setzt den Fremden daher in nicht geringes Erstaunen.

In den meisten Liebes- und Intriguenstücken von Holberg kommt eine Kammerjungfer vor, die darin fast eine noch bedeutendere Rolle spielt als die, welche in Molieres Tartuffe erscheint. Sie heißt immer Pernille, eröffnet häufig das Stück mit einer Art Prolog und hat auch meistens das letzte Wort (den Epilog).

Sie leitet gewöhnlich mit ihrer Gewandtheit und mit ihrer schlauen Erfindungsgabe die ganze Intrigue des Stücks, besitzt das Vertrauen beider Parteien, beschwichtigt die Eltern, beseitigt alle Hindernisse, verkuppelt die Liebespaare und bringt Alles zu einem für sich und andern gedeihlichen Ende, indem sie sich selbst gewöhnlich noch mit dem Kammerdiener verheirathet, der den stehenden Namen Heinrich hat und immer ihr Adjutant ist.

---

*) In der Hauptstadt Norwegens besteht wol die zweite größte Bühne für die dänische Sprache. Außerdem existiren mehre kleinere dänische Schauspielertruppen, die auf den Inseln, in Jütland und in Norwegen umherwandern.

Natürlich ist es der dänischen Bühne vor allen Dingen für die Holberg'sche Komödie wichtig, eine gute Pernille zu haben. In diesem Augenblicke wird diese Rolle von einer ausgezeichneten Schauspielerin, „Jomfrue Petersen", gegeben, die dafür geboren zu sein scheint, und an der Holberg seine Freude haben würde, wenn er seine imaginären Pernillen einmal durch sie in Fleisch und Bein verwirklicht sehen könnte.

Uebrigens bildet das ganze Spiel dieser kopenhagener Schauspieler ein so gutes Ensemble, wie man es auf unsern deutschen Bühnen selten hat, und man findet hier mehre Vorzüge der französischen Bühne wieder. Die Aktion ist sehr lebhaft, pünktlich und rasch. Die Schauspieler haben vor allen Dingen ihre Rolle perfekt auswendig gelernt und tüchtig einstudirt und Alles greift gut in einander, was bei unsern deutschen Lustspielen so selten der Fall ist, bei denen man immer den Souffleur hört, so wie man hinter unsern Büchern immer ein ganzes Verzeichniß von Druckfehlern und Berichtigungen findet.

---

11. Handwerkerschulen.

Mir wurde in Kopenhagen Gelegenheit geboten, einige der dortigen Lehranstalten zu besichtigen und ihre Einrichtung kennen zu lernen. Insbesondere interessirten mich diejenigen, welche man in neuerer Zeit für die Bil-

dung der Klassen der Handwerker und überhaupt aller Industriellen geschaffen hat, weil ich auch hierin wieder einen Fortschritt der Zeit erkennen konnte. Universitäten, Akademien, Lyceen, Gymnasien uud Gelehrtenschulen haben das Mittelalter und die frühern Jahrhunderte hinreichend geschaffen und es bleibt uns in dieser Klasse von Anstalten wenig Neues zu stiften. Wir müssen nur das Alte zeitgemäß reformiren. Aber die Gründung und Verbesserung von Volksschulen blieb unserm Jahrhundert, das überall strebt, das Heil der Aufklärung und die Früchte der Wissenschaften und Künste Allen zu Theil werden zu lassen, aufbehalten. Polytechnische Schulen, Industrieschulen, Handwerkerschulen, Sonntagsschulen, Armenschulen, das sind unsere Erfindungen, und in allen Ländern Europas zeigen sich die Regierungen wie Privatpersonen diesen Schulen geneigt und für sie thätig.

Ich erhielt in Kopenhagen durch gütige Unterstützung eines kundigen Herrn einen ziemlich vollständigen Ueberblick über die Schulen dieser Gattung, die man dort in neuer Zeit ins Leben gerufen hat, und ich glaube, daß aus dem angedeuteten Gesichtspunkte dieser Ueberblick hier interessiren wird.

Die wichtigste Schule dieser Gattung ist die im Jahre 1829 unter dem Könige Friedrich VI. gestiftete polytechnische Schule, die sehr bedeutende Mittel (jährlich 10,000 Reichsbankthaler), sehr hübsche Sammlungen und sehr gute Lokalitäten besitzt und den Zweck hat, allen Ständen Unterricht und Uebung in der Mathematik, in den Naturwissenschaften und deren Anwendung zu verschaffen.

Insbesondere bildet sie eine Anzahl Techniker, Maschinisten und Handwerker aus, eine Klasse von Menschen, die bei der auch in Dänemark zunehmenden Industrie immer mehr verlangt wird.

Eine ähnliche, aber bei weitem nicht so große Schule ist die im Jahre 1840 errichtete Industrieschule (Industrie-Skole), die auch in Mathematik, in geometrischem Zeichnen, in Maschinenzeichnen, Physik, Chemie ꝛc. Unterricht ertheilen läßt. Auch sind das Modelliren in Thon, Dekorationsmalen, Tischlerarbeit, Drechseln ꝛc. Gegenstände des Unterrichts. Die Schule steht unter Kontrolle des Industrievereins (Industrieforeningen), der selbst ebenfalls eine neuere Schöpfung ist und 1837 gestiftet wurde. Die Schule ist noch klein, aber in stetem Fortgang begriffen.

Neben dem Industrieverein ist noch eine „technische Gesellschaft“ entstanden, und auch diese hat eine Spezialschule für Handwerker jeden Alters, insbesondere für Maurer, Zimmerleute und Dekorationsmaler, eingerichtet. Die Schule ist Winter und Sommer, Sonntags und Alltags in Thätigkeit. Es werden hier auch Vorlesungen über Mathematik, Uhrmacherkunst und andere Wissenschaften und Gewerbe gehalten. Die Leute bezahlen für jede Stunde drei Schillinge. Sie wurde am 6. November 1843 eröffnet und hatte in dem ersten Jahre ihres Bestehens 693 Schüler.

Eine besondere Schule für Metallarbeiter, die sonst für sich allein bestand, ist mit der polytechnischen Anstalt jetzt verbunden. Es wird darin Unterricht im Modelliren

in Thon, im Ciseliren, im Metalldrechseln, im Graviren und Gießen gegeben.

Seit zwei Jahren hat auch die Waisenhausschule bei ihrem Institute für Knaben einen ähnlichen technischen Unterricht eingeführt, wie ihn die Industrieschule gibt.

Sogar die Akademie der schönen Künste hat in neuerer Zeit ihre Elementarklassen für Handwerker geöffnet und sucht darin einen wesentlichen Theil ihrer Wirksamkeit.

Sonntagsschulen, die ebenfalls auf Bildung der Handwerker und überhaupt der niedern Klassen ausgehen, hat Kopenhagen schon seit dem Jahre 1800. Die ersten Sonntagsschulen wurden von einem Prediger Maßmann gestiftet. Für diese Maßmann'schen Sonntagsschulen besteht eine eigne Gesellschaft, die 150 bis 160 Mitglieder zählt. Sie hat insbesondere zum Zweck, Handwerkslehrlingen, deren Unterricht in der Jugend versäumt wurde, Gelegenheit zur Bildung zu geben. Die Mehrzahl jener 160 Mitglieder sind daher auch Handwerksmeister. Von den Mitgliedern ist in jeder Schule des Sonntags eines beim Unterricht zugegen. Es gibt Sonntags-Leseschulen, Rechnenschulen, Zeichnen- und Geometrieschulen. Die Unterrichtsstunden sind Sonntags von zwei bis sieben Uhr. In der Zeichnen- und Geometrieschule waren 1845 185 Eleven, in den Lese- und Rechnenschulen 270. Dieselbe Gesellschaft unterhält auch Schulen für Meister und Gesellen für 60 Eleven.

Der Unterricht in allen diesen Sonntagsschulen ist natürlich gratis, und damit er so sorgfältig als möglich sei,

befolgt man das Princip, keinem Lehrer mehr als funfzehn Schüler zuzutheilen. Die Ausgaben für die sämmtlichen Sonntagsschulen belaufen sich auf 2800 Thaler, die theils durch Renten von Legaten, theils durch Privatbeiträge zusammenkommen.

Ein Mal jährlich wird in einer der Kirchen der Hauptstadt ein feierliches Examen aller Sonntagsschüler abgehalten, dem der diese Sonntagsschulen, wie alle Anstalten zur Aufklärung großmüthig fördernde und beschützende König mit seiner Familie beiwohnt.

Man sieht, das sind lauter Bewegungen und Stiftungen aus der neuesten Zeit. Wenn man diese Stiftungen mit dem, was in andern Ländern geschehen ist und geschieht, vergleicht, so kann Jemand, der gern dem großen Zusammenhange der Zeitbegebenheiten nachspürt, sie wol nicht ohne Interesse betrachten. Und wenn man diese Bemühungen, auf dem Wege des Unterrichts und durch Schaffung eines gebildeten Standes von Industriellen und Handwerkern den Künsten und Gewerben aufzuhelfen, mit den sonderbaren Mitteln, welche im vorigen und vorvorigen Jahrhunderte in Dänemark zur Hebung der Industrie in Bewegung gesetzt wurden, vergleicht, so kann man sie nicht anders als mit Freuden begrüßen.

12. Dänische Journale.

Wenn in unserer Zeit ein lernbegieriger Reisender in irgend einem europäischen oder amerikanischen Lande die Tagespresse unbeachtet lassen wollte, so würde er sich dabei selbst großes Unrecht thun. Sogar in der Türkei und in Rußland ist ihm dies kaum ungestraft erlaubt, geschweige denn in Dänemark, das schon seit länger als siebzig Jahren eine ziemlich bedeutende Preßfreiheit genossen hat und in dem sich daher eine ganz merkwürdige Tagespresse gebildet hat.

In den periodischen Blättern findet der Reisende eine Menge der interessantesten Beiträge zur Kenntniß des Landes, und namentlich ist dies in Dänemark der Fall, wo die meisten dieser Schriften bloß innere Zustände und lokale Verhältnisse berühren, weil die Preßfreiheit, deren sie sich erfreuen, nur für diese Gegenstände gilt. In Bezug auf das Ausland sind alle dänischen Blätter der Censur unterworfen. Die, welche von aller Censur frei bleiben wollen, beschäftigen sich daher bloß mit dänischen Angelegenheiten. Die, welche auch das Ausland berücksichtigen wollen, bedürfen einer Privilegirung und stehen unter Censur. Wenn jene unprivilegirten und uncensirten Blätter einmal auswärtige Verhältnisse berühren, werden sie verklagt und je nach Umständen konfiscirt und bestraft.

Da ich freilich mit dem Wesen, der Geschichte und der Tendenz der dänischen Presse nichts weniger als vollständig bekannt bin, da ich aber von einigen dänischen

Blättern ganze Jahrgänge durchgelesen habe, da ich die Quelle mehrer Lokalblätter an Ort und Stelle aufsuchte und mir so viel als möglich davon sammelte, da ich bei vielen dänischen Blättern das Talent, mit dem sie redigirt sind, aufrichtig bewundert habe, so kann ich zwar hier kein vollständiges Bild der periodischen Presse Dänemarks geben, aber es mag mir doch erlaubt sein, hier ein Verzeichniß aller dänischen periodischen Schriften mit einigen Anmerkungen herzusetzen. Ich entlehne dieses Verzeichniß aus der bibliographischen Monatsschrift (Dansk Bibliographie) vom Mai 1845. Es ist wahrscheinlich bis zu diesem Zeitpunkt ziemlich vollständig. Einige Blätter, die wieder im Laufe des verflossenen Jahres begründet sind, fehlen darin. Es umfaßt dies Verzeichniß nicht weniger als 86 Zeitschriften, und der deutsche Leser, der diesem Gegenstande seine Aufmerksamkeit widmet, wird daraus mit Verwunderung die Größe und Blüthe der periodischen Literatur in Dänemark wahrnehmen. Es fragt sich, ob es irgend einen zweiten Staat in Europa gibt, der mit Dänemark eine gleiche Einwohnerzahl hat und dabei eine eben so große Menge periodischer Blätter aufweist. Man muß dabei wissen, daß hier nur von den im eigentlichen Königreich Dänemark (mit 1,100,000 Einwohnern) die Rede ist, und daß von den schleswigschen und holsteinschen Blättern nur die wenigen mit aufgenommen sind, die in dänischer Sprache erscheinen.

Ich will die Blätter einigermaßen zu klassificiren versuchen.

I. Blätter, vorzugsweise politischen Inhalts, und zwar:

1) Solche, die sich sowol mit auswärtiger als innerer Politik beschäftigen, also die privilegirten und censurirten Tagesblätter. Hier steht an der Spitze die dänische Staats- und Reichszeitung, die sogenannte „Berlingsche Zeitung" (Berlingske politiske Tidende), gewöhnlich nur „die Berlingsche", und ich glaube nach dem ersten Entrepreneur, genannt. Diese Zeitung erscheint in Kopenhagen, ist im ganzen Lande und auch zum Theil im Auslande (Schweden und Norwegen) gelesen und von einem ehemaligen Banquier, Namens Nathanson, einem äußerst thätigen und höchst geachteten Manne, der auch durch mehre bedeutende staatsökonomische Werke über Dänemark wohl bekannt ist, redigirt. Es ist ein halboffizielles Blatt der Regierung, enthält die neuesten und umfassendsten Nachrichten aus dem Auslande und macht gegen die meisten der uncensurirten Blätter in Bezug auf innere Angelegenheiten Opposition.

Neben dieser größten politischen Zeitung Dänemarks kommen in vielen Städten Jütlands und der Inseln eine Menge kleiner, ebenfalls privilegirter und censurirter politischer Zeitungen heraus, die aber alle ziemlich unbedeutend sind und neben einer Menge kleiner lokaler Nachrichten gewöhnlich ihren Provinzialen nur als ein Echo der Berlingschen Zeitung dienen, indem sie wiederholen, was diese aus dem Auslande berichtet. Manche dieser Zeitungen sind schon sehr alt und bestehen seit siebzig oder achtzig Jahren. Meistens führen sie den altmodigen Titel

„Avisen" (Avis), „Stiftszeitung" (Stifts Tidende) oder „Amtszeitung" (Amtstidende), z. B. die Aarhuuser Stiftszeitung (Aarhuus Stiftstidende), die Friedrichsburger Amtszeitung (Frederiksborg Amts-Tidende), die Fünenschen privilegirten Adressen und politischen Avisen (Fyen's Stifts priv. Adressen og politiske Avis), die Helsingörschen Avisen (Helsingörs Avis) ꝛc. Auch auf Bornholm kommt eine solche Zeitung heraus. Dieser kleinen Stifts- und Amtszeitungen gibt es im Ganzen achtzehn. Die meisten erscheinen vier Mal wöchentlich, einige fünf Mal, einige zwei Mal.

2) Solche Tagesblätter, die sich hauptsächlich nur mit den innern Angelegenheiten beschäftigen und nicht unter Censur stehen. Da diese Blätter in Dänemark eine unvergleichlich viel größere Freiheit genießen, als Blätter mit ähnlicher Tendenz in Deutschland, so wenden sich ihnen in der Regel die besten Talente zu und man findet in ihnen häufig die lehrreichsten und interessantesten Aufsätze. Man kann im Ganzen in diese Klasse ungefähr zehn Blätter rechnen, die größtentheils täglich und zwar meistens in Kopenhagen erscheinen. Unter ihnen steht als das am besten redigirte, am meisten verbreitete und nationalste seit mehren Jahren an der Spitze das bekannte „Vaterland" (Faedrelandet), das jetzt von zwei talentvollen Männern, Giödvad und Ploug, herausgegeben wird. Früher haben Professor David und andere ausgezeichnete dänische Publicisten und Nationalökonomen an diesem Blatte gearbeitet. Zwischen dem Faedrelandet und der Berlingschen ist die vornehmste Opposition.

Ihm zur Seite steht die „Kopenhagensche Post“ (Kjöbenhavns posten), die übrigens, wie es mir wenigstens aus einigen frühern Jahrgängen, die ich las, hervorzugehen scheint, etwas gemäßigter ist, als das Faedrelandet, und die auch nicht bloß vornehmlich mit den Angelegenheiten des Mutterlandes Dänemark sich beschäftigt, sondern auch beständig viele lehrreiche Aufsätze über die Colonien und Nebenländer und ihre politischen Zustände und Aussichten, über Island, Grönland, Westindien &c. enthält.

Das Faedrelandet, die Kjöbenhavns posten und dann drittens die Morgenpost (Morgenposten) sind wol die wichtigsten liberalen Blätter Dänemarks. Aehnliche sind der Freisinnige (Frisindeden), der Freiheitsbaum (Frihedsträet), die fliegende Post (Flyveposten).

Das Abendblatt (Aftonbladet) gehört nicht zu den Oppositionsblättern.

Der Corsar (Corsaren) ist ein satyrisches Blatt, das sich, wie die Satyre in allen Ländern, mit allen Tendenzen in Opposition setzt, vorzugsweise aber jedoch mit der herrschenden Gewalt. Es hat sich im Ganzen die Karrikaturen des französischen Charivari zum Muster genommen. Sogar die Zeichnungen, mit denen es illustrirt ist, sind ganz im französischen Styl. Jedoch enthält es auch vielen eignen originellen Witz, wie es denn den Dänen an nichts weniger als an einer satyrischen Ader fehlt. Wie dieses Blatt, das bei seinen Angriffen und Stichen nichts zu schonen scheint, das sogar mehr thut, als z. B. der englische Punch, und die Namen aller der Personen,

gegen die es sich richtet, geradezu nennt, nun schon eine Reihe von Jahren hat bestehen können, muß einem Berliner als ein bares Wunder erscheinen. Beamte, Polizisten, Gardeoffiziere, ja Studenten und Handwerker würden, glaube ich, in Berlin den bei dem Blatte thätigen Redakteuren und Künstlern das Leben auf mancherlei Weise so verleidet haben, daß sie längst ihre Arbeit eingestellt hätten, auch wenn die Behörden, was nicht denkbar ist, sie würden haben gewähren lassen.

Die meisten dieser Blätter, sage ich, kommen in Kopenhagen heraus. Die in der Provinz erscheinenden sind unbedeutend, wie denn überhaupt die größere Hälfte aller dänischen Blätter eigentlich nur kopenhagener Produkte sind. Ich zähle von 86 Blättern 54 als in Kopenhagen erscheinend.

II. Nichtpolitische Zeitschriften. Unter diesen mögen sich an die vorige Klasse zunächst diejenigen anreihen, welche auf Belehrung des großen Publikums, namentlich auf Verbreitung von Bildung und Kenntnissen unter dem Bauern- und Bürgerstande ausgehen. Es ist eine erfreuliche Erscheinung, daß die Anzahl dieser Blätter in Dänemark wie in England und vielen andern Ländern in neuer Zeit so außerordentlich vermehrt ist. Es gibt über ein Dutzend (ich zähle funfzehn) solcher Blätter, die sich meistens „Volksfreund" oder „Bürger- und Bauernfreund" nennen. Da gibt es den „Aarhuuser Volksfreund" (Almuevennen), den jütischen Bürger- und Bauernfreund (den jydske Borger og Bondeven), den dänischen Bauernfreund (den danske Bondeven). Das dänische Volksblatt

(Dansk Folkeblad), das vom Professor Monrad herausgegeben wird, zeichnet sich unter diesen Blättern, die meistens Wochenschriften sind, besonders vortheilhaft aus. Es ist wol am meisten gelesen und hat auch den bedeutendsten politischen Einfluß. Es ist national dänisch und gehört in Beziehung auf seine politische Färbung derselben Partei an, der das „Faedreland" angehört. Es vertheidigt und verbreitet dieselben scandinavischen Ansichten und Sympathien in seinem Lesekreise, welche das Faedreland bei den gebildeten Ständen vertritt. Wenn ich sagte, es gäbe funfzehn Volksblätter, so rechnete ich solche dahin, wie die Monatsschrift für Kinder (Maanedsskrift for Börn), die Monatsschrift für Volksschullehrer (Maanedsskrift for Almueskolelaerere). Natürlich ist auch in Dänemark wie in Deutschland nachgeahmt, was die Engländer, die in Bezug auf diese Art von Volksunterricht — ich meine den durch Journale — den Ton angeben, unternommen haben. Es gibt z. B. ein dänisches Pfennigmagazin (Nordiske Penning-Magazin). Auch gibt es eine dänische Ausgabe des Meyer'schen Universums. Mehre von diesen Blättern haben auch in Norwegen eine große Verbreitung und sie kündigen sich zuweilen gleich in ihrem Titel als Unternehmungen an, die nicht bloß für Dänemark, sondern für ganz Scandinavien bestimmt sind, z. B. eben jenes nordische Pfennigmagazin, weiter die Nordische Zeitschrift für Volk (Nordisk Tidsskrift for Almuen).

Der dänischen Blätter für allgemein interessirende, nicht politische Gegenstände für die höhern Klassen gibt es etwa fünf, unter ihnen das „dänische Album für Li-

teratur und Kunst" (Dansk Album for Literatur og Kunst), „das kopenhagensche Theaterblatt" (Kjöbenhavns Theaterblad), eine Zeitschrift für Reisebeschreibungen, eine Vierteljahrsschrift für Literatur und Kunst &c.

Für specielle wissenschaftliche Zwecke gibt es etwa vierundzwanzig periodische Blätter, die meistens Monats- oder Vierteljahrsschriften sind und gewöhnlich den Titel Archiv, Repertorium oder Zeitschrift (Tidsskrift) haben. Auf diese Zahl möchte ich besonders aufmerksam machen. Es befinden sich unter jener Anzahl drei Blätter für Aerzte, Mediziner und Pharmaceuten, nicht weniger als vier für Juristen, sechs für Theologen, darunter zwei Missionszeitungen, drei historische, staatswirthschaftliche, mehre ökonomische, militärische, naturhistorische &c. Zeitschriften.

Für specielle, nicht wissenschaftliche Zwecke bleiben dann noch sechs oder sieben andere Blätter, darunter eins für Handel, eins für Gartenbau, eins für Bibliographie &c.

---

13. Mäßigkeitsvereine.

Seit drei Jahren hat Kopenhagen auch seine Mäßigkeitsvereine (Maadeholds foreningen) und seinen Nüchternheitsapostel. Letzteres ist ein Prediger, den ich natürlich besuchte, weil ich mich für die Mäßigkeitsfrage im höchsten

Grade interessirte, besonders seitdem ich in Irland die Quelle dieser merkwürdigen Bewegung kennen gelernt hatte und seitdem ich darauf bedacht war, die Impulse, welche von dort und Amerika aus auf Europa übergegangen waren, zu beobachten und zu verfolgen.

In Irland fühlt man sich von dieser Erscheinung angezogen, weil sie dort so außerordentlich großartig aufgetreten ist, in Dänemark, weil sie dort so außerordentlich klein und unbedeutend geblieben ist. Der irische Mäßigkeitsverein zählt fünf Millionen Mitglieder, der dänische (1845) fünfhundert Mitglieder, dreihundert in der Stadt und zweihundert auf dem Lande. Er wurde 1843 gestiftet. Die Mitglieder sind meistens nur Handwerksleute und Arbeiter, weil die höhern Klassen nicht, wie in England, solchen Vereinen beitreten und den übrigen mit einem Beispiele vorangehen.

Die Sache hat von allen Seiten noch wenig Unterstützung gefunden. Denn erstlich ist die Staatsverwaltung, die eine bedeutende Einnahme aus der Konsumtion des Branntweins zieht (man gibt 2½ Million Reichsbankthaler als den Betrag dieser Einnahme an), keine Beschützerin der Sache. Dann ist die größere Menge der Geistlichkeit noch gleichgültig gegen diese Bewegung und ein Theil von ihr, die sogenannte pietistische Partei, aus sehr sonderbaren Gründen entschieden feindlich dagegen.

Auch die Journale haben sich, wie ich hier zu meiner Verwunderung vernahm, ich weiß nicht warum, gegen die Sache erklärt, und das Faedrelandet soll das einzige aller dänischen Journale sein, welches die Mäßigkeit eifrig

befördert. Nichtsdestoweniger aber ist die Gesellschaft im Fortschreiten begriffen.

Man kann auch die Größe ihrer Wirksamkeit nicht bloß nach der kleinen Anzahl ihrer fünfhundert Mitglieder bemessen, denn viele Tausende haben sich doch den Grundsätzen der Gesellschaft angeschlossen, ohne gerade ihre Mitglieder zu werden.

Theils in Folge der allgemeinen Bildung und Sittlichung aller Klassen der Gesellschaft in neuerer Zeit, theils in Folge der eifrigen Betreibung der Mäßigkeitsfrage in Amerika und England, theils auch vielleicht in Folge der kleinen kopenhagener Gesellschaft selbst ist auch hier in neuerer Zeit überall eine größere Mäßigkeit im Genusse berauschender Getränke eingetreten.

Ehemals war es ganz allgemein, Liqueur und Branntwein zum Frühstück und Abendessen zu reichen. Dies geschieht hie und da freilich noch. Allein in vielen Häusern hat es aufgehört und diese alte Sitte ist im Abnehmen begriffen.

Die sogenannte schwedische Appetitssuppe, die in Rußland auch gewöhnlich ist, das Schnapsen nämlich vor der Mahlzeit, ist hier nie so allgemein gewesen wie in Schweden. Allein, wo es sich eingenistet hatte, ist es auch jetzt im Verschwinden.

Der sogenannte „Theevansknägt" (buchstäblich übersetzt: Theewasserknecht), d. h. der Theepunsch, ist auch bedeutend seltener geworden.

Ehemals gab man hier häufig den nach Ost- und Westindien fahrenden Schiffern gern einige Tonnen Bier

als Ballast mit, weil durch eine solche Reise um die Welt das Bier eben so wie der in England bekannte Madeira twice past the line stärker und besser wurde. Man nannte nachher dies Bier „gammel oel" (Altbier) und bewirthete damit die trinklustigen Freunde. Man thut es noch, aber doch weniger als sonst.

Bei den Gutsbesitzern war es bisher Mode, die Knechte zuweilen durch eine zugestandene Portion Branntwein zu belohnen oder ihren Arbeitseifer dadurch anzufeuern. Auch dies soll mehr und mehr aufhören und eine Geldbelohnung häufiger an die Stelle des verderblichen Branntweingeschenks treten.

Bei den Hochzeiten der geringen Leute in Kopenhagen sowol als auch auf dem Lande in Dänemark wurde sonst eine große Menge von Branntwein konsumirt und bei vielen war Branntwein das einzige Getränk. Bier und Wein treten jetzt überall mehr und mehr an die Stelle jenes Feuerwassers.

Auch die Etablirung und Vermehrung solcher geschmackvollen öffentlichen Vergnügungsplätze wie das kopenhagener Tivoli soll sehr heilsam auf die Erhöhung der Mäßigkeit der niedern Klassen, die dort gewissermaßen unter der Kontrolle der mit ihnen gemischten höhern stehen, eingewirkt haben. Und alle diese Umstände deuten darauf hin, daß die Mäßigkeit hier im Zunehmen ist.

Seit einem Jahre schickt der Verein auch Agenten in das Innere der dänischen Inseln, welche den Bauern des Sonntags Nachmittags Reden über die Mäßigkeit halten.

Im südlichen Theile Seelands soll es einige Distrikte geben, wo die Leute besonders unmäßig sind, im nördlichen Theile der Insel sind die sogenannten frederiksborgschen „Kulsvierer“ (Kohlenbrenner) sehr berüchtigt. Sie betreiben ihr Geschäft in den großen Gehölzen im Norden von Seeland und sollen größtentheils Säufer und durch ihre Unmoralität übelberüchtigte Leute sein.

Dieser Verein, dessen Vorstand ich sah, strebt nur dem Gebrauche des Branntweins entgegen. Es gibt aber in Kopenhagen auch noch einen „Total-Enthaltsamkeitsverein“, der etwa hundert Mitglieder zählen und von Seeleuten, die in Amerika gewesen sind, ausgegangen sein soll. Leider sind beide Vereine mit Geldmitteln einstweilen noch so schlecht versehen, daß sie nicht einmal im Stande sind, jährliche Berichte über ihre Wirksamkeit drucken zu lassen.

In Schweden bestehen viel größere und wirksamere Mäßigkeitsvereine als in Dänemark. Freilich drückte dort auch die durch Unmäßigkeit bewirkte Noth viel stärker. Dänemark ist so kornreich, daß es bei aller Verwendung des Getraides zu Spiritus doch noch genug Mehl zu Brote übrig behält.

Auch liegt Dänemark noch mehr in der Nachbarschaft der großen Wein- und Bierländer und kann sich daher eine größere Mannigfaltigkeit von Getränken verschaffen, während in einem großen Theile von Schweden der Branntwein fast das einzige zugängliche Getränk ist und dort bei dem großen Getraidemangel den Leuten oft durch die vielen Branntweinbrennereien das Brot noch vertheuert und geschmälert wird.

Es gibt Distrikte in Schweden, in denen die Mäßigkeit in Bezug auf den Branntweingenuß in keinem bessern Zustande als in Rußland sein soll. Jetzt besonders, seit dem Regierungsantritte des Königs Oskar, der ein großer Anhänger der Mäßigkeitsfrage ist, wird eifrig für die Sache gewirkt.

Es kommt sogar eine „Nüchternheitszeitung" in Schweden heraus, von der ich einige Nummern erhielt. Es werden darin alle Fortschritte der Mäßigkeitsbewegung in Schweden, Irland, Amerika, Deutschland 2c. besprochen. Diese Zeitung hat bereits ihren neunten Jahrgang erlebt.

Es soll in Schweden überall in allen Städten und in allen Klassen der Gesellschaft Mäßigkeitsvereine geben. Vom König Oskar erzählte man mir folgende Anekdote. Der König befand sich, ich glaube als Prinz, in einer Gesellschaft, die sich zum Mittagsmahle versammelt hatte. Es wurde vor der Tafel nach alter Sitte die gewöhnliche „Appetitssuppe" servirt. Der Prinz nahm nicht davon und machte eine so scharfe Bemerkung gegen das Branntweintrinken, daß Niemand aus der Gesellschaft aus Rücksicht für ihn zu dem Branntweingläschen zu greifen wagte. Endlich näherte sich ein alter Oberst der hübschgeschliffenen Liqueurflasche und, indem er sagte: „Nun, wenn Niemand mag, so will ich doch wenigstens nach unserer Väter alter Sitte zulangen", schenkte er sich das silberne Becherchen voll und leerte es aus. Der Prinz nahm dies aber sehr übel auf und bemerkte, er sei ein so großer Feind des Branntweins, daß er nicht einmal den Geruch davon ertragen könne, und es wäre ihm unmöglich, mit

einem Branntweintrinker in einer und derselben Gesellschaft zu bleiben. Da er dabei Anstalt machte, die Gesellschaft zu verlassen, so kam ihm der alte Oberst, der so wenig dem Branntwein wie die Bären dem Honig hatte entsagen können, zuvor und entsagte dafür, sich entfernend, den folgenden Gängen der Mahlzeit.

Ein wie großes Feld übrigens auch in Dänemark, obgleich das Land nicht in demselben Grade wie Schweden zu den branntweinkranken Ländern gehört, noch der Wirksamkeit tüchtiger Mäßigkeitsvereine offen steht, zeigen folgende Fakta: In Kopenhagen gibt es unter den vielen großen Branntweinfabriken eine, die in gewissen Perioden des Jahres jeden zweiten Tag 60,000 Pot (ein Pot gleich ½ Kanne oder ein Quartier) Branntwein producirt und dann jeden Tag 1500 Reichsbankthaler Steuern an die Regierung bezahlt.

Im Ganzen werden in ganz Dänemark jährlich beinahe 50 Millionen Pot Branntwein fabricirt. Da das Land ungefähr 2⅓ Millionen Einwohner zählt, so kämen demnach ungefähr zwanzig Pot Branntwein auf den Kopf, was allerdings bedeutend genug erscheint. Nach einer Angabe in der augsburger Allgemeinen Zeitung kommen in Preußen dreizehn bis vierzehn Quart Branntwein auf den Kopf, in Sachsen sechs Quart, in Würtemberg zwei Quart.

Nach einer Berechnung der von mir angeführten schwedischen Nüchternheitszeitung sollen in Dänemark auf jeden vollgewachsenen Mann jährlich beinahe vierzig Pot Branntwein zu rechnen sein.

Dies klingt außerordentlich und wenn man einmal alle die demoralisirenden und gesundheitzerstörenden Folgen, welche an jenen 50 Millionen Pot Branntwein hängen mögen, darstellen und in einem kurzen Bilde concentriren könnte, so möchte allerdings wol beinahe ein solches gräßliches Gemälde herauskommen, wie es der große Branntweinsdrache (Braendevins=Dragen) ist, den man in Altona gezeichnet und gedruckt hat und den ich in Dänemark vielfach verbreitet fand.

Auf diesem Bilde ist eine riesenhafte Distillirschlange dargestellt, die sich in ein grausenhaftes dickaufgeschwollenes Ungethüm mit mehren Rachen verwandelt. Die Menschen schleppen auf der einen Seite die schönen Gaben der Felder, Brodkorn und mehlige Kartoffeln herbei, um sie dem Ungeheuer in den Rachen zu stürzen. Aus der Erde klauben sie Kohlen hervor, in den Wäldern fällen sie die Bäume, um damit die Verdauungskraft des Drachen zu erhöhen, der auf der einen Seite die schönen Gaben Gottes verschlingt und auf der andern eine sprudelnde Giftquelle von sich gibt.

An den Ufern dieser Quelle bieten sich unter der zahlreich herbeieilenden Menge die gräßlichsten Scenen der betrunkenen und vielfach tobenden Menschen, Mord und Prügelei, entzweite Familien, verzweifelnde Ehegattinnen, reuige Hausväter, an den Bettelstab gebrachte Unglückliche dar. Im Hintergrunde eröffnet sich die Aussicht auf Galgen und Rad und auf brennende Häuser.

14. Miscellen.

Echos aus der Ferne.

Die Hauptstädte unserer Staaten, die großen Centralpunkte des Lebens der Völker sind für den, der das Studium der Länder und Völker liebt, eine reiche Fundgrube der Erkenntniß. In ihnen fließen Nachrichten, Menschen und Sachen aus allen Theilen des Staates, dem sie angehören, zusammen, und man fühlt sich in ihnen selbst den entferntesten Provinzen, von denen allen hier ein Echo wiederhallt, auf gleiche Weise nahe.

In ihren Bibliotheken findet man die vornehmsten literarischen Hülfsmittel, um diese Provinzen kennen zu lernen. In ihren Museen werden die interessantesten Kuriositäten, Antiquitäten und Merkwürdigkeiten aus allen Landestheilen angehäuft, auf ihren Märkten die besten Waaren und Produkte jener Provinzen feilgeboten. In ihren Salons begegnet man den Männern, welche die meiste Erfahrung und die beste Kunde über sie erlangt haben. Man kommt daher zu diesen Hauptstädten, den großen Brennpunkten, in denen sich alle Strahlen und Bilder des Lebens des ganzen Staats concentriren, nicht nur ihrer selbst willen, sondern vor allen Dingen auch aller jener Provinzen und Länder willen, die in ihrer Hauptstadt repräsentirt sind.

In Kopenhagen, der Hauptstadt des aus so vielen kleinen interessanten Ländertheilen zusammengesetzten dänischen Staats, gibt es ein Echo von den Inseln des Nord-

meers, die Dänemark beherrscht, von den Färoern, von Island, auch ein leises Echo vom entfernten Grönland und den äußersten Grenzen des lautlosen Nordpols.

Man vernimmt hier sogar einen schwachen Wiederhall von den afrikanischen Küsten, wo die Dänen einen dreißig Meilen langen Küstenstrich besitzen, und einen noch schwächern aus Ostindien, wo sie einen Archipelagus von Wilden bewohnter Inseln (die Nikobaren) ihrer Herrschaft unterworfen haben. Auch aus der Mitte von Westindien tönt es herüber. Für alle diese Ländchen ist Kopenhagen eben so gut die Hauptstadt, wie für Jütland, für die dänischen Inseln und die deutschen Herzogthümer.

Die Residenzen und Hauptstädte werden, so zu sagen, von allen den Provinzen, deren Lebensherz sie sind, genährt und getragen, und man könnte sagen, sie seien aus lauter Stücken dieser Provinzen zusammengesetzt. So findet man in Kopenhagen ein großes Stück Dänemark, ein kleineres Stück Holstein und Schleswig, ein ganz kleines Island und Grönland rc.

Wer diese genannten Länder studiren will, muß vor allen Dingen nach Kopenhagen gehen. Er wird dort oft mehr von den verschiedenen Staatstheilen als an Ort und Stelle selbst erfahren. Interessirt man sich einmal für ein Land, so muß man sich natürlich auch insbesondere für dasselbe als für ein Ganzes interessiren, und man möchte immer an allen seinen Enden zugleich und zugleich auch in der Mitte sein. Man möchte wie eine Spinne sich bald an die äußersten Enden des Gewebes schwingen und dann in den Mittelpunkt selbst sich plötzlich zurück-

versetzen können, um so das Elementarstudium an Ort und Stelle selbst mit dem übersichtlichen Studium in der Hauptstadt zu verbinden.

Da dies nun einmal nicht möglich ist, so bleibt man am liebsten in der Hauptstadt, wo man dem ganzen Organismus wenigstens gleichzeitig so nahe als möglich ist, und läßt sich hier Alles zutragen und lauscht den Tönen aus Osten und Westen, aus Norden und Süden. In Kopenhagen traf ich bald auf einen Mann, der auf der afrikanischen Küste gewesen war und der mir erzählte, wie dort ein dänischer Gouverneur, zwei Assistenten, ein Priester, ein Unteroffizier, ein Sergeant und funfzig andere Europäer auf dreißig Meilen weit eine ganze Reihe von Negerstämmen in Respekt und Unterthänigkeit erhalten, wie in dem heillosen Klima die Menschen hinsterben und wie doch in der Stadt am Sunde beständig für jedes afrikanische Amt sich dreißig Candidaten finden, welche begierig sind, der Geopferten Stelle einzunehmen.

Ein anderes Mal kam ich mit einem Manne zusammen, der die Färoer so genau kannte, wie den kopenhagener Thiergarten. Wieder einmal mit Einem, der den Verhandlungen des isländischen Parlaments, des Altings, beigewohnt hatte und der mir beschrieb, wie es dabei zugegangen. Wieder ein Anderer, der jeden Eisblock in Grönland kannte, gab mir eine anschauliche Schilderung von dem Thun und Treiben der dortigen Leute. Die Spaltung zwischen Deutschen und Dänen, sagte er, dringe sogar in die Grönländer ein, es gäbe dänische und deutsche Eskimos. Jene würden von den dänischen Missionären,

diese von den herrnhutischen Predigern unterrichtet. Die letztern sind sehr ehrlich, aber sehr streng. Sie halten bei den Grönländern auf eine strikte Sittlichkeit. Die Trennung der Geschlechter, welche sie anordnen und durchzuführen streben, ist den Grönländern sehr unangenehm. Sie erlauben auch den grönländischen Mädchen nicht einmal den Tanz, was ihnen vor allem schmerzlich ist. Mein Freund, der ein Däne war, glaubte aber bemerkt zu haben, daß die Grönländer eine höhere Meinung von dem deutschen Christus hätten, als von dem dänischen, und daß sie glaubten, jener wäre eine mächtigere Gottheit. Es ist natürlich keine Kleinigkeit, diesen Leuten das Christenthum zu lehren, schon deswegen, weil in der Bibel eine Menge Begriffe, Dinge, Thiere ꝛc. vorkommen, für welche die grönländische Sprache gar keine Worte hat. Die Deutschen sollen in einem solchen Falle viele deutsche Worte einführen, während die Dänen sich mehr bestreben, ein grönländisches Wort, das möglichst nahe kommt, an die Stelle zu setzen. So z. B. kennen die Grönländer keine Tauben. Um ihnen nun die Geschichte mit der Arche Noah und dem Ablaufen der Sündfluth erzählen zu können, haben die Deutschen ihnen die Taube beschrieben und dann für diesen Vogel das etwas grönländisirte Wort „Taube“ gesetzt. Die Dänen dagegen haben einen Vogel, ich glaube eine Art Krähe, genommen, die auf Grönland lebt, die den Eskimos bekannt ist, und haben sie an die Stelle der Taube treten lassen.

Nur in Kopenhagen hat man die meisten Chancen, alle Dialekte der skandinavischen Sprache nebeneinander zu ver-

nehmen und miteinander an Ort und Stelle zu verglei-
chen. Denn bald sitzt man hier neben einer „singenden“
Schwedin, bald neben einem hart und rauh redenden Nor-
weger, bald hört man einen Jüten, bald einen dänischen
Schleswiger, welcher letztere, wie die Kopenhagener ver-
sichern, das unangenehmste Dänisch spricht.

Fremdenbesuch.

Kopenhagen wurde bisher von Fremden wenig besucht.
Fremde waren hier eine seltene Erscheinung. Erst in
neuerer Zeit ist dies anders geworden. Seitdem vom
Innern von Deutschland aus Eisenbahnen bis an die Küste
der Ostsee gehen, eine bis Kiel und eine bis Stettin, und
seitdem von diesem Punkte Dampfschiffe in wenigen Stun-
den hinüberführen, ist die Stadt zugänglicher geworden.
Sonst blieb man mit den Segelschiffen von Deutsch-
land aus oft mehre Tage unterwegs. Jetzt erreicht man
Kopenhagen von Hamburg so wie von Berlin aus in ein-
mal vierundzwanzig Stunden und ein Ausflug nach Ko-
penhagen scheint daher namentlich in Berlin eine immer
modigere Reise zu werden.

Sehr häufig macht man diese Reise: über Kopenha-
gen nach Christiania oder Gothaburg und durch die schwe-
dischen Seen nach Stockholm und zurück. Auf dieser
Tour ist jetzt überall schnelle Dampfbeförderung. Man
kann sie die kleine scandinavische Tour nennen. Ge-
wöhnlich wird dabei indeß Kopenhagen doch nur flüch-

tig berührt. Norwegen und Schweden sind die eigentlichen Attraktionspunkte. Die dänischen Inseln läßt man gewöhnlich ganz links liegen und das dahinter liegende Jütland, diese merkwürdige terra incognita, wird, außer von den hamburgischen Cigarren- und Weinhändlern, seltener von einem gebildeten Fremden besucht, als Egypten.

Auch tritt für Kopenhagen jene gästereiche Zeit nur im Frühjahr ein. Denn im Winter, wo nur eine sehr weitschweifige und umständliche Reise über Land und Eis zu dieser Stadt führt, gibt es hier wieder fast gar keine Gäste.

Die Thürme Kopenhagens.

Die originellsten Gebäude Kopenhagens sind die Thürme der Stadt, von denen fast ein jeder etwas Besonderes hat. Da ist erst der Thurm der Börse, der aus den zum Himmel aufgebäumten und verwickelten Schwänzen von vier steinernen Drachen gebildet wird.

Die Drachen liegen mit den Köpfen und Bäuchen platt auf den vier Winkeln des Mauervierecks, das die Thurmspitze trägt. Ihre langen Schwänze schlingen sich umeinander und bilden, indem sie sich nach oben hin immer mehr zuspitzen, die Spitze des Thurmes, der beinahe zweihundert Fuß hoch ist. Das Ganze ist aus Quadersteinen gebildet und im Innern der Schwänze kann man hinaufsteigen.

Ferner ist da der berühmte runde Thurm, ein merk-

würdiges Bauwerk Christian's IV. Innerhalb dieses Thurms führt ein breiter gewundener Gang hinauf, der nach außen auf der Thurmmauer und nach innen auf einem in der Mitte durchgehenden Pfeiler ruht.

Der Gang steigt so allmälig aufwärts, daß Peter der Große, der nichts unversucht und nichts unbesichtigt ließ, ihn zu Pferde hinaufreiten konnte, während seine Gemahlin in einem Vierspänner nebenherfuhr.

Noch jetzt wimmelt dieser Wendelgang beständig von Besuchern, erstlich, weil er selbst merkwürdig genug und dann noch auf den Seiten mit einer Menge an den Mauern aufgestellter altnordischer Runensteine verziert ist, und endlich, weil er zu der flachen Spitze des Thurmes, wo eine Sternwarte errichtet ist, und zu der Universitätsbibliothek, die sich über der benachbarten Trinitatiskirche befindet, führt.

Endlich der merkwürdige Thurm der Erlöserskirche (Vor Frelsers Kirke). Auch dieser Thurm ist einzig in seiner Art und eins der schönsten Bauwerke in Kopenhagen.

Er ist beinahe dreihundert Fuß hoch und seine Spitze hebt sich mit einer äußerst zierlichen und schlanken Gestalt über alle Thurmspitzen der Stadt hinweg. Was ihn besonders interessant macht, ist eine zierliche Wendeltreppe, die sich auf der Außenseite bis zur höchsten Spitze um ihn herumwindet. Das hübsche eiserne Geländer schlängelt sich wie ein Kranz um den hohen Pfeiler. Die Stufen sind mit Kupfer belegt und obgleich man darauf ganz sicher geht, so ist doch, wenn man ganz oben unter dem

Knopf steht, die bloße Vorstellung von der Höhe, in der man schwebt, und von der Möglichkeit des Herabfallens hinreichend, Schwindel zu erregen.

Viele sind auch nicht zu bewegen, die Reise zu unternehmen. Ganz oben werden die Stufen so kurz, daß man noch eben seinen Fuß darauf setzen kann, und das Geländer schließt sich so dicht an den dünnen Pfeiler, der noch eben breit genug ist, den Rücken zu decken, daß man Mühe hat, sich in die letzte Ecke hineinzuquetschen.

Wenn man überall hinblickt, scheint man, von eisernen Armen gehalten, in freier Luft zu schweben. Außer der Gondel eines Luftschiffers gibt es wenige Plätze, wo man sich so wie hier den Genuß bereiten kann, scheinbar in großer Gefahr zu sein und doch keine wirkliche Gefahr zu laufen. Ein Genuß, der, wie ich an mir bemerkt habe, besonders für furchtsame Gemüther sehr groß ist. Ich experimentirte hier über den Schwindel. Wenn ich direkt hinabsah, fühlte ich eine Anwandlung dazu, und ich hätte beinahe über das Geländer hinüberspringen, durch die eisernen Stäbe hindurchkriechen mögen. Richtete ich die Augen wieder auf die Felder und andere entferntere Gegenstände, so beruhigte ich mich. Blickte ich mich um und sah den dünnen Pfeiler hinter mir, so wurde ich schwindlich. Legte ich mich ohne ihn anzublicken fest mit dem Rücken an, so ging der Schwindel wieder vorüber.

Von den verschiedenen Thürmen, die ich bestiegen habe, ist bloß die Spitze der Kuppel der Paulskirche in London diejenige, in welcher man noch höher kommt. Denn da kann man bis in den Knopf selbst hineinkriechen. Die

Spitze, welche den Knopf trägt, ist nämlich hohl wie ein langer Flaschenhals, gerade so geräumig, daß ein nicht zu korpulenter Mann sich eben durchzwängen kann. An den Seiten dieses Halses befinden sich einige Querhölzer für Hände und Füße. Mit den Händen tastet man oben in dem engen dunkeln Loche herum, bis man ein solches Querholz ertappt, und die Füße sucht man auch von einer Staffel zur andern zu schaffen, bis man in den geräumigen Knopf gelangt. Unten in der Tiefe steht der bequeme englische Thurmwächter, der nicht aufhört, Einem zuzurufen: Higher up, sir! Higher up, sir!

Der Frelserthurm scheint eben so solide als zierlich gebaut zu sein. Auch verfehlen die Maler, welche Ansichten von Kopenhagen darstellen, gewöhnlich nicht, ihn in das rechte Licht zu stellen und ihn zur Verschönerung ihrer Gemälde zu benutzen.

Ich sah eine solche Ansicht Kopenhagens vom trefflichen Professor Dahl, in welcher die Spitze des Thurmes und die Figur des Erlösers, welche auf seiner Kuppel steht, im Mondenschimmer und auf dem Hintergrunde der Wolken einen sehr hübschen Effekt machten.

Verse statt Inschriften.

Auffallend ist mir in Kopenhagen der Umstand gewesen, daß man an den meisten öffentlichen Gebäuden nicht eine deutliche Inschrift erblickt, welche einfach ihren Zweck

und ihre Bestimmung angibt, sondern gewöhnlich statt dessen einen hübschen Spruch oder Vers. So steht z. B. vor dem Universitätsgebäude der Spruch: „Coelestam adspicit lucem" (Er blickt das himmlische Licht an). Vor dem Polizeigebäude steht der Spruch: „Med low skall man land bygge" (Mit dem Gesetz soll man das Land bauen). Dies sind die Anfangsworte aus dem alten jütischen Gesetzbuche Waldemar's. Gewiß ein hübscher Spruch. Aber kein Fremder, der in den Straßen der Stadt umherläuft und das Polizeigebäude sucht, wo man ihn seines Passes wegen hinberufen hat, kann aus jenem Spruche, und wenn er ihn zehn Mal durchliest, errathen, daß er hier vor dem rechten Hause ist. Es scheint, als wenn man diese Stadt bloß für die Einheimischen eingerichtet habe, für die natürlich an den großen allgemein bekannten Häusern keine Adressen und Etiquetten nöthig sind. Man hat hier eine Passion für Sprüche und Mottos. Auch über dem Eingange des Gymnasiums steht statt des einfachen Wortes „Gymnasium" oder „Gelehrte Schule", das jeden jütischen Vater, der mit seinem neuangekommenen Sohne in den Straßen der Residenz herumläuft, um ihn in der Schule unterzubringen, richtig zurechtzuweisen im Stande wäre, irgend eine lateinische Redensart, die kein Jütländer versteht. Auch über der Theaterbühne steht ein Spruch, nämlich folgender: „Ei blot til Lyst" (Nicht bloß zur Freude). Anfangs soll hier „Blot til Lyst" (Bloß zur Freude) gestanden haben. Jemand, dem das Trauerspiel einfiel, ließ aber das „Ei" (nicht) dazusetzen. Doch auch so finde ich die Phrase noch unglücklich;

denn in der That soll doch das Theater nicht zu unserer Betrübniß, zu unserm Kummer und Aerger wirken. Vielmehr soll es wirklich uns bloß zur Freude und zum Genuß gereichen. Selbst der in dem Trauerspiele aufgeregte Schmerz soll uns nicht wirklich unglücklich machen, vielmehr zielt auch er darauf hin, uns zu unterhalten und zu erfreuen und uns Genuß zu schaffen.

Auch die alten Wahlsprüche der ehemaligen Könige von Dänemark sieht man noch vielfach vor öffentlichen Gebäuden in Kopenhagen erscheinen.

Straßenrecht.

Zu den Dingen in Kopenhagen, die noch der größten Verbesserung fähig sind, gehört das Pflaster, das fast durchweg grenzenlos schlecht ist. Das Schlimmste ist, daß auch die Trottoirs für die leichtbeschuhten Füße der Herren und Damen nicht anders gepflastert sind, als die großen Wege für die Hufeisen der Pferde. Nur am Rennsteine geht überall eine Reihe flacher Steine hin, die für eine Person eben breit genug sind.

Da sich nun alle geplagten Füße der Stadt auf diesen schmalen Rain retten, so ist dieser Umstand die Quelle einer Menge auf den Straßen von Kopenhagen stets geübter Artigkeiten und Grobheiten. Damit die letztern nicht überhand nehmen mögen, ist zwar das Gesetz zur Gültigkeit gelangt, daß dem, der den Rennstein zur Rechten habe, Alles ausweichen müsse.

Allein dennoch übt Jeder sein Recht sehr verschieden aus. Der Eine verzichtet darauf und weicht, ohne gezwungen zu sein, aus, wenn er einen Fremden bemerkt, der mit der Sache noch nicht recht vertraut ist. Das echte kopenhagener Kind, das mit diesem Straßenrechte aufgewachsen ist, läuft, Alles vor sich auf die Seite schiebend, immer gerade aus und hält steif auf sein Recht.

Christian's V. Reiterstatue.

Die bleierne Reiterstatue des Königs Christian V. auf dem Königsneumarkte (Kongens-Nytorv) ist mir in vielfacher Beziehung merkwürdig. Erstlich, weil ich mich der Beschreibung noch sehr wohl erinnere, die vor fünfundzwanzig Jahren unser Lehrer der Geographie unter dem Capitel von Kopenhagen davon gab, wie geschmacklos sie sei, wie das bleierne Pferd allmälig unter seinem eignen Gewichte in die Knie sinke, und wie altersschwach und traurig das ganze Monument aussähe.

Dann, weil ich fast in jedem Buche über Kopenhagen dieser Statue erwähnt fand, und weil es mir bewußt ist, wie wir Reisende so oft immer und immer wieder auf dieselben Dinge verfallen, und endlich weil ich trotzdem eine Menge Kopenhagener fand, die gar nicht wußten, was diese Statue zu bedeuten habe und welchen König sie vorstellte.

Einige sagten mir, es sei Friedrich III., und das Ungethüm, welches unter den Füßen des Pferdes zertreten

wird, stelle den Adel und Reichsrath vor, dessen Macht dieser König stürzte. Andere meinten, es sei mit der Schlange Schweden angedeutet, das von Dänemark besiegt werde. Andere glaubten gar, es sei der Katholicismus darunter zu verstehen. So schien jeder sein eignes Ungethüm zu haben, das er zertreten zu sehen wünschte.

Ein anderer Bewohner Kopenhagens wußte mir noch ein neues Interesse für dieses Pferd einzuflößen, indem er mir schilderte, wie schön es sich bei Thorwaldsen's triumphirendem Einzuge in die Stadt ausgenommen habe. Bei dieser Gelegenheit sei es nämlich von einem ganzen Haufen kleiner Schulknaben besetzt gewesen, die ihm auf Hals, Schwanz und Rücken gekrochen und von da herab dem Künstler zugejubelt hätten.

Deutsche und dänische Frauen.

So wie die Dänen uns überhaupt in so vielen Stücken gleichen, so scheinen mir auch ihre Hausfrauen denen der Deutschen näher zu kommen, als die Frauen irgend einer andern Nation. Sie mögen vielleicht nicht ganz so viel wirthschaften, putzen, kochen, nähen und flicken, wie die unsrigen, aber jedenfalls ist zwischen den dänischen Frauen und den englischen, oder französischen, oder italienischen in dieser Beziehung eine viel größere Lücke, als zwischen ihnen und den deutschen.

Deutsches Bier und Brot.

Für die, welche eben so gern die Verbreitung kleiner Industriezweige als die großen menschlichen Reformen beobachten und verfolgen, will ich noch bemerken, daß die merkwürdige, in neuerer Zeit stattgehabte Entwickelung der bairischen Bierbrauerei auch schon auf Kopenhagen von Einfluß gewesen ist. Es wird hier jetzt ebenfalls seit einiger Zeit bairisches Bier gebraut wie in fast allen größern Städten Deutschlands.

Die wiener Bäckerei, die sich neuerdings beinahe eben so weit verzweigt hat, wie die bairische Brauerei, hat hier ebenfalls kürzlich Wurzel geschlagen. Ein Bäcker aus der Kaiserstadt hat hier einen Ofen nach wiener Weise eingerichtet und die Kunst, feine Mundsemmeln, Hörnchen, Strietzeln rc. zu backen, einigen kopenhagener Bäckergesellen eingeübt. Er ist von hier nach Siebenbürgen gereist, um in den dortigen Städten ähnliche Etablissements zu begründen.

In Paris fand ich ebenfalls einen kürzlich etablirten wiener Bäcker, der außerordentliche Geschäfte machte. Und in Petersburg genießt man die wiener Bäckerei, und was sie produciren kann, schon längst.

Dies für die Historiker der Bierbrauerei und der Bäckerzunft.

Tivoli.

Mich däucht, ich habe nirgendwo etwas in seiner Art Geschmackvolleres gesehen, als das Tivoli bei Kopenhagen, wohin mich zufällig der erste Abend, den ich in dieser Stadt verlebte, führte. Es ist dies eine von denjenigen Anstalten zum Genuß der mannigfaltigsten Freuden, die in neurer Zeit in den Hauptstädten Europas so beliebt geworden sind.

Man hat da auf engem Raume Alles, was die Sinne eines vergnügungssüchtigen Menschen zu reizen und ihm die Langeweile zu vertreiben geeignet ist, concentrirt, und gibt an einem und demselben Abend Concerte, Theater, Illumination, Feuerwerk, Tanz-, Reiter- und andere Künste zum Besten. Es ist, als wenn die Göttin der Freude oder wenigstens eine Handlangerin dieser Göttin ihr ganzes Füllhorn auf denselben Platz ausgeschüttet hätte.

Ich möchte wissen, von welchem Lande uns diese neumodigen von Lust und Freude strotzenden Lustgärten gekommen sind. Nach der Fülle des Küchenzettels sollte die Vermuthung auf England fallen. Da ist diese Weise, so viel wie möglich auf einmal zu genießen, recht zu Hause. Auch scheint der englische Name Vauxhall, den man hie und da für solche Freudegärten beibehalten hat, darauf hinzudeuten.

Die Leute verschlingen hier das Vergnügen wie die zwanzigerlei Gewürze, die im englischen Plumpudding enthalten sind. Eine Trompete gibt das Zeichen und das Concert beginnt an zwei Enden des Gartens zugleich.

Tausende freudesüchtiger Menschen fluthen herbei und drängen sich um die besten Plätze, um den Strichen der Violinisten zu lauschen.

Kaum entfährt der Flöte der letzte Athem, so verkündet ein Kanonenschuß, daß in einer andern Ecke des Gartens das Theater oder die Reitkünste beginnen, die Menge, die auf das Vergnügen eine förmliche Jagd macht, stürzt sich nun nach einer andern Gegend. Und kaum hat sie hier den Freudenbecher hastig geleert, so wird sie durch eine Rakete, durch Glocken, durch Trommeln oder andere Jubelzeichen bald hierhin, bald dorthin zu neuen Ergötzungen, zu Rutschbahnen, zu equilibristischen, pantomimischen Vorstellungen, zu Maskenzügen und Feuerwerken getrieben.

Man sagte mir, daß das Publikum von Kopenhagen diese Tivolifreuden mit solchem Enthusiasmus genösse, daß jetzt der Thiergarten und andere ländliche Vergnügungsorte weit weniger besucht würden. Da geht wahrscheinlich wieder viel stille Gemüthlichkeit darauf. Je massenhafter die Menschen Alles unternehmen, sei es Freude, seien es Geschäfte, je weniger gemüthlich wird die Weise sowol des Genusses als der Arbeit.

In diesen Associationen zur Fabricirung von Heiterkeitsstoff liegt auch etwas von dem Geiste unserer Zeit.

Also abgesehen vom Genre, an dem man Manches aussetzen könnte, ist dieses kopenhagener Tivoli in seiner Art unübertrefflich geschmackvoll. Die Musik ist so gut, wie man sie nur immer von dem Strauß'schen Corps im Volksgarten in Wien hören kann. Die Concert- und

Theatersäle, die Circus, die Rutschbahnen, die Bazare sind von ausgezeichnet hübscher Dekorirung.

Die Reitergesellschaft entzückte uns mit ihren Künsten, die Illumination — bis in die kleinsten Details, bis zu den zierlichen Lampen herab, welche die armen blinden Sänger und die um Almosen bittenden Schwefelstickenverkäufer vor ihren Stühlen und Körben in äußerst wohlberechneten Guirlanden aufgehängt hatten — war tadellos.

Die in den Büschen oder auf kleinen Inseln versteckten Conditoreien, die jungen Mädchen, welche in dem Bazar die Cigarren verkauften, die Schwäne auf den Teichen, die man füttern konnte, waren mit Sorgfalt gewählt.

Sogar auch die Unglücklichen, welche hinter hübschen Lampenguirlanden um Almosen baten, waren offenbar ausgesucht. Ich fand Keinen unter ihnen, dessen Anblick unangenehm berührt hätte. Es waren Blinde und alte, obwol ärmlich, doch schicklich gekleidete Frauen, zwei Gattungen von Bettlern, die, ohne wehe zu thun, das Herz mit sanftem Mitleiden erregten.

Es macht wirklich Spaß, etwas so vollkommen Durchdachtes und Durchgeführtes zu sehen, selbst wenn es nur ein Tivoli sein sollte, und ich schloß aus Allem, daß ein umsichtiger, gewandter Geist an der Spitze dieses Etablissements stehen müsse.

Jenny Lind und die Dänen.

Ich befand mich in Kopenhagen gleichzeitig mit der nordischen Nachtigall, der berühmten Jenny Lind. Und es war mir, in Bezug auf die scandinavischen Sympathien, interessant, die Begeisterung zu beobachten, die diese Künstlerin hier erregte. Sie wurde hier nicht nur als ausgezeichnete Sängerin, sondern auch als Scandinavierin sehr hoch gefeiert. Sie ist zwar eine Schwedin, allein die scandinavischen Sympathien scheinen schon so tief in das Volk eingedrungen zu sein, daß dies nicht hinderte, sie geradezu für eine Landsmännin zu nehmen. Die Dänen zeigten sich für sie eben so patriotisch enthusiasmirt, wie für Thorwaldsen oder sonst einen eigentlich dänischen Künstler.

In dem dänischen Charivari, in dem bekannten Blatte „der Corsar", erschien damals eine Carikatur: Zwei junge dänische Studenten, die sich freundschaftlich zu besprechen schienen — und darunter die Worte: „Aber sind wir nicht tüchtige Kerle, wir Scandinavier, da wir ein solches Mädchen wie die Jenny hervorgebracht haben?" Ich glaube, in Wien würde man nicht einmal für eine preußische Sängerin so viel patriotische Empfänglichkeit zeigen, wie man hier für eine Schwedin zeigte.

Auf Alles, was aus Schweden, Norwegen, Seeland, Jütland oder Island Großes, Schönes und Lobenswerthes hervorgeht, sind die Dänen gleich eifersüchtig. Jenny Lind, die Stockholmerin; Ole Bull, Dahl, Holberg, die Norweger; Thorwaldsen, Snorre Sturleson, die Isländer;

Berzelius, Linnee, die Upsalenser; sie gehören alle zu der nordischen Landsmannschaft, und mit Tycho de Brahe, mit Oehlenschläger, mit Baggesen rc. in dasselbe Pantheon.

Ich sage dies nicht, um es etwa zu tadeln oder lächerlich zu machen, sondern um damit das jetzt so innige Verhältniß der drei nordischen Nationen zu bezeichnen. Man findet keine Parallele unter irgend welchen andern Nationen in Europa dazu.

Uebrigens ist die Passion für Jenny Lind natürlich nicht bloß scandinavisch, sondern auch musikalisch. Denn auch in Kopenhagen bleibt man nicht hinter der musikalischen Begeisterung unserer deutschen Städte zurück. Es sind dort in neuerer Zeit Musik- und Gesangvereine aller Art, Handwerker-, Studenten- und scandinavische Musikvereine entstanden. Fortepianos und Flügel werden in neubegründeten Instrumentenfabriken in Menge für Dänemark und den Norden fabricirt, und an Künstlern und Concerten fehlt es zu keiner Zeit des Jahres. Vor dreißig Jahren war von dem Allen hier noch wenig zu finden.

Norden — Nordisch.

Sehr merkwürdig und auffallend ist dem Fremden in Dänemark der Gebrauch und die Bedeutung des Wortes „Norden“ und „nordisch“. Wenn wir in Deutschland vom Norden Europas und von den nördlichen Völkern reden, so denken wir dabei gewöhnlich an Rußland, Polen und Scandinavien. In Italien und Frankreich begreift man

in „le Nord“ auch schon ein gut Theil von Deutschland mit. England, obwol zum Theil nördlicher als Deutschland liegend, wird dabei von Niemand mit zum Norden Europas gezogen. Hier in Dänemark, so wie auch in Schweden und Norwegen ist das Wort Norden und nordisch — natürlich nicht bei den Geographen und Naturforschern, sondern bei den Politikern, Ethnographen und beim großen Publikum — gleichbedeutend mit Scandinavien und scandinavisch. Wenn die scandinavischen Patrioten von „Nordens aand“ (des Nordens Geist) reden, so meinen sie damit den scandinavischen Geist. Es erscheinen hier sogenannte nordische Zeitschriften, z. B. das nordische Pfennigmagazin, die nordische Zeitschrift fürs Volk, welche durch ihren Titel anzeigen wollen, daß sie für ganz Scandinavien bestimmt sind. Die Dänen, Schweden und Norweger nennen sich vorzugsweise „Nordboer“ (Nordländer oder Nordwohner oder Nordmänner), und es würde ihnen nie einfallen, einen Russen einen Nordboer zu nennen. Auch wir selbst nannten sonst die Scandinavier ausschließlich Männer des Nordens, Normannen. Es ist bemerkenswerth, daß sonst keine Himmelsgegend, weder Westen, noch Süden, noch Osten, auf ähnliche Weise zu der Bildung eines Volksnamens Anlaß gegeben habe. Die Fälle mit den Neustriern und Austrasiern, mit den Oestreichern und Orientalen sind doch etwas anders. Freilich mag es noch die Frage sein, ob die Scandinavier von der Himmelsgegend den Namen erhalten haben oder ob wir die Himmelsgegend von den Normannen benannt haben.

Dänen und Engländer.

Es wäre interessant, einmal an den Dänen Alles hervorzusuchen, was sie mit den Engländern gemein haben und was sie als eine Art Uebergangsglied zwischen Deutschen und Engländern erscheinen läßt.

Viele Dänen, die in England gereiſt waren, haben mich versichert, sie hätten sich in England bei weitem heimischer gefunden als in irgend einem andern Lande. Auch habe ich diese Versicherung einige Male gedruckt gelesen. Die Jüten namentlich sollen sich in Northumberland ganz zu Hause fühlen, und selbst ihre Sprache und ihre Sagen bei den Northumberländern wiederfinden.

Ich habe in Dänemark von einer Menge Sitten und Gebräuchen gehört, die dort noch heutigen Tages eben so geübt werden, wie in England. Beispielsweise will ich nur des Weihnachtsfestes erwähnen, das in Dänemark in den Landhäusern noch jetzt ganz ähnlich gefeiert wird wie in England. Auch hat in Dänemark das Weihnachtsfest noch den alten Namen „Jule“, der in England jetzt dem neuern Namen Christmass gewichen ist. Es wurden mir Landsitze in Jütland genannt, wo die Besitzer noch darauf halten, daß zu Weihnachten jetzt wie in alten Zeiten eine fröhliche Julegesellschaft zusammen sei und ein Juleblock im Kamine angezündet werde. Auch hat Kopenhagen das mit London gemein, daß es während der Weihnachtstage eben so ausgestorben ist, wie dieses. Wie in London eilt man in Kopenhagen, um Jule zu feiern (to keep their Christmass) aufs Land, wo acht Tage hindurch

getanzt, bankettirt und geschwärmt wird. Auch von den sogenannten Maikönigen sieht und hört man in Dänemark ganz etwas Aehnliches wie in England.

In dem Charakter beider Nationen finden sich viele ähnliche Elemente. Das Phlegmatische herrscht in dem Temperamente beider sehr vor. Die Passion für die See und das Seeleben theilen Dänen und Engländer. Auch das Insularische findet sich bei beiden wieder; doch bei den Dänen bei weitem nicht so prononcirt wie bei den Engländern. Die Steifheit sowol als auch die Solidität der Engländer fehlt den Dänen.

Das Klima, von dem so Vieles im Charakter des Volks bedingt wird, ist in beiden Ländern sehr ähnlich, und die landschaftlichen Scenen gleichen sich in beiden Ländern zuweilen bedeutend. Doch ist natürlich die englische Landschaft bei weitem schöner, mannigfaltiger und großartiger.

Indeß ist die Sympathie der Dänen für die Engländer, trotz des Raubes der Flotte und trotz des vielen Ungemachs, was die Dänen als Franzosenfreunde von den Engländern erlitten, so groß, daß sie wahrscheinlich dieser Sympathie wegen noch viel mehr Aehnlichkeiten zwischen sich und den Engländern entdecken, als wirklich da sind. Daß der Raub der Flotte, dieses Lieblingsgegenstandes der Dänen, den Engländern so bald und so gänzlich vergessen wurde, schien mir ein wahres Wunder.

Da dieser coup de main der Engländer so ungerecht und gewaltsam als nur möglich war, da die Flotte in so hohem Grade der Stolz der ganzen Nation war, da

in ihr die Hauptkraft der Dänen lag, und da sie durch ihre Entführung so recht in ihrem innersten Herzen getroffen und gelähmt wurden, da es keinen kleinen oder kleinsten Handelshafen in Dänemark gibt, der nicht eine Reihe von Schiffen aufführen kann, die von den Engländern im Laufe der letzten Kriege aufgebracht, genommen oder in Grund gebohrt wurden, so schien es mir fast unmöglich, daß die Dänen den Engländern dies Alles schon verziehen hätten, und ich hatte mir vorgestellt, ich müßte das Land noch überall von Groll gegen jene Flottenräuber und Schiffzerstörer erfüllt finden. Allein ich fand kaum eine Spur mehr von diesem Groll.

Wohin ich horchte, vernahm ich nur die billigsten Urtheile über jenes Ereigniß. „Es ist schon sehr lange her“, sagte man. „Wir haben jetzt eine neue Flotte wieder. Warum sollten wir auch den Engländern darum zürnen. Sie selber thaten es ja nicht, sondern nur ihre Regierung und die Leute, welche damals jene Gewaltthat anordneten und ausführten, hat längst die Rache des Himmels getroffen. Es wächst Gras auf ihren Gräbern. Die Engländer sind die tüchtigsten Leute von der Welt, ihre Nation die erste in Europa und wir sind ihre erklärten Verehrer.“

Eben so merkwürdig wie das Verschwinden allen Grolles gegen die Engländer, ist die Verwischung alles uralten Hasses gegen die Schweden, deren geschworene Feinde die Dänen bis zum Anfange dieses Jahrhunderts waren und deren brüderlichste Bundesgenossen sie nun sind.

Die Antipathien des Volks haben sich in neuerer Zeit auf zwei andere Seiten geworfen, und sind erstlich gegen die Russen gerichtet, und wenden sich, wie es scheint, auch mehr und mehr gegen uns Deutsche.

Die Antipathie gegen die Russen theilen die Dänen mit allen gebildeten Völkern des Westens, und ist bei ihnen fast in eben so hohem Grade zu Hause wie bei uns, was um so bemerkenswerther und für die Dänen ehrenvoller ist, da sie einstweilen noch von den Russen in Bezug auf mehre ihrer lebhaftesten Nationalwünsche sehr eifrig favorisirt werden.

Sprachliches.

Paris hat seine pedantischen, altfränkischen Spießbürger, die ein sehr schlechtes Französisch reden, so wie London seine Cockneys mit ihren Cockneyslang. Auch Kiöbenhaven muß wol seine Cockneys haben.

Es sollen hier bei den eigentlichen echten Kopenhagenern eine Menge eigenthümliche Sprachwendungen, Sprachfehler und Sprachunarten eingewurzelt sein, die man sonst im Reiche nicht wiederfindet und die den Dänen aus der Provinz sehr unangenehm in die Ohren fallen. Als Beispiele eines solchen kopenhagener Slangs wurden mir angeführt das kopenhagensche „hos wos“ statt hos os (bei uns), „winduwer“ statt windue (Fenster). Auch der Gebrauch des „inte“ statt „ikke“ (nicht) ist ein Kiöbenhaunismus.

Ich möchte wissen, ob der kuriose Gebrauch des Wortes „almindelig“ (allgemein) in der Bedeutung von „durchschnittlich“, „mittelmäßig“, den ich hier so oft gehört habe, auch zu diesen Kiöbenhaunismen gehört?

„Eine allgemeine Scheere“, („en almindelig sax“), ist eine Scheere, die weder zu klein noch zu groß, weder zu fein noch zu grob, weder zu lang noch zu kurz, weder zu billig noch zu theuer ist, sondern ganz allgemeine Eigenschaften besitzt. Bei vielen kleinen Einkäufen in Kopenhagen fragten mich die Krämer immer, ob ich die Sache theuer oder billig, groß oder klein, oder ob ich sie „allgemein“ haben wollte.

Ueberhaupt fällt einem Deutschen bei der Conversation mit den Dänen nichts mehr auf, als die abweichende Bedeutung, in der viele Worte genommen werden, die sowol deutsch als dänisch sind. So z. B. unter vielen andern das bei den Dänen so beliebte Wort „stikkelig“ (schicklich).

Bei uns wird dieses Beiwort gewöhnlich nicht Personen beigelegt, sondern nur von Abstrakten gebraucht, wie z. B. „ein schickliches Benehmen“, „eine schickliche Gesellschaft“. Wollen wir denselben Begriff Personen beilegen, so wählen wir das Wort anständig, z. B. „anständige Leute“, „eine unanständige Person“ oder einen andern Ausdruck.

Die Dänen nehmen aber auch im letzten Falle das Wort schicklich „et stikkeligt Menneske“ (ein schicklicher Mensch), d. h. so viel, als etwa unser „Ehrenmann“. „Skikkeligt folk“ (schickliches Volk), d. h. honette Leute.

Die Deutschen in Schleswig und auch in Kopenhagen, die viel mit den Dänen in Berührung kommen, verwechseln nun oft die dänischen und deutschen Bedeutungen solcher in beiden Sprachen gleicher Worte, und sprechen von „allgemeinen Scheeren", von „schicklichen Damen", wo wir uns ganz anders ausdrücken würden.

Auch das Wort „neulich", dänisch „nylich", ist ein solches, das häufig verwechselt wird. Im Dänischen deutet dies Wort auf eine erst ganz kürzlich verflossene Zeit und bedeutet also so viel als das Deutsche „eben". Im Deutschen dagegen deutet es auf einen schon etwas länger entschwundenen Zeitpunkt, der wenigstens schon über das gestern und ehegestern zurückliegt. Z. B. „Er war neulich, d. h. vor etwa acht Tagen, noch bei mir." Die Dänen und Deutschen sind aber geneigt, wegen der Gleichheit des Worts die Verschiedenheit der Bedeutung zu übersehen, und der deutschredende Däne spricht daher oft so: Haben Sie den Schmetterling gesehen, der da neulich (sollte heißen: „so eben") hinflog?

Die deutschen Lehrer der Dänen sollten doch einmal alle die Fehler sammeln, welche die Dänen im Deutschen zu begehen besonders geneigt sind und sie in ein Büchelchen zusammenstellen. Das würde für die deutschen Schulen der Dänen ein sehr nützliches Buch sein.

„Merklich" heißt im Dänischen merkwürdig. Die meisten Dänen sprechen daher mit einem Danismus so: „Das ist sehr merklich", statt: das ist sehr merkwürdig.

Das Dänische „hensigtsmäßig" ist wieder so ein ganz nach deutscher Weise zusammengesetztes und aus germa-

nischem Sprachstoff gebildetes Wort. Es ist nur zufällig, daß die Dänen und nicht auch die Deutschen es gebildet haben. Die Dänen gebrauchen es daher, wenn sie deutsch sprechen, wie ein gutes deutsches Wort. Z. B. „Dies ist eine sehr hinsichtsmäßige Maßregel", statt: eine zweckmäßige Maßregel.

„En afgjorende slag" heißt im Dänischen: ein entscheidender Schlag. Die Dänen lassen sich verleiten, sehr oft statt dessen jene Ausdrücke buchstäblich so zu übersetzen: „Da kam dann der abmachende Schlag."

Es gibt auch viele deutsche, oder wenn man will, germanische Wörter, welche die Dänen mit den Norddeutschen gemein haben. Ein solches Wort ist z. B. „nüdelich", das bei den Dänen ein großes Lieblingswort ist. In Kopenhagen werden eben so viele Dinge „nüdelich", wie in Berlin, Hannover, Bremen, Hamburg „niedlich" gefunden.

Viele Worte, die beiden Sprachen, sowol der dänischen als der deutschen, gemein sind, haben doch in der einen Sprache eine Nebenbedeutung erhalten, welche sie in der andern nicht haben. So z. B. wird „aede", plattdeutsch „aeten", hochdeutsch „essen", im Dänischen bloß von der Nahrung der Thiere gebraucht, und heißt also so viel als „fressen".

Für das menschliche Essen sagt man „spise", „speisen". Im Deutschen deutet das „speisen" zwar auch auf eine höhere und vornehmere Weise des Essens hin. Z. B. „Im gräflichen Hause speist man um fünf Uhr zu Mittag." Das französische „diniren" scheint noch etwas

vörnehmer. Doch kann man von gewöhnlichen Menschen auch sehr gut „essen" sagen. Die Deutschen, wenn sie dänisch reden, sind daher geneigt, dem dänischen Ohre wehe zu thun mit solchen Redensarten wie diese: „Aede de idag hos Herre . . . ?" (Essen sie heute bei Herrn . . .), was den Dänen nicht anders klingt, als: „Fressen sie heute bei Herrn . . . ?"

Dänen und Deutsche haben das Wort „Kreatur" aufgenommen. Allein wir gebrauchen dies fremde Wort bloß für unser deutsches „Geschöpf". Die Dänen aber bezeichnen mit „Kreatur" insbesondere die Hausthiere. So heißt ein „Kreaturenmarkt" bei ihnen ein Rindviehmarkt. „Federkreaturen" heißen Gänse, Puter, Enten, insbesondere Hühner. Unter jenem Namen sind diese Thiere auch auf den Speisezetteln in den Wirthshäusern verschrieben. Und wenn ein Deutscher den Dänen lachen macht, indem er ihn fragt: „ob er nicht Hasenbraten essen (fressen) möchte", so macht wieder der Däne den Deutschen lächeln, wenn er ihm versichert: „er möchte sich lieber eine Federkreatur ausbitten."

Auch mit ihrer sonderbaren Anwendung des Wortes „liegen" machen die Dänen zuweilen den Deutschen lachen. Dies Wort ist im Dänischen dasselbe: „ligge", doch wird es vielfach anders angewendet als bei uns. Es heißt auch zuweilen so viel als sich aufhalten. Z. B. „Han ligger paa landet" (er liegt, d. h. er wohnt auf dem Lande). Wir brauchen dies Wort bloß in einem Falle in einer ähnlichen Bedeutung, nämlich, wenn wir den Aufenthalt von Truppen angeben wollen. Doch

setzen wir dann immer „im Quartier“ hinzu, z. B. „die Soldaten liegen im Quartier da und da.“

In England denkt man sich die Leute in denselben Fällen stehend, wo die Dänen sie sich liegend vorstellen. „I stayed a fortnight in the country“ (ich stand vierzehn Tage auf dem Lande).

Man kann sich denken, wie wunderlich es einem Deutschen, der einen Herrn in Kopenhagen nach dem Aufenthalte seiner Frau befragt, vorkommen muß, wenn dieser dänische Herr, seine dänische Phrase buchstäblich ins Deutsche übersetzend, so antwortet: „Meine Frau? ach, die liegt auf der Landstraße.“ (Hun ligger paa Landveien.) Ein Deutscher möchte das innigste Mitleiden mit einer solchen Dame empfinden, wenn er noch nicht weiß, daß „Landveien“ (Landstraße) in Kopenhagen insbesondere der hübsche, mit vielen Landhäusern besetzte Weg, der im Norden der Stadt am Sunde hinläuft, genannt wird, und daß „auf dieser Landstraße liegen“ so viel heißt, als dort „in einer schönen Villa wohnen“.

Eben so wie es eine Menge echt deutscher Worte gibt, die im Dänischen eine etwas modificirte Bedeutung erhalten haben, so gibt es auch eine Menge scandinavischer Worte, die sowol in der schwedischen als in der dänischen Sprache gebraucht werden, aber in beiden Sprachen eine etwas modificirte Bedeutung haben. So z. B. heißt „rolich“ im Dänischen „ruhig“, im Schwedischen aber „angenehm“ oder „behaglich“. Die Dänen und Schweden verwechseln, wenn sie sich der Sprache ihrer Nachbarn bedienen, diese Worte und Be-

deutungen auf ganz ähnliche Weise, wie die Deutschen, die Engländer, die Holländer, die Dänen und überhaupt alle Germanen ähnliche verwandte Worte und Bedeutungen untereinander mischen, wenn sie sich einer der germanischen Sprachen bedienen.

Deutsche und lateinische Schriftzüge.

Die Dänen schreiben bekanntlich ihre Sprache mit denselben Schriftzügen, die wir haben, mit den sogenannten deutschen Buchstaben. Nichts desto weniger aber habe ich oft die Bemerkung gemacht, daß, wenn sie deutsch schreiben, sie sich zuweilen der lateinischen Buchstaben bedienen. Umgekehrt habe ich bei mehren Deutschen bemerkt, daß sie sich unwillkürlich der lateinischen Lettern bedienen, wenn sie dänisch schreiben.

„Wär so god.“

In jedem Lande, in jeder Gegend haben sich für gewisse Ereignisse oder Handlungen gewisse Höflichkeitsphrasen festgesetzt, die dann in Jedermanns Munde sind. So z. B. bekommt man in Rußland an jedem Lebenstage gewiß einige Hundert Male bei sehr verschiedenen Gelegenheiten das Wort „iswoltje“ (Belieben Sie) zu hören. Kaufst du dir in Rußland irgend eine Kleinigkeit, so überreicht dir der Kaufmann die Waare, höflich sich

verneigend, mit der Phrase „iswoltje.“ Das Glas Wein, das du verlangtest, setzt dir der Kellner mit „iswoltje“ auf den Tisch. Pochst du an eine Thür, so läd' dich der Besitzer herein mit „iswoltje“, setzt dir einen Stuhl hin mit „iswoltje“, zündet dir die Pfeife an mit „iswoltje“ und fordert dich auf, dein Anliegen vorzubringen mit „iswoltje.“

Es gibt Theile von Deutschland, in denen sich alle Welt in allen den eben angeführten und noch vielen hundert andern Fällen mit der Phrase „Haben's die Güte“ höflich erweist. In andern Theilen unsers Vaterlandes windet und dreht sich die ganze Manierlichkeit und Artigkeit der Leute um die Phrase: „O ich bitte“ oder „Bitte sehr.“ Es gibt wieder andere deutsche Gegenden, wo das „Erlauben Sie“, oder „Entschuldigen Sie“, oder „Verzeihen Sie“ als eine Einleitung allen möglichen Aeußerungen, wie eine goldene Spitze, angeschraubt wird. Hier in Dänemark ist unter den verschiedenen Höflichkeitsphrasen zu verschiedenem Gebrauch eine der hauptsächlichsten und allgemeinsten das „wär so god“ (sein Sie so gut). Ursprünglich wurde wol diese Phrase nur da angewandt, wenn man Jemanden die Erlaubniß geben wollte, etwas zu thun, zuzugreifen, zu essen, sich niederzusetzen, zu reden oder dergleichen. Allein sie wird jetzt überall angewandt, wo man gegen den Andern besonders höflich sein will. Auch das artige dänische Stubenmädchen, wenn sie am Abend auf dem Präsentirteller zwei Talglichter hereinbringt, tritt damit mitten ins Zimmer, macht gegen dich gewandt einen verbind-

lichen Knicks, setzt die Lichter auf den Tisch und spricht: „Wär so god“ (Sein Sie so gütig). Will sie ganz außerordentlich höflich sein, so sagt sie: „Wär so artig“ (Sein Sie so artig).

Tak for sidste.

Eine ganz sonderbare und wunderliche dänische Höflichkeitsphrase ist die, welche sie als Antwort auf das „Guten Tag“ eines ihrer Freunde geben. Sie sagen dann nämlich: „Tak for sidste“ (Ich danke fürs letzte Mal). Diese Antwort geben sie besonders dann, wenn sie ihren Freund am andern oder dritten Tage nach einer Gesellschaft, in der sie mit ihm zusammen waren, sehen, besonders wenn der Freund Derjenige war, der sie zu dieser Gesellschaft einlud. Das „Danke fürs letzte Mal“ soll dann so viel sein, als ein Dank für das letzte Mal, wo man das Glück hatte, ihn zu sehen oder bei ihm eingeladen zu werden. Sie sprechen übrigens diese Phrase eben so schnell und flüchtig aus, wie alle solche im täglichen Verkehr gangbaren Phrasen ausgesprochen zu werden pflegen. Man sagt, die Redensart sei etwas veraltet; allein ich habe sie doch noch von vielen Dänen aus der gebildeten Klasse vernommen.

Deutsche und dänische Unterrichtsmethode.

Ich habe im Verlaufe dieses Buchs mehre Male darauf hingedeutet, wie die Deutschen den Dänen vorwerfen, daß sie ein etwas pedantisches Erziehungs- und Schulsystem haben, das mehr darauf ausgeht, den Zöglingen eine gewisse Summe von Kenntnissen beizubringen, als ihren Verstand zu entwickeln, ihren Geist zu beleben und sie zur Selbstthätigkeit und zum Forschen zu erwecken. Daher kommt es, sagen die Deutschen, daß die Dänen das, was sie einmal fest gelernt haben, schwerer wieder vergessen, daß sie nicht so leicht umlernen können wie wir Deutschen, und auf dem Wege der Ueberlegung und Prüfung nicht so leicht vom Gegentheil oder von einer Modifikation dessen, was ihre Lehrer ihnen mitgetheilt haben, überzeugt werden können. Daher kommen auch die vielen Examina an ihren Schulen und selbst an ihrer Universität. Daher ist selbst ihre Philosophie etwas sehr Positives und wird sehr compendiarisch abgehandelt. Daher ist überall, in jeder Schule, in jeder Klasse, bei jedem Grade der Gelehrsamkeit fest bestimmt, was und wie viel Jeder wissen, welche und wie viele Fragen er beantworten müsse. Daher kommt es beim Sprachenunterricht, z. B. beim Unterricht in der griechischen Sprache, nicht sowol darauf an, daß der Schüler ganz in das Wesen und den Geist dieser Sprache eingedrungen sei. Es wird vielmehr darauf gesehen, daß er diesen oder jenen Schriftsteller verstehe. Ein griechischer Schüler, der den Thucydides nicht gelesen und gelernt hat, kann daher auch nie über diesen Schrift-

steller geprüft werden. An unsern deutschen Universitäten gibt es nur ein Maturitäts- und ein Abgangs- oder Amts-examen, in Kopenhagen dagegen wird fast eben so häufig examinirt, wie bei den englischen oder östreichischen Hochschulen. Daher ist auch die Art und Weise zu studiren der kopenhagenschen Studenten eine ganz andere, als die der unsrigen. Viele von ihnen sollen kaum Vorlesungen hören, bereiten sich zu Hause auf die Examina vor oder lassen sich durch Privatdocenten dazu vorbereiten und kommen mit den Professoren selbst dann häufig nur durch die Examina in Berührung. Dies ähnelt sehr der englischen Studienweise.

Daher ist auch in allen dänischen Schulplänen, deren ich mehre kennen gelernt habe, sehr genau bestimmt, in welchen Punkten der Schüler von Stufe zu Stufe examinirt werden, wie viele und welche Fragen er beantworten, welche Schriftsteller und Bücher er verstehen, wie viel Seiten er aus jedem Schriftsteller lesen und commentiren soll rc., z. B. er muß 120 Seiten aus dem eingeführten deutschen Lehrbuche lesen können. Er muß acht Fragen aus der Geometrie schriftlich, zwanzig Fragen mündlich beantworten u. s. w. Auch kommen daher in den dänischen Schulen die vielfachen, zuweilen sehr künstlichen Systeme, um den Werth der Kenntnisse eines Schülers und das Resultat des Examens genau zu bestimmen. Man hat in allen dänischen Schulen sehr umständliche Skalen von Ausdrücken für die Werthbestimmungen des Geleisteten oder von sogenannten Charakteren entworfen, und diese Charaktere sogar gewöhnlich auf Zahlenwerthe

reducirt, um vermittelst derselben ein genaues Facit über das Examen herauszubringen.

So z. B. fand ich in einer Schule folgende Charaktere nebst dem beigefügten Zahlenwerth derselben:

„Ausgezeichnet gut" . .	Zahlenwerth	= + 6
„Sehr gut"	„	= + 5
„Gut"	„	= + 4
„Ziemlich gut"	„	= + 1
„Mittelmäßig"	„	= — 3
„Schlecht"	„	= — 5

In einer andern:

Laudabilis et quidem egregie oder Laudabilis prae caeteris	Zahlenwerth	= + 8
Laudabilis	„	= + 7
Haud illaudabilis . . .	„	= + 5
Non contemnendus . . .	„	= + 1
Vix non contemnendus .	„	= — 7
○	„	= — 23

Jeder Schüler bekommt nun bei jeder Frage, die ihm vorgelegt, bei jeder Aufgabe, die ihm gegeben, oder bei jedem Fache, in dem er examinirt wurde, seinen Charakter. Die Zahlenwerthe dieser Charaktere werden zusammenaddirt und darnach dann das Hauptresultat des ganzen Examens und der dem Examinirenden zu gebende Hauptcharakter bestimmt. In einem Schulplane finde ich z. B. darüber folgende sehr künstliche Bestimmung:

„Die Summe der erworbenen Zahlenwerthe muß wenigstens dem Produkte gleich sein, dessen einer Faktor die

halbe Anzahl der Examenprobe, und dessen anderer Faktor der Zahlenwerth des Charakters «Gut» ist".

Diese Anordnungen müssen den Lehrern gewiß sehr viele umständliche und langweilige Berechnungen veranlassen, und wer weiß, ob man dadurch zu einem genauern und gerechtern Resultate gelangt, als auf einem etwas weniger pedantischen Wege.

Historischer Sinn der Dänen.

Man hat oft gesagt, daß die Dänen ein sehr historisches Volk seien, d. h. daß sie sich sehr innig mit der Geschichte ihres Vaterlandes vertraut machen. Ich habe dies überall, wo ich nur einen Versuch machte, die Wahrheit dieser Meinung zu erproben, bestätigt gefunden. Die Geschichte des Vaterlandes ist dort in weit größeren Kreisen bekannt, als z. B. bei uns Deutschen. Ich habe mich zuweilen mit Dänen von einer sehr „niedrigen Lebensstation", um mit den Engländern zu reden, in Gespräche über Gorm, Kong Wolmar, über die Haralds und Friedrichs eingelassen und fand sie in der Regel außerordentlich vertraut mit den Namen und Schicksalen der alten Könige. Bei den dänischen Bauern findet man nicht selten historische Bücher. Die Uebersetzung des Saxo Grammaticus von Grundwig ist ein Volksbuch geworden. Obgleich dies Werk mehre Bände in Quarto zählt, so ist es doch durch mehre Ausgaben gegangen. Die sogenannte Dänische Reimchronik (Danske Rimkrö-

nike), die im Soröklofter von einer Reihe von Mönchen geschrieben wurde und ein ziemlich großes Werk ist, hat 1841 schon zehn Ausgaben erlebt. Vermuthlich wird man in Deutschland keinen Staat finden, dessen Lese-publikum ungefähr eben so viele Mitglieder zählt als der dänische, der etwas ähnliches von einer seiner großen Chroniken rühmen könnte. Dänen, welche mit unsern Zuständen bekannt waren, sprachen mir häufig ihre Verwunderung über die geringe Bekanntschaft des großen deutschen Publikums mit der Geschichte des Vaterlandes aus. Eben so die Engländer, die auch hierin wieder den Dänen gleichen, und mit Recht auf nichts mehr halten, als auf ein solides und tüchtiges „Reading in the history of the country" (Studium der Vaterlandsgeschichte).

Dänische Actricen und Schriftstellerinnen.

Man sagte mir hier, wie schwer es sei, das dänische Theater mit einer hinreichenden Anzahl von Schauspielerinnen zu versehen, weil die dänischen Frauen eine so entschiedene Abneigung gegen das öffentliche Auftreten hätten. Dabei fiel mir ein, daß mit dieser Bemerkung der Umstand sehr gut zu harmoniren scheint, daß wir beinahe zu keiner Zeit der Geschichte eine dänische Schriftstellerin auftreten sehen. — Selbst jetzt, wo in England, in Frankreich, in Deutschland, ja sogar in Schweden so viele Damenfedern so eifrig thätig sind, hat Dänemark keine einzige von Apollo begeisterte Dame zu nennen. Nur von

einer spricht man, die an den belletristischen Schriften des bekannten Professor Heiberg Theil haben soll. Aber sie blieb anonym.

Jüten und Schotten.

Von den unermüdlichen und auf Gewinn spekulirenden Jüten spricht man in Kopenhagen ganz eben so, wie von der thriving race der geldmachenden und sparsamen Schotten in London. Sie wandern häufig in Kopenhagen ein und bringen aus ihren Haiden gewöhnlich nichts mit als ein paar tüchtige Hände. Da sie in ihrer ärmern Heimath nicht verwöhnt sind, so erscheint ihnen schon als ein großer Luxus was die üppigern Seeländer Behelf nennen. Mit solchen Gewohnheiten und Ansichten überflügeln sie die eingeborenen Kopenhagener leicht und man findet in dem Verzeichniß der Bürger der Hauptstadt eine Menge Namen ehemaliger jütischer Dorfbewohner, die daselbst jetzt zu Macht und Ansehen gelangt sind.

Für Sagensammler.

Da jetzt so viele Sagen gesammelt werden, so will ich hier die sehr gescheite Methode beschreiben, durch welche ein sehr geachteter und mir befreundeter kopenhagener Professor in den Besitz einer Menge interessanter dänischer Sagen kam. Er setzte sich mit möglichst vielen Dorfschullehrern in Dänemark, namentlich in Jütland in Ver-

bindung und bat sie, ihren Schülern als Stylübung zu Zeiten die Aufgabe zu stellen, eine Geschichte schriftlich zu erzählen. Die Schullehrer thaten dies, und die geängstigten Schüler, die keine Geschichte wußten, liefen nun in den Stall zu den Knechten und Hirten oder in die Spinnstube zu ihrer Großmutter und baten sie um des Himmels willen, ihnen eine Geschichte zu erzählen. Diese Geschichten schrieben die Knaben dann auf, ihre Exercitien wurden nach Kopenhagen eingeschickt und auf diese Weise gewann man manche interessante Sage, die aus den Kohlen hervorzuholen wol schwerlich den direkten Bemühungen eines Sagen sammelnden Professors gelungen wäre.

Trost über Pauperismus.

Ich habe auch in Kopenhagen viel über wachsende Armuth und über Pauperismus und auf der andern Seite über den zum Erschrecken zunehmenden Luxus klagen und die Leute fragen hören: Wie wird das enden? Wo will das hinaus? — Allein ich kann eine ziemliche Portion solcher Klagen verdauen, ohne die Contenance zu verlieren, weil ich immer bei den Alten ganz dieselben Klagen und ganz dieselben Fragen: Wo will das hinaus? Werden wir nicht an den Abgrund des Verderbens geführt? finde und nichtsdestoweniger sehe, daß die Welt doch immer noch fortbesteht. In einem alten Werke von Pontoppidan aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts fand ich eine Stelle, die mich auch in Bezug auf Kopenhagen etwas Trost schöpfen ließ. Sie

lautete: „Allgemein wird jetzt über die zunehmende Armuth geklagt, selbst England nicht ausgenommen, was in dem erschrecklichen Luxus und in der Kleiderpracht seinen Grund haben mag. Wenn man die Armuth sich mit dem falschen Schein von Reichthum umgeben sehen will, so kann man dies nirgend besser thun als in Kopenhagen.“

---

15. Amager.

Die Verbreitung flamländischer und später holländischer Colonien durch ganz Europa ist ein Theil der Geschichte, der, so viel ich weiß, bis jetzt noch nicht zum Gegenstande einer besondern und erschöpfenden Abhandlung gemacht ist. Man findet niederländische Colonien in Irland, in verschiedenen Theilen Deutschlands, in Ungarn, Siebenbürgen, in Rußland, wohin z. B. Peter der Große eine holländische Colonie für seine neue Residenz Petersburg herbeizog.

Ueberall haben sie bis auf den heutigen Tag noch mehr oder weniger etwas von ihren einheimischen Sitten, hier und da sogar auch noch ihre alte Sprache und fast überall ihren ausdauernden industriösen Geist beibehalten. In allen Ländern, wohin sie kamen, haben diese niederländischen Colonien auf die Industrie (z. B. in England) auf den Ackerbau, (z. B. in vielen Marschgegenden) auf Garten- und Gemüsebau und andere bürgerliche Beschäftigungen sehr fördersam eingewirkt.

In den Staaten des Königs von Dänemark findet man fast überall einzelne kleine von Niederländern gegründete Niederlassungen. In Holstein z. B. sind dergleichen in den Wilster- und Krempermarschen an der Elbe, vielleicht auch in der sogenannten Probstei bei Kiel*).

In Schleswig gibt es die Stadt Friedrichsstadt an der Eider, die von Niederländern gestiftet und erbaut ist und wo ihre Sprache noch in diesem Augenblick gesprochen wird. Die Marschinsel Nordstrand in der Westsee wurde nach einer zerstörenden Meeresflut von Neuem mit Niederländern besetzt und von ihnen eingedeicht und bebaut.

Nach dem eigentlichen Dänemark kamen ebenfalls mehre kleine holländische Colonien. Auf Fünen bezeichnet man einige Orte als von Holländern gegründet, auf der Insel Samsoe gleichfalls und endlich dann auf der kleinen Insel oder Halbinsel Amager bei Kopenhagen.

Die Idee zu dieser letzten Colonie entsprang aus dem Verhältnisse, in welchem Christian II., jener interessante, aber despotische und launige König von Dänemark, zu einer niederländischen Schenkwirthin Siegbritt und ihrer schönen Tochter Düveke stand. Jenes Weib gewann vermittelst ihrer Tochter, die des Königs Geliebte war, einen so außerordentlichen Einfluß auf sein Thun und Lassen, daß er Vieles ausführte, was sie ihm anrieth.

Wahrscheinlich erzählte ihm die Niederländerin viel von der Industrie ihrer Landsleute und namentlich von ihrem

*) Viele Gelehrte halten die Probsteier für Nachkömmlinge der Wenden.

perfecten Gemüse- und Gartenbau, und der König ließ daher, entweder um seiner Günstlingin zu gefallen*) oder um seinem Lande auch den Vortheil eines solchen Gartenbaues zu verschaffen, eine Anzahl niederländischer Colonisten kommen, die anfänglich bei Helsingör, dann anderswo angesiedelt werden sollten, denen man aber endlich die kleine Insel Amager**) bei Kopenhagen als den passendsten Platz anwies, den sie und ihre Nachkommen nun auch seit mehr als 300 Jahren inne haben.

Die genannte Insel ist ein völlig flaches Stückchen Land von 3 Stunden Länge und 1½ bis 2 Stunden Breite. Von Seeland wird sie durch einen sehr schmalen Meeresarm, der mitten durch Kopenhagen geht, getrennt und ein Theil der Stadt Christianshavn liegt schon auf Amager. Dies Christianshavn kann man mit dem Theile von Petersburg, welcher Wassili Ostrow heißt, vergleichen. Die Häuser stehen hier wie dort meistens auf Pfählen und mehre Kanäle und Gräben durchziehen die Straßen.

Die Stadt selbst wird hier eigentlich schon holländisch. Ein großer mit Schiffen stets gefüllter Kanal umfließt von hier aus auch die benachbarte Christiansburg. An diesem Kanal und in der Nähe dieses Schlosses befindet

*) Bekanntlich war auch Christian's II. Gemahlin eine niederländische Prinzessin, eine Genterin (Schwester Carl's V.). Auch sie, die ihre Landsleute sehr liebte und sogar die Siegbritt duldete, mag es gewünscht haben, daß Niederländer herübergerufen wurden.

**) Wir Deutsche sagen gewöhnlich Amag oder Amack.

sich der amager Markt, auf dem die Bewohnerinnen von Amag ihre Gemüse feilbieten.

Sieht man auf die Marktweiber in holländischer Nationaltracht, auf die Schiffe in den Kanälen mitten zwischen den hohen Häusern, so glaubt man in Amsterdam zu sein. Einer meiner Bekannten zeigte mir ein Oelbild, das eine sehr malerische Stadtansicht darbot, und bat mich zu sagen, welcher Stadt ich glaubte, daß diese Ansicht angehöre. Ich rieth auf Antwerpen, Amsterdam, Venedig und war verwundert, daß es in der That eine Ansicht eines Stücks der dänischen Hauptstadt war, in welcher ich mich befand.

Mit einer Empfehlung an einen Prediger auf der Insel versehen, fuhr ich an einem schönen Nachmittage dahin ab und ich erfuhr nun hier an Ort und Stelle selbst weit mehr interessante Kleinigkeiten, als mir meine Freunde in Kopenhagen darüber geben konnten.

Das Dorf, welches die eingewanderten 24 holländischen Familien hier zunächst mitten in der Insel stifteten, heißt Holländerby (Holländerdorf). Dieses Dorf und der kleine nicht weit davon liegende Hafen Dragoe, der übrigens ein altdänischer Ort ist, sind auch die einzigen Plätze, wo man noch einige Ueberreste des Holländischen findet.

Ich besuchte den Prediger, die Kirche, den Kirchhof und einen wohlhabenden Bauer, der noch mehr als alle andern das holländische Wesen bewahrt hatte. Die Kirche hatte eine plattdeutsche Inschrift und die Gräber zum Theil holländische Aufschriften. Von der Spitze des Thurmes aus übersahen wir die ganze kleine Insel, die, obgleich

kaum eine Quadratmeile groß, doch über 8000 Einwohner zählt, die Bewohner des auf ihr liegenden Theils von Kopenhagen nicht mitgerechnet.

Der Anblick war eigenthümlich genug, gerade unter uns die grünen Wiesen und die bevölkerten Dörfer der fast völlig baumlosen Insel. An der Küste das kleine uralte Städtchen Dragoe, das noch jetzt so aussieht, wie vor 600 Jahren zu Bischof Absalon's oder Jacob Erlandsen's Zeiten etwa Kopenhagen ausgesehen haben mag. Rund herum Meer. Im Westen die Bai von Kiöge, in welcher die Sonne unterging. Im Osten der Sund. Zahlreiche Segel umschwärmten auf allen Seiten die Küste. Im Norden zeigten sich die Thürme von Kopenhagen im Abendnebel. Zur Seite mitten im Sunde lag die kleine Insel Saltholm.

Diese Insel Saltholm liegt sehr niedrig und kann daher nicht bewohnt werden, weil im Herbst und im Winter bei starken Stürmen das Meer darüber hingeht. Amager liegt im Durchschnitt 6 bis 9 Fuß über dem ordinairen Wasserstande und bleibt daher auch ohne Deiche trocken. Saltholm gehört auch den Amagern und wird von ihnen im Sommer als Viehweide benutzt.

Wir sahen die jetzt schon leeren Hirtenwohnungen darauf stehen, die im Winter zuweilen von den salzigen Wellen vernichtet und weggerissen werden, wie die Sennerhütten in den Alpen von Schneelavinen. Im Sommer ist die Insel von nahe an 100 Hirten und mehren Tausend Stück Vieh bevölkert. Sie sagten mir, gewöhnlich schickten sie ihre Mägde mit dem Vieh dorthin und sie nann-

ten diese Viehmägde „Meierske“ (Meierinnen). Dies wäre also eine ganz ähnliche Wirthschaft wie die in den tyroler Alpen.

Leute erzählten mir, zuweilen würde das kleine wüste Saltholm von schwedischen Wilddieben besucht, die in Booten zur Nachtzeit herankämen, die Vögel und Hasen auf der Insel früh Morgens schössen und am hellen Tage wieder davonsegelten. Ich bin immer verwundert, wie viel romantischer Stoff noch von unsern Novellisten und Erzählern unbenutzt gelassen wird. Sollte einmal ein dänischer Schriftsteller uns solche „Dänische Inselgeschichten“ in der Art der „Schwarzwälder Dorfgeschichten“, von Auerbach, oder der kleinen Dorfgeschichte von George Sand La Mar au Diable erzählen, so böte ja das unbewohnte Saltholm mitten im Sunde auf der Grenze zwischen den beiden Königreichen Schweden und Dänemark mit seinem wilden Zustande im Winter, mit seiner Begrasung und Beblumung im Frühling, mit den halbholländischen Meierinnen, die mit ihrem Vieh die Insel bevölkern, und mit den unternehmenden und muntern schwedischen Wilddieben, die sich in jene Meierinnen verlieben könnten, besonders wenn man dann vielleicht auch die Scenen zuweilen noch auf Amag selbst und, des Gegensatzes wegen, auf jenem amager Markte in der Residenz selbst spielen ließ, für eine lebhafte Phantasie ein äußeres Material, das interessant, pikant und neu genug sein würde.

Es ist sehr merkwürdig, daß, als die besagten 24 holländischen Familien zuerst auf Amager erschienen, sie schnell ein solches Uebergewicht über die dänischen Bewohner der

Insel bekamen, daß die meisten derselben nach holländischer Weise sich zu kleiden und zu leben anfingen. Sie richteten ihre Gärten und ihre Viehwirthschaft eben so ein wie die Holländer, und nahmen auch, wie ein dänischer Schriftsteller versichert, die übrigen Eigenheiten der Holländer an.

Erst in neuester Zeit haben die Dänen wieder über die Holländer gesiegt und wenigstens die holländische Sprache fast gänzlich verdrängt. Auch ist, wenigstens bei den Männern, die alte holländische Nationaltracht mehr außer Gebrauch gekommen. Nur die Frauen halten noch daran fest, weil sie wissen, daß ihnen die Kleidung hübsch steht, in Kopenhagen damit besser gefallen und als echte Amagerinnen bessere Geschäfte machen.

Die Erhaltung alter Nationaltrachten in der Nähe großer Städte ist eine sehr gewöhnliche Erscheinung, die sich aber wol aus dem Umstande erklärt, daß die das Ungewöhnliche liebenden Städter die Leute mit Geld und guten Worten veranlassen, bei ihrer alten Kleidung zu bleiben. So erhält sich bei Hamburg die eigenthümliche Kleidung der Vierländerinnen, bei Kiel die der Probsteier. Bei Petersburg bleiben die deutschen Colonisten, denen man die Milch und das Gemüse am liebsten abkauft, aus denselben Gründen bei der Väter Sitte.

Die Holländer, die hierher kamen, brachten eine ziemliche Portion Nationalstolz mit, vermöge dessen sie auf ihre Nachbarn in den dänischen Dörfern als auf eine geringere und energielosere Race herabsahen. Und zum Theil war dieser Nationalstolz sehr wohl begründet.

Die dänischen Bauern sind träger, für Fortschritte und Verbesserungen minder empfänglich, nicht so tüchtig und kräftig wie die holländischen Bauern. Der dänische Prediger gab zu, daß noch jetzt in den Bewohnern von Holländerby dieser solide und energische Geist nichts weniger als erloschen wäre. Die Leute wären von einer ausgezeichneten Rechtlichkeit und Zuverlässigkeit. Sie seien, äußerte er, ein sehr stilles, sittsames und unermüdliches Volk. Es sei zwar schwer, ihre Liebe und ihr Vertrauen zu gewinnen, aber hätte man sie erst dahin gebracht, so seien sie ihren Freunden ewig treu.

In Folge jener nationalen Verschiedenheit und Abneigung war es, daß, obwol, wie gesagt, die amager Frauen sich in Kleidung und Sitten den Holländern assimilirten, doch über 200 Jahre hindurch Keiner aus holländischem Geschlecht sich mit einer Person aus dänischen Dörfern durch die Ehe verband. Im Jahre 1740 soll zum ersten Mal eine Ehe zwischen einer Dänin und einem Holländer geschlossen worden sein. Seitdem ist dies nun öfterer vorgekommen, und auf diese Weise hat sich allmälig die dänische Sprache, die übrigens natürlich alle amager Holländer auch schon vorher verstanden und reden konnten, in die Familien eingeschlichen.

Weil jetzt die Untersuchungen über das Aussterben und Umwandeln der Sprachen, die Fragen, wie lange sich eine Sprache halten kann — inwiefern zwei Sprachen, ohne sich gegenseitig zu zerstören, nebeneinander bestehen können xc., so vielfach besprochen werden, und weil die Vorgänge an solchen kleinen Orten, wie Amag, besonders geeignet sind,

jene Punkte Licht zu verbreiten, so war es mir interessant, zu erforschen, wie die dänische Sprache so allmälig zur Kirchen- und Schulsprache der hiesigen Holländer gemacht habe. Es geschah dies so:

Zu Anfange wurde dafür gesorgt, daß die Leute holländische Prediger aus Holland selbst bekämen. Seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts trat indeß eine Spaltung in der Gemeinde ein. Es hatten sich mit der Zeit viele Holländer in dem benachbarten Städtchen Dragoe niedergelassen. Diese hatten nun nicht Lust, den eine halbe Stunde weiten Weg nach Holländerby zur Kirche zu gehen und wünschten daher eine eigene Kirche in Dragoe zu haben.

Da sie glaubten, daß man ihnen dies um so eher zugestehen werde, wenn sie einen dänischen Prediger verlangten, so gaben sie vor, sie verständen gar kein holländisch mehr, und wenn man ihnen eine eigene Kirche gäbe, so wollten sie einen dänischen Prediger nehmen.

Ihre Wünsche gingen indeß nicht vollständig in Erfüllung. Man gewährte ihnen keine separirte Kirche, stellte aber bei ihrer alten Gemeinde in Holländerby neben dem holländischen Prediger auch einen dänischen an, so daß nun einige Holländer in die dänische, einige in die holländische Predigt gingen. Durch diese Spaltung mochten nun die Einkünfte des holländischen Predigers sehr geschmälert werden, und es war daher der Gemeinde nicht mehr möglich, echte holländisch gebildete Prediger aus Holland selbst zum Herüberkommen zu bewegen.

Sie fanden seitdem meistens nur in Kopenhagen selbst

irgend einen Candidaten, der holländisch verstand. Am Ende des vorigen Jahrhunderts, als einmal wieder der holländische Prediger gestorben war, machte der dänische Prediger einen Versuch, sich zum alleinigen Seelenhirten zu erheben. Allein es gab noch eine kleine holländische Partei in der Gemeinde, die dem sich widersetzte und Alles aufbot, einen holländischen Candidaten zu finden.

Nach langem Suchen hörten sie von einem Theologen in Kopenhagen, der holländisch verstände und den sie einluden ihr Prediger zu werden. Als er kam und zu predigen anfing, fand es sich, daß er eigentlich kein Holländer, sondern ein Holsteiner war, und daß er mehr plattdeutsch als holländisch sprach.

Das Unglück wollte, daß dieser falsche Holländer sich 47 Jahre lang in seiner Stellung erhielt. Er brachte die holländische Sprache ganz in Verfall, da er den Jugendunterricht nicht in holländischer Sprache zu geben verstand, und nach seinem Tode, da die unter ihm herangewachsene Jugend fast nur dänisch verstand, ging man daher lieber ganz zu einem dänischen Prediger über, um den Schwierigkeiten bei der Erlangung eines holländischen Candidaten auszuweichen.

Um dieselbe Zeit gerieth auch die alte holländische Dorfverfassung der Colonie in Verfall. Sie hatten sonst als obersten Dorfbeamten einen Skaut und 7 Schöppen. Da die Menge nicht mehr holländisch verstand, so wurden diese alten holländischen Beamtentitel, wie sie sich gegen mich ausdrückten, „ihnen zum Gespött" und sie wurden daher zu Anfang dieses Jahrhunderts abgeschafft.

Jetzt sprechen und verstehen nur noch einige wenige alte Leute das Holländische. Der Bauer, den wir besuchten, war ein solcher. Vermittelst des Plattdeutschen konnte ich mich einigermaßen mit ihm in seiner Sprache unterhalten. Er hatte noch den Namen einer der vor 300 Jahren eingewanderten holländischen Familien.

Die Einrichtung seines Hauses war ganz holländisch. Die hellblaue Oelfarbe, mit welcher die Zimmerwände und Fensterrahmen angestrichen waren und welche die Holländer überall, wohin sie kommen, mit hinbringen, zeigte mir sogleich die holländische Wirthschaft an.

Die alten holländischen Familiennamen existiren auch noch bei den jetzt völlig Danisirten. Auch haben sie noch gewöhnlich alte holländische Vornamen, z. B. Dick, Jan, Eisbrand, Weibrand u. s. w.; dänische Vornamen sollen bei ihnen fast gar nicht in Gebrauch sein. Es mag wol sein, daß die heiligen Taufnamen von allen Worten und Namen der untergehenden Sprachen sich überall am längsten halten. Auch im Lande Angeln habe ich bemerkt, daß die dort jetzt völlig germanisirten Bewohner doch fast noch immer dänische Tauf- und Familiennamen haben.

Der holländische Theekessel war noch eben so wenig bei den Leuten ausgegangen, wie die Vornamen und die blauen Oelfarben. Es dauerte nicht lange, so kochte das Theewasser auf dem Tische und die Familienglieder versammelten sich rund herum.

Mein Wirth hatte eine kleine Großtochter die Em (Emma?) hieß. Sie sprach nur dänisch, zeigte mir aber einen langen Zettel, auf dem ihr Großpapa ihr eine Menge

holländischer Vocabeln mit der dänischen Uebersetzung daneben aufgeschrieben habe und die sie auswendig lernen müsse:

„Trae“ = „Bohm (Baum)“,

„Kone“ = „Vro (Frau)“,

„Ja, Herr“ = „Ja well, myn Heer“ u. s. w.

Die Kleine wußte mir noch mehre holländische Phrasen vorzusagen, die der Großvater sie gelehrt hatte. Der alte Großvater selbst erzählte mir, sein Vater hätte ihn geprügelt, wenn er dänische Worte beigemischt hätte, und er habe sich daher immer davor in Acht genommen. Er selber zwar habe auch wol mit seinem Sohne gekeift, wenn er dänisch mit ihm habe reden wollen, aber es habe wenig gefruchtet; und seinen kleinen Enkeln müsse er jetzt schöne Worte geben und Zwieback versprechen, damit sie nur die paar holländischen Vocabeln noch hübsch ordentlich lernten.

Die Leute kramten mir auch ihre alten holländischen Kleidungsstücke aus. Der Alte zeigte mir eine groteske dicke wollene Mütze, die ihre 6 Pfund wog und die, wie er sagte, schon über 100 Jahre in seiner Familie sei. Sonst hätte man solche Gegenstände leichter aus Holland bekommen können. Jetzt, da die Verbindungen mit Holland seltener und schwieriger seien, bekäme man dergleichen nicht mehr. Die Weiber kramten auch ihre Prachtanzüge hervor, die, wie sie versicherten, ihnen mit allen dazu nöthigen silbernen Knöpfen und goldenen Schlössern auf 300 Species zu stehen kamen.

Eine Tochter des Hauses hatte sich kürzlich verheirathet und sie brachte mir ein vergoldetes Silbergeschirr, das sie ein „Hoved-van-aeg“ (Haupt-Wasser-Ei) nannte und

das sie von ihrem Bräutigam als Hochzeitgeschenk erhalten habe. Es war ein vom kopenhagener Goldschmidt mit Zierathen überladenes silbernes Herz, so groß wie ein Gänseei und stellte ein Riechfläschchen vor, das die junge Frau jeden Sonntag mit in die Kirche nahm, das aber seiner Größe nach auch sehr gut als Urne im Zimmer hätte dienen können.

Am untern Ende hatte das Herz einen Fuß, in dem eine kleine Kapsel verborgen war. Es war das Behälter für den Schilling, der jeden Sonntag für die Armenkasse spendirt wird und den sie den „Taul-Skilling“ nennen. Sie hatte dagegen ihrem Bräutigam einen großen seidenen Beutel gestrickt und ihm denselben, mit Silbermünzen gefüllt, am Hochzeittage überreicht, damit er während des Festes daraus sich gegen die Musiker und Armen großmüthig zeigen könne.

Nicht nur für Kopenhagen ist Amager der Gemüsegarten; manche ihrer grünen Waaren gehen auch zu andern Städten von Dänemark, über die ganze Insel Seeland hin. Bei Malmoe findet sich auch eine Colonie von Gemüsegärtnern, die ebenfalls mehre Städte im südlichen Schweden mit ihren Waaren versorgen.

II. Das nördliche Seeland.

Frederiksborg.

Eine Stunde im Norden von Kopenhagen fangen die Buchenhaine wieder an, welche nun den ganzen nordwestlichen Zipfel von Seeland ausfüllen. Zwischen und mitten in ihnen liegen eine Menge hübsche königliche Schlösser. Und man kann dieses nördliche Ende der Insel Seeland als dasjenige Terrain betrachten, welches die meisten Schlösser der Könige von Dänemark umfaßt. Da liegen mitten in schönen Parks und Buchenwäldern zunächst bei Kopenhagen die kleinen Schlösser „Eremitage“, „Charlottenlund“, „Sorgenfrei“ (in Deutschland nennen wir so etwas lieber „Sanssouci“), auf dem im Sommer und Herbst der jetzt regierende König zu Zeiten residirt — dann weiter hin, in einer Entfernung von 4 — 5 Meilen, Schloß Fredensburg und dasjenige Schloß, von dem der jetzige König von Preußen, bei seinem Besuche in Dänemark, erklärt haben soll, wie er kein Schloß gesehen habe, welches in so hohem Grade dem Ideal, das er sich von einem königlichen Schloß und seiner Bauart und Beschaffenheit gemacht hätte, entspräche,

nämlich Frederiksborg, ferner das noch solidere Kronborg, dann die Schlösser Marienlyst, Jägerspriis. In dieser Gegend befand sich auch das Schloß Hirschholm, das in der Struensee'schen Zeit der berühmte Sitz des Hofes war. Hier hatten die Waldemare und andere ältere dänische Könige schon Schlösser, die nun mitten zwischen den größern Bauten einer neuern Zeit in Ruinen liegen.

Dieser nördlichste Zipfel von Seeland ist eine etwa 6 Meilen lange Halbinsel zwischen dem Sunde und dem Isefjord. Sie steht im größten Contrast mit dem kahlen, flachen Lande südlich von Kopenhagen. Sie ist hügelig, die Küsten am Sunde hin sind meistens etwas hoch, mit Gärten, Wäldern und Dörfern besetzt und überall zwischen den Bergen und Wäldern gibt es eine Menge kleine Seen. Im Süden, in dem Landstrich, den man, wie ich oben anführte, die Haide nennt, gibt es weder Seen noch Wälder, und die Ufer des Meeres sind flach. Daher hat sich denn auch die ganze Landleben liebende, Naturfreuden suchende und Villen bauende Bevölkerung von Kopenhagen hier nach Norden gewendet.

Neben und zwischen den königlichen Schlössern zerstreut liegen auf dieser Halbinsel viele hübsche Sitze und Schlösser von dänischen Familien, und die Dörfer, namentlich am Sunde hin, sind mit einer Menge von hübschen Villen, Landhäusern und Gärten der Kopenhagener angefüllt. In dieser Richtung liegen auch die berühmten Gärten, die den Bürgern der Hauptstadt zu Lustorten dienen: der Park von Charlottenlund und der Thiergarten.

Eine Reise zu Lande durch diese hübsche Halbinsel — der man dort eben so gut wie „der Haide" im Süden einen eigenen Namen geben müßte — oder eine Dampfschifffahrt an der geschmückten Küste des Sundes bis nach Helsingör hinauf, gehören zu den gewöhnlichsten Lustpartien, welche die Kopenhagener unternehmen.

Ich machte mich in diesen hübsche Gegenden hinaus, theils um des Anblickes einiger der besagten Schlösser und Schloßruinen theilhaftig zu werden, theils um dann von Helsingör aus noch etwas von dem südlichen Schweden, das ehemals zu Dänemark gehörte, und das Jemand, der dies Königreich bereisen will, nicht vernachlässigen darf, zu durchstreifen.

Ich trat meine Reise in Begleitung eines holländischen Banquiers an und wir fuhren zunächst an der Küste des Sundes hin und kreuzten dann in den anmuthigen Partien des Thiergartens hin und her, wo wir Beide uns, obwol es ein erträglich gutes Herbstwetter war, so mutterseelenallein befanden wie in einer Wildniß. Da es einige Tage vorher geregnet hatte, so waren die Wege so gräßlich, daß uns für unsere Pferde und Räder angst und bange wurde. Die Kopenhagener machen sich, glaube ich, sehr viel aus ihrem „Dyrhaven" (Thiergarten) und preisen ihn hoch an. Aber wer ihn zum Maßstabe seines Urtheils über die Reize der dänischen Buchenhaine nehmen wollte, der würde diesen letztern Unrecht thun. Sowol weiter nach Norden bei Helsingör als auch weiter nach Süden bei Gysselfeldt sieht man viel reizendere Dinge.

Die Rivalität zwischen den Dänen und Deutschen

dehnt sich sogar auf die dänischen und schleswig-holsteinschen Buchenhaine aus. — „Die Seeländer", sagte man mir in Schleswig-Holstein, „rühmen sich, daß sie bessere Buchenhaine als wir haben. Allein dies ist nicht wahr, wie Sie selbst sehen werden. Ich bitte Sie, beobachten Sie nur den Wachsthum der seeländischen Buchen. Sie werden finden, daß sie fast immer gleich von der Wurzel aus in vielen Stämmen oder Aesten auseinander gehen, ohne auch nur einen eigentlichen Stamm zu bilden, da ein sehr hoher langer Stamm doch gerade die größte Schönheit der Buche ist."

Diese Bemerkung fand ich hier im Thiergarten bei sehr vielen Gruppen bestätigt. Wir fanden ganze, große Baumpartien, wo fast jeder Baum kaum einen kleinen oder auch gar keinen Stamm hatte, indem er in einer Menge langer dicker Aeste gleich vom Boden aus sich in allen Richtungen ausbreitete. Solche Bäume sehen daher eigentlich nur wie große Riesenbüsche aus.

Natürlich gab es wiederum hie und da auch schöne hohe Stämme, und daß ich dergleichen auch in andern Gegenden Seelands viel getroffen habe, bemerkte ich schon gelegentlich. Sollte indeß die Beobachtung, daß die Buchen der dänischen Inseln sich mehr zur Zersplitterung des Stammes hinneigten, als die der cimbrischen Halbinsel, begründet sein, so entsteht die Frage, woraus dies Phänomen zu erklären sei.

Die großen hübschen Wiesen, die sich weit zwischen den Buchengruppen hin erstrecken, waren mit Heerden von Hirschen, Damhirschen, Rehen und Kühen bedeckt, und

dies war die einzige Bevölkerung, die wir fanden. Die kleinen Restaurationen, die hie und da erbaut sind, standen verlassen, und selbst bei der „Kirsten-Pils"-Quelle, die, wie alle dänischen Quellen, in der sogenannten „Brunnenzeit" (um Johanni) von Menschen so viel besucht wird, fanden wir nur Rehe und Hirsche, und Buchenbäume im herbstlichen Gewande.

Das königliche Schloß Eremitage, von wo aus man die schönste Aussicht über die hübschesten Partien des Thiergartens hat, und selbst das inmitten eines hübschen Dorfs so reizend ländlich gelegene Sorgenfrei waren verlassen und verschlossen und mein Holländer und ich reisten in diesen einsamen Fluren ziemlich desapointirt umher.

Da die Gegend also wenig unsere Aufmerksamkeit fesselte, so unterhielten wir Beide uns von anderen Dingen, und weil ich einen Mann vor mir hatte, der im Norden von Europa sehr ausgedehnte Handelsverbindungen unterhielt, so nahm ich die Gelegenheit wahr, ihn zu fragen, wo und in welchen Fällen er und sein Haus sich der deutschen Sprache bedienten. Er sagte mir, obwol er und alle Compagnons seines Hauses nicht Deutsche, sondern Nationalholländer seien, so sei doch die Correspondenz in deutscher Sprache die wichtigste auf seinem Comptoire. Mit Petersburg würde von Holland fast gar nicht anders als deutsch correspondirt. Mit Dänemark und Norwegen desgleichen.

Die Dänen und Norweger lernten natürlich fast nie das Holländische und umgekehrt die Holländer fast nie das Dänische. Dagegen verständen beide Theile meistens deutsch,

oder es wäre ihnen doch beiden viel leichter, deutsche Correspondenten zu erhalten als irgend welche andere. Dasselbe sei mit Petersburg der Fall. Ja sogar mit dem dänischen Gouvernement, mit dem sein Haus mehr als einmal Geschäfte abgeschlossen habe, correspondire man von Amsterdam aus nicht anders als deutsch. Auch würde ihnen von Kopenhagen aus immer deutsch geantwortet. Mit dem russischen Gouvernement, mit dem er nie etwas zu thun gehabt, correspondire man, glaube er, von Amsterdam aus französisch.

Ich führe diese Bemerkungen, die ich für vollkommen der Wahrheit gemäß halte, nicht ohne Grund an. Sie sind charakteristisch für die Stellung der deutschen Sprache als der Sprache des Handels und des internationalen Verkehrs in den Ländern an der Ost- und Nordsee. Und ich mache die deutschen Sprachforscher auf den Umstand, daß sich hier zwei fremde Völker des Deutschen als des besten und leichtesten Verständigungsmittels unter einander bedienen, aufmerksam.

Solche Dinge bleiben von den Gelehrten oft ganz unbeachtet und ununtersucht. Ich habe noch nirgends auch nur etwas einigermaßen Genügendes über die Stellung und Ausdehnung der europäischen Handelssprachen gelesen.

Obwol die Hansa längst verschwunden ist, so ist doch die Stellung der deutschen Nachfolger der Hanseaten an der Ost- und Nordsee noch immer dieselbe. In Kopenhagen, in Stockholm und Petersburg, in Christiania, Bergen und überhaupt in den meisten scandinavischen und russischen Orten gibt es kleine oder große Colonien deut-

scher Kaufleute, oder wenigstens überall einzelne zerstreute deutsche Häuser, die von Land zu Land, von Stadt zu Stadt unter einander deutsch correspondiren, und die es bewirkt haben, daß die deutsche Sprache hier die vornehmste Handelssprache geworden ist, so daß dann auch selbst Fremde, wie das Beispiel von Holland und Dänemark zeigt, sich unter einander dieses allgemeinsten verbreiteten Verständigungsmittels bedienen.

Es bleibt überall noch so viel zu forschen. So habe ich auch zum Beispiel noch in keinem Werke die Stellung der deutschen Sprache als literarischer Sprache fremder Völker gehörig beleuchtet gefunden. Und doch ist das Phänomen, daß auch mehre fremde Völker, z. B. die slavischen Völker der östreichischen Monarchie, sich des Deutschen zum Theil als ihrer literarischen Sprache bedienen, für uns Deutsche interessant genug.

Wenn ein Böhme, oder Illyrier, oder Pole etwas zu schreiben wünscht, das von allen Slaven, besonders nicht bloß von den vornehmen Ständen, sondern von der großen Masse der Gebildeten verstanden werde, so kann er in keiner Sprache besser zu seinem Zwecke gelangen, als in der deutschen. Denn es ist bei allen Slaven der Welt weder das Russische, noch das Polnische, noch das Illyrische so allgemein verstanden als das Deutsche, das unter 100 gebildeten Slaven wenigstens 30 verstehen. Alle solche slavische Fundamentalwerke, wie die Werke von Schaffarik, von Palatzky &c. sind daher auch in deutscher Sprache geschrieben. Die wenigsten, wie z. B. die slavischen Vorlesungen von Mickiewicz, sind in französischer

Sprache geschrieben und könen daher auch im Durchschnitt nur unter den höhern Ständen der gebildeten Slaven und am wenigsten bei den östreichischen Slaven Eingang finden.

Es versteht sich von selbst, daß in dem internationalen Verkehr der slavischen Illyrier, Tschechen, Polen, Slowaken, Ungarn, Croaten, Slavonier, Wenden die deutsche Sprache auch die verbreitetste Sprache der Conversation, so wie der freundschaftlichen und geschäftlichen Correspondenz ist.

Die deutsche Sprache ist also im Osten und Norden Europas in kleinern Kreisen und in niedrigern Regionen, was die lateinische und französische Sprache für die ganze Welt waren und sind.

Man könnte zum Theil die deutsche Sprache auch als eine der wichtigsten Literatursprachen des scandinavischen Nordens betrachten. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ein in deutscher Sprache geschriebenes Buch bei einer größern Masse von Dänen, Isländern, Norwegern, Schweden und Jüten zugleich gelesen und verbreitet wird, als eins, das bloß in schwedischer, dänischer oder isländischer Sprache geschrieben wäre. Und hätte ich allen Scandinaviern etwas zu sagen, was sowol die in Finland, als die am Sunde und am Nordkap und in Island vernehmen sollten, so würde ich vielleicht die deutsche Sprache als das zweckmäßigste und wirksamste Mittel dazu wählen.

In Dänemark liest man ohne Zweifel allgemein mehr deutsch als schwedisch. Zwar üben sich die Dänen ohne viel Mühe auf das Lesen und Verstehen des Schwedischen,

das dem Dänischen wol noch in höherm Grade verwandt und ähnlich ist, wie das Polnische dem Russischen, ein. Zwar haben mich auch kopenhagener Advokaten versichert, daß sie in ihren Geschäften und Verhandlungen mit Schweden ohne Weiteres sich der dänischen Sprache bedienten, so wie sie dann auch vice versa von den schwedischen Gerichten und Advokaten alle Briefe und Zuschriften in schwedischer Sprache empfingen, welcher Austausch der Sprachen im Geschäftsverkehr gar nicht hinderlich sei. Ja sogar auch dänische Damen und Herren haben mir gesagt, daß sie bei ihren freundschaftlichen Correspondenzen mit Schweden eben so die Sprachen austauschten, ohne Benachtheiligung des Austausches ihrer Gefühle.

Zwar wird auch namentlich jetzt in der Zeit der scandinavischen Sympathien in Dänemark die schwedische Literatur sehr berücksichtigt und geliebt und vielfach studirt. Allein der Kreis, in dem diese scandinavischen Sympathien wach geworden sind, beschränkt sich doch hauptsächlich nur auf Kopenhagen. Manche Theile, z. B. die cimbrische Halbinsel, wissen wenig oder nichts davon. Deutsche Lecture fand ich auf dem Lande überall, wohin ich kam, neben der dänischen und nur in Kopenhagen auch schwedische neben beiden.

Die Dänen sind an die deutsche Literatur mehr gewöhnt als an die schwedische. Und selbst wenn ein schwedisches Buch von Haus aus leichter verstanden werden sollte, so würde ein deutsches doch schon jener Gewohnheit wegen mehr unter die Menschen kommen.

Nach dem Theile von Scandinavien, welcher unter

russischer Botmäßigkeit steht, kommt selten ein dänisches Buch, und sogar den schwedischen Werken wird der Eingang in das Land sehr erschwert. Deutsch wird dagegen in Finland sehr viel gelesen und verstanden, und namentlich haben sich die Finländer in neuerer Zeit wol mehr an die deutsche Literatur angeschlossen, da sie von ihrer eigenen patriotischen, scandinavischen Literatur abgeschlossen wurden und doch unter den beiden ihnen offen bleibenden die deutsche ihnen wol mehr zusagt als die russische.

Norwegen steht zwar ganz unter der Herrschaft der dänischen Literatur; doch ist die deutsche wenigstens nach ihr die zweite. Daß aber Schweden mit den deutschen Büchermärkten immer in weit innigerer Verbindung stand als mit den dänischen, und bisher mehr deutsche Bücher bezog und dieselben häufiger liest als dänische, habe ich gute Gründe zu glauben, worüber ich später noch einige Andeutungen geben werde. Die alte scandinavische Muttersprache, das Isländische, kann natürlich mit dem Deutschen in keinem Theile Scandinaviens in Concurrenz treten, da es nur von einigen wenigen Dänen, Norwegern und Schweden als eine gelehrte Sprache studirt wird.

Der ganze Verkehr und also auch der literarische Verkehr aller scandinavischen Länder mit Deutschland ist lebhafter als der, welchen sie untereinander haben. Jütlands Handelsbeziehungen mit den südlichen deutschen Herzogthümern sind wichtiger als die, welche sie mit den dänischen Inseln oder mit Norwegen haben. Der dänischen Inseln und Norwegens Verkehr mit Lübeck, Bremen

und Hamburg ist lebhafter, als der, welchen sie unter einander oder mit Schweden haben.

Von den Hauptpunkten Schwedens aus gibt es häufigere und raschere Ueberfahrten nach Deutschland als nach Dänemark, und die Schwierigkeiten, welche die Versendung eines Buches von Kopenhagen nach Stockholm hat, sind sehr groß, und von beiden Orten versorgt man sich leichter über Leipzig. Finland ist jetzt durch die Russen mehr als 100 Meilen weit von Schweden entfernt worden, liegt dagegen den deutschen Provinzen Liefland und Curland und dem halbdeutschen Petersburg schwesterlich zur Seite.

Ich möchte vermuthen, daß nicht wenige Dänen sowol als Schweden, als auch Finländer erst durch deutsche Uebersetzungen die Produkte ihrer verschiedenen scandinavischen Nachbarliteraturen kennen gelernt hätten.

Dem Allen nach also glaube ich, daß die Scandinavier, wenn sie sich alle unter einander etwas zu sagen hätten, was sich rasch und allgemein unter ihnen verbreiten sollte, sich dies vielleicht am zweckmäßigsten, wie die verschiedenen slavischen Nationen Oestreichs, in deutscher Sprache sagen könnten, obgleich die Sache allerdings nicht so ausgemacht ist, wie bei diesen letztern.

Demnach könnte die deutsche Sprache als eine Art literarischen Bandes zwischen den scandinavischen Nationen zu ihrer Vermittelung unter einander betrachtet werden. Ausgemacht ist es, daß sie dasjenige große Band ist, durch welches die Scandinavier ihren Zusammenhang mit dem literarischen Verkehre Europas vermitteln.

Man kann wol sagen, daß unter den gebildeten Spra-

chen Europas die scandinavischen die außerhalb ihres eigenen Gebiets am wenigsten bekannten des Welttheils sind. Man findet in Deutschland und Frankreich wol eben so viele Gelehrte, die arabisch oder chinesisch, als solche, die isländisch, diese alte germanische Muttersprache, die uns Deutschen, den Engländern, ja selbst den Franzosen, und sogar den Slaven viel näher liegt und unvergleichlich viel wichtiger sein müßte, verstehen.

Wir haben bei uns mehr Leute, die die italienischen und spanischen Dichter, von den englischen und französischen zu geschweigen, in der Ursprache lesen können, als solche, welche dieselbe Artigkeit den scandinavischen zu erweisen im Stande wären. Selbst diejenigen Deutschen, welche fast so zu sagen mitten in Scandinavien hineinragen, die Holsteiner und Schleswiger, sind der scandinavischen Literatur so abgeneigt, daß sie fast keine Notiz davon nehmen. Ich glaube, es gibt sogar mehr Deutsche, welche polnisch, oder russisch, oder böhmisch verstehen, als solche, welche dänisch, schwedisch oder norwegisch verstehen.

Und in Frankreich, Italien und den übrigen romanischen Landen ist Scandinavien noch immer das alte unbekannte Thule. Natürlich schadet uns diese Vernachlässigung des Nordens eben so sehr wie dem Norden selber. Denn uns entgeht dadurch der Genuß und der Nutzen, der unserm Geiste aus der Lecture und Benutzung so vieler trefflicher und ausgezeichneter poetischer und gelehrter Werke entspringen würde.

Wenn wir die slavischen Sprachen und Literaturen vernachlässigen, so können wir uns damit entschuldigen,

daß es bei andern viel reichere Früchte gäbe. Allein in den scandinavischen Literaturen, die als die Literaturen viel höher stehender Völker auch viel allseitiger entwickelt sind, und namentlich in der dänischen Literatur und Sprache, sind so viele ausgezeichnete, originelle und treffliche poetische und gelehrte Werke niedergelegt, mythologische, juridische, sprachliche, historische Forschungen, die namentlich uns Deutschen so nahe angehen, daß man wol sagen darf, es gibt in ganz Europa unter den vernachlässigten Sprachen keine, die reicher wäre als die dänische, es müßte denn diejenige Sprache sein, welche nahe am Nordpol mitten im Ocean auf der Insel Island blüht, denn diese ist vielleicht verhältnißmäßig noch reicher und noch unbekannter. Da aus dem Isländischen viel in das Dänische übersetzt wird, so könnten wir die dänische Sprache auch noch als einen Schlüssel zu dieser isländischen betrachten, und dadurch erscheint ihre Vernachlässigung noch bedauernswerther.

Da also, wie ich sage, kaum der zehntausendste Gebildete in West- und Südeuropa dänisch versteht, so ist uns Nichtdänen kein anderes Mittel, mit den dänischen Reichthümern bekannt zu werden, übrig geblieben, als der Nothbehelf der Uebertragung aus ihrer Sprache in die unsere. Und den Dänen, wenn sie ihrerseits wünschten, in Süden und Westen bekannt zu werden, ist kein anderes Mittel geblieben, als in einer unserer nichtdänischen Sprachen zu schreiben. Und da ihnen nun wegen des uralten Verkehrs mit dem verschwisterten Deutschland die deutsche Sprache am nächsten stand und am geläufigsten war, so

haben sowol die Deutschen mehr als andere Europäer aus dem Scandinavischen übertragen, als auch die Scandinavier gleich in der deutschen Sprache mehr geschrieben, als in irgend einer andern europäischen Sprache.

Schon im Anfange des vorigen Jahrhunderts, und wahrscheinlich schon seit noch längerer Zeit wurde aus dem Schwedischen und Dänischen ins Deutsche übersetzt. Und viele gute nordische Werke sind so auch den Kennern der deutschen Sprache einigermaßen zugänglich geworden, obwol oft gerade das Beste sich nicht übersetzen ließ oder von den Uebersetzern übersehen wurde.

Oehlenschläger, Baggesen, Ewald und Andere haben einige ihrer Werke selbst ins Deutsche übertragen. Und manche dänischen Schriftsteller besorgen mitunter fast gleichzeitig sowol eine deutsche als eine dänische Ausgabe eines Werkes, von dem sie glauben, daß es in weitern europäischen Kreisen interessiren könnte. Dies geschah — von vielen Andern zu geschweigen — z. B. von dem trefflichen dänischen Geographen Baggesen mit seiner Geographie und dem dänischen Historiker Allen mit seiner Geschichte Dänemarks.

Unsere deutsche Sprache wurde auf diese Weise das Medium, wodurch die Franzosen und andere Völker auch mit der dänischen und schwedischen Literatur bekannt wurden, und jetzt, da die Bahn durch uns einmal gebrochen ist, wird nun auch wol unmittelbar aus dem Scandinavischen ins Französische oder Englische übertragen.

Ueber unsern sprachlichen Gesprächen wurde es etwas spät, und ich kam eben noch zur rechten Zeit in dem Dörfchen Lungby bei Sorgenfrei auf der großen Heerstraße

nach Helsingör an, wo ich meinen holländischen Freund zur Stadt zurückfahren ließ und mich in die Diligence setzte, um meine Reise nach Frederiksborg fortzusetzen. Ich machte zuerst die Reisegesellschaft, die mich wol bald als Fremden erkannte, ganz stumm, so daß weder das junge hübsche Mädchen, noch die alte Frau, noch der ehrliche Bürgersmann mit seinem Söhnchen auf dem Knie, denen ich gegenüber zu sitzen kam, ein Wörtchen sprachen.

Als ich aber auch ein Wörtlein Danske fallen ließ, da hatte ich bald ihre Rede in Fluß gebracht und namentlich der jungen Mamsell die Zunge gelöst, die sich so lebhaft und gesprächig erwies, als wäre sie eine von den Originalen, die Holberg zu seinen Pernillen benutzte. Auch widersprach sie uns nicht weniger lebhaft, als es wol jene Pernillen zu thun pflegen. Wenn wir etwas an dem Wege, etwa eine Aussicht oder eine Baumgruppe „deilig" (hübsch) fanden, so sagte sie dagegen, sie fände das gar nicht deilig, und nannte Alles „daarlig" (häßlich).

Ich wußte erst nicht recht, woher dies kommen mochte. Endlich, als wir wieder einmal lobten, schüttete sie Alles heraus, was sie auf dem Herzen hatte, und vertraute uns, daß Italien ein unvergleichlich viel schöneres Land als Dänemark sei. Sie sei zwei Jahre mit einer Herrschaft in Italien gewesen und könne dies daher wohl wissen. Auch sei sie nur hierher gekommen, um ihren Verwandten im Norden von Seeland guten Tag zu sagen und dann gleich wieder nach dem Süden aufzubrechen. Dann ergoß sie sich in ein so enthusiastisches Lob der „Deiligkeit" Italiens, seines Himmels, seiner Luft, seines

Meeres, seiner Bergscenen, daß mir für Dänemark angst und bange wurde.

„Aber diese schönen Buchen Ihres Vaterlandes?“ wandte ich ein, da unser Weg gerade in die, mehre Meilen langen Waldungen, die vor und bei Frederiksborg liegen, einlenkte. „Ach Gott“, sagte sie, „ich glaubte auch sonst, wie alle meine Landsleute, in den Buchenwäldern etwas recht Schönes zu sehen. Aber sie haben allen Zauber für mich verloren, sie sind kalt, sumpfig und einförmig. Da ist nichts als grün und grün. In Italien, da tragen alle Bäume Früchte oder doch Blüthen, und bei der vielen Sonne ist der Schatten und das dunkle Laubdach eines Baumes doch etwas werth. Die Bäume sind hier ja ganz überflüssig, und ein einziger italienischer Pomeranzenzweig mit Blüthen und Früchten ist viel «heiliger» als ein ganzer Buchenhain.“

„Haben Sie aber die Schlittenpartien in Italien nicht entbehrt“, fiel hier der Däne ein, „an denen wir im Winter so große Freude finden?“ Hier fing sie laut an zu lachen und sagte: „Ach nein, mein Herr, ich versichere, wenn ich vorigen Jahres bei Messina mit meiner Herrschaft mitten im Winter auf einer Gondel spazieren fuhr, oder wenn ich mir dort im Januar auf freiem Felde die schönsten Blumen suchte und daran dachte, daß sie hier in Seeland nun wol auf dem Schnee und Eis, wie Mumien in Pelze verpackt, mit rothgefrorenen Nasen, gleich den Lappen und andern Wilden herumraſ'ten, da erschien mir dies als ein Vergnügen, das gut für Wölfe wäre!“

Dann wieder ich: „Aber was haben Sie denn zu den

italienischen Banditen und Mördern gesagt, ziehen Sie auch die Ihren gutmüthigen Landsleuten vor?" „O", sagte sie, lebhaft ausbrechend, „mit den italienischen Banditen und Mördern, das ist ein Hirngespinnst! das ist eine Lüge! Die Italiener sind so gute, so liebe, so gesittete und interessante Menschen, wie wir sie hier gar nicht haben, und sie sind viel artiger und höflicher als unsere Dänen. Hier sind die Leute dumm, grob, langsam und phlegmatisch, und darum nennen sie sich gutmüthig. Lebhafter sind die Leute in Italien, das ist wahr, und das macht sie mir noch lieber. Da braucht es nur zwei Worte oft, um einen Menschen in Feuer und Flammen zu bringen. Hier kann man bei Einem hundert Worte vergeuden, ehe er sich mit seinen Leidenschaften in Bewegung setzt!"

Der Däne: „Wenn Mamsell die höflichen Italiener so liebt, so zieht sie gewiß auch die Schweden den Norwegern vor?" „O nein, gar nicht", erwiderte sie, „nicht im geringsten. Die Schweden sind eine falsche Nation. Die Italiener sind aber nichts weniger als falsch, wie wir immer glauben. Die Schweden hasse ich, weil sie immer mehr sagen als sie meinen. Aber die Norweger liebe ich, weil sie so bieder, so gerade, so redlich und offen sind. Die Schweden kommen mir immer vor wie Jemand, der auf Schlittschuhen läuft. Aber die Norweger gehen gerade aus in Holzschuhen wie die Jüten. Grob sind sie, das ist wahr, aber ehrlich, und ich finde bei den Italienern so wenig Lüge und Falschheit, daß ich deswegen meine Liebe zu ihnen mit meiner Neigung für die Nor-

weger und meinen Haß gegen die Schweden in bester Harmonie finde."

Da in Dänemark jetzt die Sympathie mit den Schweden an der Tagesordnung ist und dagegen zwischen Dänen und Norwegern etwas Animosität besteht, so misfiel eigentlich diese letztere Aeußerung unserer italienisirten Dänin den Uebrigen am meisten, und alle Stimmen im Wagen erhoben sich zum Vortheil der angenehmern, bescheidenern, theilnehmendern Schweden, und die Norweger wurden von Allen kalt, hart, rauh und egoistisch gescholten. Sie wären so stolz und eingebildet wie sonst kein Volk und hielten sich namentlich jetzt, nach ihrer errungenen sogenannten Freiheit und Selbständigkeit, für die erste Nation auf der Welt.

Unsere Italienerin wurde nun still, da sie sah, wie sehr sie die Fluth der öffentlichen Meinung gegen sich hatte, und ich vernahm mit Interesse die Meinungen dieser dänischen Bürgersleute über die Stellung der drei scandinavischen Nationen zu einander.

Spät Abends kamen wir in dem Städtchen Hilleröd an, das nach dem in der Nähe liegenden Schlosse auch Frederiksborg genannt wird. Ich machte mich sogleich zu diesem Schlosse hinaus, wurde freundlich von dem Schloßhauptmann aufgenommen, und da ich fürchtete, den andern Tag nicht mehr Zeit genug zu haben zum Genusse aller der interessanten Kunstschätze, welche dieses Gebäude birgt, so wurden sogleich Laternen angezündet, und ich hatte dabei noch den Vortheil, Alles bei dieser interessanten und ungewöhnlichen Beleuchtung zu besehen.

Wir stiegen in den Corridoren, in den Souterrains, auf den Treppen, in den langen stillen Sälen, in der Kirche und den Kirchencorridoren nun herum, wie Bergleute in den innern Schachten und Stollen eines Bergwerks.

Da draußen und drinnen überall die finsterste Nacht waltete und diese nur so weit wich, als unsere Laternen schimmerten, so wurde ich noch nichts davon gewahr, daß das Schloß mitten in einer reizenden Landschaft, oben auf der lieblichen Oberfläche der Erde lag, und ich konnte mir eben so gut einbilden, es läge tief unten auf dem dunkeln Grunde des Meeres, wie die Schlösser der Seegötter, oder es stäke vergraben unter dem Schutt eines Vulkans wie die Häuser von Pompeji, und Alles würde mir nur stückweise aufgedeckt. Ueberhaupt bin ich bei der Betrachtung der Dinge etwas für Laternenbeleuchtung eingenommen. Jedes Stück, jedes Bild, jede Statue, jedes Kunstwerk trat nun ganz hell und isolirt in meine Augen und Seele, und da alle übrigen in Finsterniß begraben waren, so störte mich nichts. Die Sonne, welche immer Alles auf ein Mal aufdeckt, verwirrt die Sinne und stört den Eindruck, den jedes Einzelne machen soll. Hat man erst das Einzelne bei der Laterne durchstudirt, so kann man dann hinterher auch die Sonne vertragen und hat sie sogar nöthig, um sich ein Gesammtbild zu verschaffen.

Man kann die Schlösser aller Fürsten Europas in gewisse Klassen bringen. Zuerst hat fast jeder König sein eigentliches großes Residenz- und Hauptschloß in seiner Hauptstadt. So haben die Kaiser von Rußland das Winter-

palais in Petersburg, die Kaiser von Oestreich die Burg in Wien, die Könige von Frankreich die Tuilerien in Paris, die Könige von Preußen das königliche Palais in Berlin, die Könige von England den St. Jamespalast in London, die Könige von Dänemark die Christiansburg in Kopenhagen ꝛc.

Diese Reichs-Haupt-Stadtpaläste sind so zu sagen die offiziellen Residenzen der Könige. Es sind zum Theil sehr große und oft nur mit Unbequemlichkeit und großen Kosten zu bewohnende Gebäude. Und zuweilen haben daher diese Paläste nur den Namen der königlichen Residenzen, und es gibt mitunter sogar noch in den Hauptstädten selbst einen andern kleinen Palast, der wirklich von den Fürsten bewohnt wird. So wohnt die Königin von England in London gewöhnlich im Buckinghampalast und nicht in der offiziellen Königsburg, wornach ihr Ministerium den Namen des „Cabinets von St. James“ hat. So wohnte der verstorbene König von Preußen nicht in seinem großen königlichen Palaste, sondern in einem kleinern Hause unter den Linden, so der König von Dänemark nicht in der unermeßlich großen Christiansburg, sondern in der kleinern Amalienburg.

Den Residenzstadt-Schlössern gegenüber stehen die Schlösser in den Provinzen. Diese sind in allen Ländern Europas, außer in England, sehr zahlreich und es finden sich deren gewöhnlich in jeder größern Provinzstadt. Sie dienen den Fürsten entweder zur vorübergehenden Residenz, wenn sie die Provinzen ihrer Reiche bereisen, oder wenn sie die schöne Jahreszeit auf dem Lande genießen wollen.

Meistentheils ist unter diesen zahlreichen Schlössern außerhalb der Hauptstadt eines, das sich zum Lieblingssitz der Könige erhebt und zuweilen auch wol neben der großen Residenz ihre zweitvornehmste Residenz wird.

Zuweilen waren Mishelligkeiten, welche zwischen den Fürsten und den Bewohnern ihrer Residenzstadt ausbrachen, die Ursache dazu, daß die ersten sich eine andere Residenz neben der eigentlichen, durch die Geschichte als offiziell anerkannten, schufen. Doch ist es auch sehr natürlich, daß die Könige sich gern zuweilen aus dem Getümmel ihrer Hauptstädte zurückziehen und sich einen stillern und anmuthigern Ort in der Nähe derselben bereiten.

Solche vornehmste Nebenresidenzen, solche Trabanten der königlichen Hauptresidenzen sind z. B. Zarskoje Selo bei Petersburg, der Escurial bei Madrid, Potsdam bei Berlin, Versailles bei Paris, Windsor bei London, und in diese Klasse gehört denn in Dänemark nun auch Frederiksborg, fünf Meilen von Kopenhagen. Oft werden auch nun diese vornehmsten Nebenresidenzen den Fürsten zu groß oder unbequem, und sie suchen sich noch wieder kleinere Orte zu bereiten, und diese großen Landschlösser stehen dann zuweilen eben so leer, wie die großen Hauptschlösser in der Residenz. So wohnt der jetzige König von Preußen häufiger in Sanssouci als im Schlosse zu Potsdam oder Berlin, der König von Frankreich häufiger in St. Cloud oder Neuilly als in Versailles, der Kaiser von Rußland häufiger in Pawlowsk oder Alexandria als in Zarskoje Selo, die Königin von Spanien häufiger in andern Landschlössern als im Escurial, und der König von Dänemark

häufiger in den kleinen hübschen Schlössern Sorgenfrei und Eremitage als in Frederiksborg.

Die meisten der genannten großen königlichen Landresidenzen verdanken ihre Erbauung oder doch ihre Haupteinrichtung irgend einem großen Herrscher des Reichs. So erinnert der Escurial an Philipp II., Versailles an Ludwig XIV., Potsdam an Friedrich den Großen, Frederiksborg erbaute der größte königliche Architekt Dänemarks; Christian IV., der hier geboren wurde und nach dessen Vorgange sich mehre Könige von Dänemark in der Kirche dieses Schlosses krönen und salben ließen, und unter andern auch der jetzt herrschende Christian VIII.

In dieser Krönungskirche*) wurde die Orgel reparirt und probirt, als wir eben mit dem Anzünden unserer Laternen fertig waren, und ich bat daher, daß wir diesen schönen Tönen, welche aus der Nacht zu mir herüberschallten, folgen und die Kirche zuerst besuchen möchten.

Es ist eine der reichsten, größten und schönsten Schloßkirchen, die ich irgendwo gesehen habe. Die Kapelle auf Windsorschloß, der sie am meisten ähnelt, fiel mir dabei zunächst ein. Wie denn überhaupt Frederiksborg am besten mit Windsor verglichen wird. Wie dieses, ist es im gothischen Styl gebaut. Auch hatte Christian IV. Baukünstler aus England für seine Schloßbauten kommen lassen.

Das Gewölbe der Kirche, die Pfeiler, welche das rund

*) Die meisten dänischen Könige sind sonst in der Frauenkirche in Kopenhagen gekrönt.

herumlaufende Chor tragen, Altar, Thür- und Fenstergesimse sind dermaßen mit Skulpturen, Schnitzwerken, Gemälden, Silber- und Ebenholzarbeiten geschmückt, daß man sagen kann, in diesem Gebäude, das 150 Fuß lang und nach meiner Schätzung etwa 40 Fuß hoch ist, ist kein Quadratzoll ohne Aufwendung von Kunst und Künstelei geblieben.

Die Kanzel und der Altar, in denen zusammen über 600 Pfund Silber stecken und die aus Silber und Ebenholz zusammengesetzt sind, gehören ohne Zweifel zu den schönsten, reichsten und werthvollsten Kirchenornamenten der Christenheit. Die zahllosen, aus Silber getriebenen, oder in Silberplatten eingeritzten und eingegrabenen Figuren und Gruppen sind von so vortrefflicher Arbeit, wie man sie nur je in Augsburg oder Nürnberg machte. Ich weiß nicht, ob sie von daher kamen, oder ob hier in Dänemark zu Christian's Zeit so ausgezeichnete Rivale jener deutschen Silberschmidte zu finden waren.

In jeder der größern Hauptkirchen Dänemarks fand ich solche treffliche Silberarbeiten, die alle in Styl und Arbeit sehr ähnlich waren. Einige von ihnen, z. B. der Silberaltar in dem Dome von Roeskilde, sollen über Holland gekommen sein. Das Prachtvollste dieser Art soll man im Dom von Schleswig finden.

Es würde ein vergebliches Beginnen sein, alle einzelne Kunstwerke auch nur einigermaßen würdig beschreiben oder auch nur aufzählen zu wollen. Die hundert fleißigen Pinsel, die zahllosen emsigen Grabstichel und Meißel, welche hier in dieser Kirche wie Bienen in einem Bienen-

körbe arbeiteten und Alles mit dem Honig der Kunst anfüllten, würden mit Recht an einer so leichtsinnigen Feder Aergerniß nehmen. Doch fiel mir auch hier wieder auf, daß das, was man mir als von Christian V. herrührend, zeigte — es waren ein Paar Altarleuchter —, zu dem Geschmacklosesten gehörte, was sich hier befand. Zur Zeit dieses Königs müssen die Künste und der Geschmack in Dänemark sehr niedrig gestanden haben.

Ueber der Gegend des Altars der Kirche ist eine breite Galerie, wo die Schilde und Wappen der lebenden Ritter des Elephanten- und Danebrogordens aufgehängt sind, ganz ähnlich wie die Wappen des Strumpfbandordens in dem Chore der Windsorkapelle. Wir gingen dahin auf einer Treppe hinauf. Ueberall, wohin das Licht unserer Laternen unterwegs fiel, glitzerte irgend etwas Glänzendes oder hübsch Gebildetes, etwas Silbernes oder Vergoldetes, etwas Elfenbeinernes auf, und als wir oben in der Nähe des Gewölbes der Kirche ankamen und die Laternen dagegenhielten, schimmerte Alles von vergoldeten Trauben und andern Steinschnitzwerken, welche das Gewölbe überzogen und wie die Stalaktiten in der Baumannshöhle daran herabhingen.

Die besagte Rittergalerie ist sehr geräumig und sieht aus wie ein Saal, der auf drei Seiten abgeschlossen, auf der vierten aber gegen die Kirche zu offen ist. Der offenen Seite gegenüber steht ein Thron für den König, der hier zu Zeiten das Ordenskapitel versammelt. Zu beiden Seiten des Thrones hin und nachher weiter an den Gesimsen und Pfeilern der obern Kirchenfenster hängen die

Schilde der besagten Ritter, darauf ihre Wappen und Namen.

Der Elephantenorden, dessen Namen man übrigens eher im Lande, wo es auch den Mond- und Sonnenorden gibt, zu finden glauben sollte, als in Dänemark, ist bekanntlich der vornehmste in diesem Reiche, der Danebrog aber der älteste und nationalste. Dieser wurde im dreizehnten Jahrhundert von König Waldemar II. gestiftet, als bei der Schlacht bei Wolmar in Liefland die Danebrogfahne vom Himmel fiel. Jener aber, nach der gemeinen Meinung*), von Christian I. im funfzehnten Jahrhundert.

Natürlich sind daher der Elephantenritter auch viel weniger, nur etwa neunundvierzig Personen, während der Danebrogsritter aller Klassen dagegen fast tausend**) existiren. Doch sind hier, glaube ich, nur die Wappen der Großkommandeure aufgehängt. Unter den neunundvierzig Elephantenrittern findet man neun Könige und Kaiser und sechsundzwanzig königliche oder kaiserliche Hoheiten und fürstliche Durchlauchten. Und unter den nicht fürstlichen Personen, welche ihn haben, sind solche Unterthanen, wie Wellington, Metternich, Nesselrode. Eigentliche dänische Unterthanen und Herren finden sich etwa nur funfzehn darunter, während von den Danebrogsrittern natürlich bei weitem die Mehrzahl Unterthanen des Königs von Dänemark sind.

---

*) Die Sache ist nicht ganz ausgemacht.

**) Ich habe sie im Staatskalender gezählt.

Auch Napoleon hatte den Elephantenorden. Doch hängt sein Wappen und Name in einem großen untern Saale neben der Kirche, wohin alle die Wappen der verstorbenen Ritter gebracht werden. Wir gingen auch in diesen Saal und seine Nebengemächer hinab, deren Wände alle mit interessanten Namen und Wappen gefüllt waren. Doch hätten wir nicht so ein kleines Talglicht, sondern eine zweiellige Wachskerze in unsern Laternen haben müssen, um zwischen allen diesen erloschenen Herrlichkeiten Dänemarks und Europas gehörig herumzuleuchten.

Der vornehmste dieser untern Säle ist sehr geräumig und groß, und ich glaube, man hat sonst bei Ordensfeierlichkeiten hier Mahlzeiten gegeben. An den dicken eisernen Stangen der Kamine sah ich noch einige grobe eiserne Ringe, an denen, wie mir mein gütiger Cicerone sagte, man sonst die Schüsseln und Kessel befestigt hätte, um während der Mahlzeit die herbeigebrachten Speisen warm zu halten.

Wir gingen einstweilen noch wieder zur Kirche zurück und besuchten auch den Orgelmacher, dessen abgerissene Akkorde uns während unseres Umgangs in dem reizenden Bau immer begleitet hatten. Es war ein Deutscher, der in seine stille Arbeit, die Klaviaturen und Pfeifen bei Lampenschein zu repariren, ganz verloren war und hoch aufblickte, als ihm ein deutscher, wie ein Nachtfalter im Schlosse umherflatternder Landsmann sein „Glückauf" zurief.

Nicht weit von der Orgel ist noch für die Könige von Dänemark, wenn sie im Schlosse wohnen, eine kleine Betstube, die wiederum äußerst geschmackvoll und

kunstreich ausgeschmückt ist. Peter der Große hat hier in dieser Kapelle irgendwo ein Loch gemacht, ich erinnre mich aber nicht mehr, wo es war, ich glaube in einem Tische oder in dem Getäfel der Wand. Man findet in einer Fensterscheibe dieser Kapelle folgende Worte eingeschnitten: „Eile und rette dich." Christian VI. soll sie in einer einsamen Stunde, als er hier acht Tage vor seinem Tode betete, in dies Glas eingekritzelt haben.

Es gibt überhaupt mehre interessante Fensterinschriften in diesem Schlosse. So fanden wir gleich wieder eine, als wir aus der Kirche in der unendlichen Reihe der Schloßgemächer und Säle weiter schritten. Es war eine Inschrift jener schönen, jungen und unglücklichen englischen Königstochter Mathilde, welche während einer schnell verrauschten kurzen Blüthezeit von sechs Jahren in den Schlössern von Frederiksborg, Hirschholm und Christiansburg das Leben einer angebeteten Königin, und dann, während fast zwanzig langer Jahre das Leben einer gefangenen und von der Welt zurückgezogenen Nonne in einem kleinen Orte Deutschlands (in Celle) führte. Wir hoben die Laterne auf und beleuchteten das Fenster, vor dem die Nacht, die draußen herrschte, einen dunkeln Hintergrund bildete und auf dem ich folgende Worte las:

God, keep me innocent, and make the others great!

Wer die Geschichte dieser Königin kennt, wird es wol glaublich finden, daß auch dieser der königlichen Hand mühsam durch Vermittelung des Diamants eines Ringes entflossene Seufzer tief aus einem bedrängten und aufgeregten Herzen kam. Wenn die Königin dies kurz vor

dem Ausbruch derjenigen Verschwörung, welche sie und den Grafen Struensee zu Gefangenen machte, welche sie in die Verbannung und den Letztern aufs Schaffot führte, schrieb, so lag wol etwas Prophetisches darin.

Uebrigens fällt mir immer bei solchen in Fensterglas, oder in silberne Teller, oder in Steine, oder in Gefängnißmauern eingekritzelten Sprüchen und Sentenzen, Gedanken und Stoßgebeten, wie man denn deren viele in der Welt hat, ein, daß das gemeine deutsche Sprichwort, welches das Beschreiben von Bänken und Wänden tadelt, zum Theil sehr Unrecht hat. Ich finde, daß vielmehr etwas Rührendes und Ergreifendes in solchen Sentenzen liegt, welche wir in einsamen trüben Stunden oft mit krampfhaft sich bewegenden Fingern in Steine oder andere uns nahe Gegenstände einkritzeln. Es ist nicht genug, daß wir den Gedanken, der uns ergreift, im Innern hegen. Er will heraus aus uns, wir möchten ihn andern Menschen gestehen, und haben wir keine Freunde, denen wir ihn mittheilen können, so bringen wir ihn auf das Glas, den Stein, oder sonst einen todten Gegenstand.

Es ist mit den frohen Gedanken fast so wie mit den traurigen, und der Liebende, der keinen Freund hat, dem er das Geständniß seiner Liebe offenbaren möchte, schneidet wenigstens den Namen seiner Rosalinde in die Rinde der Bäume. Es liegt in der Schrift, in dieser Sichtbarmachung und Verkörperung unserer Gedanken eine eigene magnetische Kraft und Gewalt. Unsere eigenen Schriftzüge wirken auf uns zurück, und als Christian VI. und Mathilde jene Sentenzen oder Gebete in das Glas gegraben hatten,

war es ihnen gewiß, als hätten sie es auch tiefer in ihre Seele gegraben. Jeder Mensch sollte daher auch eigentlich nicht bloß mündlich, sondern auch schriftlich beten.

Man sieht in diesen untern Gemächern des Schlosses schon eine Menge von zum Theil sehr trefflichen Portraits. Allein in der obern Etage des Schlosses ist eine unabsehbare Reihe von Zimmern mit Portraits von königlichen und andern Personen, von denen die meisten Dänemark angehen, gefüllt. Es ist die reichste und merkwürdigste Portraitsammlung von dänischen Herrschern, Helden und Gelehrten, die existirt, und da die dänische Geschichte eine der interessantesten und merkwürdigsten aller europäischen Staatengeschichten ist, so findet der Historiker hier unendliche Genüsse und Stoff zu vielseitiger Arbeit.

Die Portraits vieler Personen sind bloß noch hier oder wenigstens am besten und authentischsten zu finden, und wenn an solchen Wissenschaften, wie sie Lavater, der Schotte Combe und der Engländer Noël begründeten und entwickelten, etwas Wahres ist, so muß diese Sammlung für einen dänischen Geschichtschreiber mindestens eine eben so interessante und wichtige Quelle sein, wie Saxo Grammaticus oder Snorre Sturleson, oder wie das, was die Archive in Kopenhagen hergeben können. Es ist wirklich wunderlich genug, daß unsere Historiker unter den Quellen, welche sie zu ihren Werken benutzten und welche sie in ihren Einleitungen gewöhnlich so sorgfältig hintereinander aufzählen: 1) Cranzii Saxonia et Vandalia, 2) Adamus Bremensis Kirchengeschichte rc. rc., nicht auch längst schon die Sammlungen authentischer

Portraits mit aufgenommen haben. Ich glaube, es kommt daher, weil sie sie selten zu ihren Werken benutzten und sie, um sich dazu vorzubereiten und zu begeistern, nicht sorgfältig genug aufsuchten. Fast in allen geschichtlichen Werken sieht man die Portraits der darin auftretenden Helden und Könige entworfen und angegeben, ob sie von großem oder kleinem Wuchs waren, was sich in ihren Gesichtszügen aussprach, wie sie ihren Bart oder ihre Haare trugen, wie sie sich zu kleiden pflegten u. s. w., was auch sehr natürlich ist. Aber wie unnatürlich ist es doch, daß man bei solchen Schilderungen die Quelle nie etwa so unter dem Texte angegeben findet: „Siehe das authentische Portrait dieses Königs Nr. 108 in der Frederiksborger Sammlung", oder wo sich nun eben das zuverlässigste Conterfei desselben finden mag.

Und doch sind diese Gemälde für die besagte Schilderung der äußern Persönlichkeit entschieden die wichtigste Quelle in allen den Fällen, in welchen nicht etwa in irgend einem gleichzeitigen Memoire eine treffliche Schilderung nach dem Leben vorhanden ist.

Ich konnte mich der verschiedenartigsten Sensationen und Emotionen nicht erwehren, als in diesem stillen Schlosse eine der mir durch den Ruf bekannten Menschenfiguren nach der andern aus der Finsterniß der Nacht hervortrat, so wie sie von dem Schimmer unsers Lichtes erleuchtet wurde. Die Reisenden beklagen sich so oft darüber, daß sie die schönen und interessanten Sachen nicht in der rechten Beleuchtung oder daß sie sie unter ungünstigen und störenden Umständen sehen. Nun, ich konnte mich in diesem

Falle nicht darüber beschweren. Ich trat in diese historischen Säle gerade unter solchen Umständen, wie man dergleichen immer beschauen und studiren sollte. Das Schloß deckte alle diese Portraits mit derselben Ruhe und Finsterniß, mit welcher die Zeit die längst dahingegangenen Originale bedeckt hat. Und bei der jedesmaligen Erhellung einer Figur kam es mir vor, als wenn sie plötzlich leibhaftig und lebendig aus der Vergangenheit heller hervorträte.

Da kamen viele unbedeutende und uninteressante zum Vorschein, die ich alsbald wieder in die Finsterniß, aus der sie meine Laterne einen Augenblick hervorgelockt hatte, zurücksinken ließ, aber auch viele, an die ich meine Lampe und meine Augen mit Entzücken heftete und die ich gern ganz in mich aufgenommen hätte. Das Ganze wirkte auf mich wie ein prächtiger Todtentanz.

Gleich auf einem der Corridore war einer der ersten, denen ich begegnete, das Angesicht von Tycho de Brahe, auf dessen Grabe ich schon früher einmal in Prag stand, und auf dessen Grabe wie bei dessen Portrait kein Bewohner jenes im Aether schwimmenden Weltstäubchens, das man die Erde nennt, ohne Theilnahme weilen wird, und zwar um so weniger, wenn man bedenkt, daß dieser Mann nicht nur ein großer Astronom, sondern auch ein edler Mensch war.

Und dies letztere geht, deucht mich, schlagend genug aus dem milden, fast rührenden Verse hervor, den er auf dem Schlosse des Grafen Ranzau machte, als sein undankbares Vaterland ihn vertrieben hatte. Er klagt darin so über seine Verbannung:

O Dania, quid merui, quo te, mea patria, laesi,
Usque adeo, ut rebus sis minus aequa meis.

(O Dänemark, womit verdient' ich es, womit verletzte ich dich, mein Vaterland, so sehr, daß du dich mir so ungütig bezeigst?) Ich war von jeher ein bischen stolz darauf, daß ein deutscher Kaiser Tycho bei sich aufnahm und ihn auch im Tode noch ehrte.

Ich überzeugte mich bei diesem Portrait von der Wahrheit der Geschichte, die man von jenem großen Manne erzählt, daß er in einem Duell als junger Mann einst seine Nase verlor, denn der Maler hatte genau die künstliche Nase, welche Tycho an die Stelle seiner natürlichen setzen ließ, nachgebildet. Sein Kinn und seine Lippen waren gewaltig bärtig und sein Schnurrbart allein gewiß an fünf Zoll lang. Er mag ihn wol manchmal zwischen den Fingern gedreht haben, wenn er über die Sonnen und Himmelsgestirne nachsann.

Weiterhin blitzte Tordenskiold's (Donnerschild's) Angesicht von der Wand herab, von dem es in der dänischen Volkshymne, in welcher die großen dänischen Seehelden besungen werden, heißt:

Fra Danemark lyner Tordenskiold,
Og med ham lynte Skraek og Död

(Von Dänemark herab blitzt Tordenskiold, und mit ihm blitzte Schreck und Tod), und dann die nicht minder berühmten Admirale Niels Juel, Cort Adler und Andere.

Doch lieber noch als bei diesen blitzenden Schreckens- und Todesmännern verweilt man bei den friedlichern und

sanftern Zügen eines Holberg, der die Welt sowol mit der heitern Laune und dem treffenden Witze, die in seinen Lustspielen herrschen, ergötzte, als auch mit den umfassenden Kenntnissen, mit dem gesunden Geschmack und scharfen Urtheil, die er in seinen historischen Schriften entwickelte, aufklärte. Ich glaube, der Aufsatz über die nöthigen Eigenschaften eines Geschichtschreibers und die Erfordernisse einer guten Staatsgeschichte, den er unter dem Titel: „Mein Bedenken über die Geschichte", seiner dänischen Reichshistorie einverleibte, ist eins der geistvollsten Piecen, die man über diesen Gegenstand geschrieben hat. Vielleicht geht es wol manchem Deutschen, wenn er von Holberg's historischen Werken hört, so, wie einem meiner Landsleute, der, als ich ihm davon erzählte, ausrief: „Ei, hat denn dieser Spaßvogel auch Geschichte geschrieben?" Denn bei uns ist dieser Mann nur durch seine Lustspiele bekannt und Wenige wissen, daß er in Dänemark auch außerdem eben so als ein kenntnißreicher Professor, dann als ein wohlhabender Edelmann und als Wohlthäter und Beförderer der berühmtesten dänischen Akademie, der von Sorve, der er eine ganze Baronie mit allen Einkünften zum Geschenk machte, bekannt war und ist. Nach dem Portrait, was ich von ihm hier sah, muß Holberg ein großer schöner Mann gewesen sein, sein Gesicht nicht zu fleischig, seine Nase lang und edel, seine Stirne hoch, seine Lippen dünn und seine Augen groß, offen und ruhig.

Von den Königen hat jeder meistens sein eignes Zimmer, in welchem sich dann auch die Portraits seiner Ge-

mahlin, seiner Kinder, seiner Schwiegersöhne, Schwäger und anderer ihm zunächst angehender Personen findet. Da sieht man die dänischen Prinzessinnen, welche nach England oder Deutschland oder Schweden verheirathet wurden, die fremden deutschen und englischen Prinzessinnen, welche nach Dänemark kamen.

Keines Königs Züge sieht man so oft in verschiedenen Sälen des Gebäudes wiederkehren, als die Christian's IV., der unter andern auch das noch mit Heinrich IV. gemein hat, daß er fast auf allen Portraits sofort wiederzuerkennen ist. Er hat so fest ausgeprägte edle Züge, daß, wie es scheint, alle Maler ein getroffenes Bild von ihm lieferten. Es gibt einige Menschen, deren Gesichter dazu gemacht scheinen, daß sie sich leicht und unvergeßlich dem Gedächtniß der Völker einprägen.

Wenn man alle Portraits, die es in Dänemark von Christian IV. gibt, aufzählte, so würde man auch dadurch, glaube ich, einen hübschen Maßstab gewinnen für die Beliebtheit dieses Königs im Lande. Wer sich auf seine Gesichtszüge noch nicht eingeübt hat, erkennt ihn immer gleich an einem äußern Kennzeichen. Wie jener König von Frankreich seinen schönen Henri quatre hatte, so hat Christian IV. seine „Marelocke", eine kleine Verwickelung oder Verfitzung seiner Haare auf der rechten Seite seines Kopfes, die er dadurch verdeckte oder, wenn man will, noch auffallender machte, daß er die Haare in eine Flechte zusammenflocht und sie so neben dem Ohr herunterhängen ließ. Diese Flechte fehlt auf keinem seiner Portraits. Die Dänen nennen jene krankhafte Verfitzung der Haare

deshalb Marelocke, d. h. Alplocke, weil sie glauben, daß der spukhafte Alpgeist (Mare) sie im Schlafe veranlaßt.

Beim Brande des Schlosses Christiansburg fiel ein kleines Ereigniß vor, welches die Bemerkung, die ich über die Popularität des Andenkens dieses Königs in Dänemark machte, noch einmal bestätigt. Mehre Matrosen hatten sich in die Gemächer des Schlosses gemacht und hatten sich eben mit einer Menge von Kostbarkeiten beladen, um sie herauszuschaffen, als einer von ihnen in einem bereits brennenden Saale eine Bildsäule Christian's IV. entdeckte und seine Genossen darauf aufmerksam machte. Schnell warfen diese ihre Kostbarkeiten auf die Seite und beluden sich mit der Statue ihres geliebten Königs, um diese vor allen Dingen in Sicherheit zu bringen. Die vortreffliche Statue Christian's IV. von Thorwaldsen findet man en miniature in allen Privathäusern Kopenhagens.

Die Bilder dieser Sammlung sind natürlich von sehr verschiedenem künstlerischen Werthe, und ich dachte oft, wie erwünscht es wäre, wenn jener kritische und ordnende Geist, welcher so viele kopenhagener Sammlungen so genießbar machte, auch diese interessante Sammlung einmal sichten, klassificiren und systematisiren dürfte. Eins der Portraits, das mich am meisten ansprach, war das der Mutter Christian's IV., der Königin Sophia, Prinzessin zu Mecklenburg, für die man die größte Hochachtung empfinden muß, sowol, wenn man bedenkt, daß sie einen so trefflichen König erzog, als auch, wenn man ihre guten, friedlichen, frommen Züge hier sieht, wo sie in ihrem vorgerückten Alter ganz meisterhaft dargestellt ist.

In einem der Bildercorridore findet man auch alle die Männer beisammen, welche die vornehmsten Hebel bei der merkwürdigsten Staatsrevolution waren, die in der neuern dänischen Geschichte vorkommt, nämlich den Bischof Swane, den kopenhagenschen Bürgermeister Nansen und Andere, die im Jahre 1660 bei dem Sturze der Macht des Adels und seines so mächtigen Reichsraths hauptsächlich thätig waren und die den Königen von Dänemark sowol völlige Unumschränktheit, als auch Erblichkeit ihrer Herrschergewalt verschafften. In einer andern Gegend des Schlosses sieht man die Portraits aller der fremden Gesandten, welche bald nach jenem Ereigniß aus allen Ländern Europas herangereist waren, dem König von Dänemark zu gratuliren.

In allen jenen Ländern hatten zu jener Zeit entweder kurz vorher oder bald nachher ganz ähnliche Umwandlungen der Verhältnisse zur Erhöhung der königlichen Macht stattgefunden, wenngleich sie auch nirgends auf eine so plötzliche und wunderbare Weise, wie in Dänemark, wo in wenigen Tagen ohne Blutvergießen, durch eine ganz friedliche und von den Bürgern ausgeführte Operation ein uralter Zustand des Reichs abgeschafft und für alle Staatsverhältnisse ein ganz neuer begründet war, ins Leben traten.

Da war ein Gesandter von England, dessen Könige damals in ihrem durch die Revolutionsparteiungen erschöpften Lande die alte königliche Gewalt wiederherzustellen strebten — da war ein anderer von Frankreich, dessen Ludwig XIV. eben dabei war, sein „l'état c'est moi" zur

brillantesten Wahrheit zu machen, und da wieder einer von Schweden, dessen Karl XII. bald nachher seinen Unterthanen einen Stiefel aus der Türkei zu schicken drohte, dem sie so gut gehorchen sollten, wie ihm selber. Da war ein anderer aus Brandenburg, dessen Churfürst sich bald darauf zum souveränen Könige in Königsberg huldigen ließ. Da war endlich auch ein russischer Knäs, dessen Herr, Peter, bald nachher allen Bojaren den Nacken brach und denjenigen völlig unumschränkten Absolutismus begründete, welcher noch auf Rußland lastet.

Ich konnte die echt russische Physiognomie dieses Herrn — wenn ich nicht irre, war es ein Fürst Dolgoruki — nicht ohne ein besonderes Interesse ansehen. Uebrigens hätte der gute Zaar, der seine Glückwünsche von den Ufern der Moskwa aus an den Sund sandte, sich in seinen Erwartungen, daß Dänemark nun in Zukunft eben so einfach und vernünftig regiert werden würde, wie Rußland, doch wol etwas Weniges getäuscht gesehen, wenn er in die Zukunft hätte blicken können. Denn obwol Souveränetät und Unumschränktheit des Königs eingeführt wurde, so faßte nie russische Willkür und Despotie in Dänemark Wurzel.

Wenn man im Auslande das sogenannte Königsgesetz, welches eins der merkwürdigsten Meisterstücke in seiner Art ist und durch welches die Unumschränktheit der königlichen Gewalt so weit ausgebildet und bis in ihre äußersten Grenzen fest bestimmt wurde, wie sonst in keinem andern Staatsdokumente der Welt, zu lesen bekam, so hat man oft gesagt, daß der dänische König der allerunumschränk-

teste in Europa sei, und man hat dann wol zuweilen Dänemark und Rußland in eine Kategorie gestellt. Allein wenn die dänische Königsgewalt sich bisher auch als die unumschränkteste aller andern Königsgewalten West-Europas darstellte, so zeichnete sie sich vor ihnen erstlich auch dadurch aus, daß sie gesetzmäßiger begründet war als irgend eine andere, nämlich durch die ausdrückliche Uebertragung der Deputirten der Nation, und zweitens dadurch, daß sie trotz des hohen Grades der Unumschränktheit doch weniger als irgend eine andere Königsgewalt eine freie Bewegung und Entwickelung des Volkes hemmte. Nicht nur alle Einheimische, sondern auch alle Fremde, die nach Dänemark unter den Regierungen der letzten Könige gekommen sind, sind darin einverstanden, daß in diesem absoluten Königreiche eine größere Freiheit der Rede und des Gedankens herrsche, als in vielen andern Ländern des Welttheils mit freierer Verfassung.

Von dem letzten Könige erzählt man in Dänemark häufig eine Anekdote, die in dieser Beziehung sehr charakteristisch ist. Ein Däne, der in Deutschland reiste und dort, ich glaube in einer öffentlich gehaltenen Rede, sich über dänische Verhältnisse so frei äußerte, daß er dadurch Aufsehen erregte, wurde deswegen bei dem Könige Friedrich VI. denuncirt. Dieser Monarch lächelte darüber und sagte: „Laßt ihn doch. Er hat wol vergessen, daß er in der Fremde sei.“

In einem der obern Regionen des Schlosses über dem Gewölbe der Kirche ist der berühmte Rittersaal, dessen Decke in ihrer ganzen Ausdehnung von siebenundsiebzig

Ellen Länge und zwanzig Ellen Breite dermaßen mit Holzschnitzwerk bedeckt ist, wie kein zweiter Saal, den ich gesehen habe. Man sagte mir, was man wahrscheinlich auch schon vielen Reisenden gesagt hat, daß zwanzig Holzschnitzkünstler, Kunsttischler, Skulptoren, Drechslermeister sieben Jahre lang daran gearbeitet hätten. Und ich glaube fast, sie haben sich dann wol noch etwas sputen müssen, um alle diese tausend Figürchen und Gruppen, diese zahllosen emblematischen und symbolischen Bilder von Wissenschaften, Künsten, Gewerben und Tugenden und alle diese Sentenzen in deutscher und lateinischer Sprache, die sich zwischendurchschlängeln, zu Stande zu bringen. Es ist ein ganzes Theatrum mundi, so zu sagen, in welchem man alle menschlichen Beschäftigungen und Zustände, vom Bettler bis zum Könige und vom Schuhmacher bis zum Minister, in Holz ausgeschnitzt findet.

Im Grunde ist ein solches Theatrum mundi zur Ausschmückung eines königlichen Banquett- und Rittersaales, in welchem der König sich gleich nach der Krönung seinen versammelten Unterthanen zeigt, auch das beste Thema, und man wird es auch sehr häufig in den königlichen Thron-, Ritter-, Parlaments- oder Ständesälen ausgeführt finden, z. B. unter andern auch neuerdings wieder in dem von Bendemann geschmückten Thronsaal im dresdner Schloß. Bei diesem frederiksborger Saal ist nur das zu bedauern, erstlich, daß er im Verhältniß zu seiner Länge zu niedrig ist, dann, daß er keinen passenden Eingang hat, und endlich, daß er isolirt in einem äußersten Flügel des Schlosses liegt und keine Suiten von Zimmern zur

Rechten und Linken von ihm ausgehen. Ein Saal sollte immer eine Art von Centrum bilden.

Nachdem ich noch den Rest des Abends in der Familie des Schloßhauptmanns angenehm verbracht hatte, geleitete man mich mitten unter allen diesen gemalten und geschnitzten Schätzen in einen comfortabeln Winkel des Schlosses zur Ruhe. Ich fand ein allerliebstes, trauliches, hellerleuchtetes und hübsch gewärmtes Zimmer und eine gute alte Frau, die mir alles ordnete und sich nach meinen Wünschen für den Morgen erkundigte. Da der Schloßhauptmann außerhalb des Schlosses wohnte, so wurden die Thore des innern Schloßhofes hinter mir verriegelt, und ich genoß nun der kurzen Freude, für eine Nacht der einzige lebendige Bewohner dieser prachtvollen Königsburg zu sein. Dergleichen Genüsse werden den Reisenden, die immer auf den großen Heerstraßen bleiben und in den Wirthshäusern wohnen, selten zu Theil, und doch sind dies gerade diejenigen eigenthümlichen neuen und ungewohnten Situationen und die dadurch in uns erregten Sensationen, derentwegen man reist.

Natürlich sollte hier, wie meine Alte mich versicherte, um Mitternacht ein Wagen auf dem Schloßhofe vorfahren und unangemeldete Gäste vor dem Thore absetzen. Allein ich fürchte die Gespenster nicht, da es ohnedies in meinem Kopfe immer von allerlei Geistern anderer Art spukt und da ich mir diesen Abend selbst fast wie ein halber Spukgeist vorkam. Die Alte nannte jenen Wagen den „Tolvvogn" (sprich: Tollwaun), d. h. „der Zwölfwagen", und ich vernahm später, daß dieser Tolvvogn auf vielen dänischen

Schlössern gefunden wird. Das Wort ist andern dänischen Worten ganz analog richtig gebildet, wie auch die Predigt, welche Mittags um 12 Uhr gehalten wird, die „Zwölfpredigt" (Tolvprädiken) heißt, und ich vermuthe daher, daß es ein allgemein recipirtes sein wird.

Am andern Morgen öffnete ich beim hellsten, schönsten Sonnenschein meine Fenster und Thüren und sah nun zum ersten Mal die magnifique Lage und die prachtvolle äußere Gestalt des Schlosses. Christian IV. war ein großer Liebhaber des Wassers und er baute dieses sein Lieblingsschloß daher mitten ins Wasser. Dicht unter meinem Fenster plätscherten die Wellen eines hübschen klaren Sees an den soliden Mauern des Gebäudes. Und so weit ich mit dem Auge, wenn ich den Kopf zum Fenster hinaussteckte, reichen konnte, sah ich in alle Winkel und Ecken der Gemäuer die Wellen hineinspielen. Ich vermuthe, daß man den Grund, wie bei mehren andern dänischen Schlössern, mit eingerammten Pilotis befestigte.

Die Souterrains des Schlosses sind, deucht mich, für einen Architekten besonders interessant. Sie sind so geräumig und hoch, daß man sie fast zu Tanzsälen benutzen könnte. Dabei sind sie so vortrefflich gemauert, daß man in ihnen, obwol sie unter dem Niveau des Wassers liegen, auch nicht eine Spur von feuchter Kellerluft und also noch viel weniger von nassen oder feuchten Wänden entdeckt. Ich athmete diese Luft in Betracht dessen, daß es Kellerluft war, mit Entzücken und gedachte hier unter dem Wasser derjenigen überirdischen Gebäude, welche sich nicht einmal in der trocknen Luft der Schwämme und anderer

Wassergeister erwehren können. Die Souterrains führen ganz um das Schloß herum und ich stieg von ihnen aus noch einmal in die obern Regionen des Schlosses, um Alles nun beim Sonnenschein zu genießen, was ich gestern der Nacht unter ihren Fittigen weggestohlen hatte.

Man sagte mir, der König von Preußen, der so entzückt von diesem Schlosse gewesen, habe kurz nach seiner Anwesenheit Architekten hergeschickt, welche hier längere Zeit verweilt und von allen innern und äußern Räumen des Schlosses Pläne und Ansichten aufgenommen hätten. Sie werden sehr viele Zeichnungen haben aufnehmen müssen, um in Deutschland eine richtige Idee von den vielen hübschen Ansichten, welche dieses Schloß mit seinen verschiedenen eleganten Thüren, seinen beiden großen Höfen, der niedrigen Thorterrasse, welche die Höfe von einander trennt, seinen verschiedenen Balkonen und Ausbauten, den Brücken und Bogen, welche über das Wasser gehen, der kleinen Blumenterrasse, mit welcher es auf der einen Seite eingekantet ist, gewährt, zu erwecken.

Vor vielen andern Schlössern, die ich sah, hat Frederiksborg folgende Vorzüge: erstlich, daß es unter einem Könige angefangen und nach demselben Plan beendigt wurde, zweitens, daß die Nachfolger nicht viel oder wol gar nichts daran änderten. Durch das Ganze geht ein solider und großartiger Styl. Es ist daher besonders geeignet, den Kunsthistorikern als ein Beispiel zur Charakteristik des Geschmacks in einer gewissen Periode, nämlich des sechzehnten Jahrhunderts, zu dienen.

Das Schloß Holyrood in Edinburgh, an das es mich

am meisten erinnerte, ist jetzt zum Theil Ruine. Das heidelberger Schloß, das mir auch dabei einfiel, ist fast völlig zerstört und bestand noch vor seiner Zerstörung aus Bauten sehr verschiedener Kunstepochen. Die französischen Schlösser Versailles, St. Cloud 2c. sind viel spätern Ursprungs. In England findet Frederiksborg allerdings seine Rivalen und Modelle in den Schlössern Kenilworth und Warwickcastle 2c. Das Einzige, was die Zeit am Schloß Frederiksborg abgewischt hat, sind die Vergoldungen an den steinernen Einrahmungen der Fenster. Man hat einige Gesimse wieder zu vergolden versucht und es scheint mir, daß das Schloß nicht wenig an Zierlichkeit gewinnen würde, wenn man einmal das Ganze wiederherstellen könnte. Alles zusammengenommen, glaube ich, daß die roeskilder Domkirche und Frederiksborg die interessantesten Gebäude sind, welche auf dänischem Grund und Boden stehen.

Rund um den See herum, in dessen Mitte dieses zauberische Schloß schwimmt, erhebt sich der Boden etwas und ist überall mit Gartenanlagen und Buchenwaldungen geziert, durch die wir an dem schönen Herbstmorgen, der über diese Gegend erwacht war, spazieren gingen, und unter reizendem Wechsel der Scenen und Ansichten gelangten wir auf diese Weise zu der benachbarten königlichen Stuterei, die mich der weißgebornen Pferde wegen anzog, welche hier auferzogen werden.

So viel ich weiß, sind jetzt nur zwei Staaten in Europa im Besitz von Pflanzschulen für diese interessante Thierrace, nämlich Hannover und Dänemark. Die dä-

nische weiße Race stammt von der hannoverschen ab. Man glaubt aber hier, daß die dänischen Weißgebornen zierlicher sind als die hannoverschen. Uebrigens schienen mir die hannoverschen größer zu sein und mehr Figur zu machen. Wir zählten alle hier vorhandenen weißgebornen Thiere auf und brachten vier Stuten und elf alte Hengste heraus. Ich glaube, es waren auch noch ein Paar junge da. Der Anblick dieser edeln Thiere ist so einnehmend, daß ich mich wundern muß, wie nicht alle Könige sich eine Zucht davon zu verschaffen suchen. Ihr Haar ist glatt und glänzend wie weißer Atlas, und ihr Temperament, dieser Farbe gemäß, meistens mild und gut geartet, so wie das der fuchsfarbenen meistens falsch ist.

Jedes Thier, das bei der Geburt auch nur den geringsten Flecken hat, wird sogleich ausgemerzt, so wie bei den Lakedämoniern jedes fehlerhafte Bürgerskind aus dem Staatsgebäude gestoßen wurde. Dadurch wird die Zucht vollkommen rein und echt erhalten. Man erkennt den echten Pferdealbino hauptsächlich an der röthlichen Färbung des Innern der Nüstern und der Ohren. Auch haben sie bei den Augen einige Kennzeichen, die man mir zeigte. Das Weiße des Augapfels, sagten sie, müsse recht rein weiß sein und den dunkeln Augapfel auf allen Seiten rund umgeben, der Augapfel selbst vollkommen gleichmäßig dunkelschwarz. Sie zeigten mir ein Pferd, das sie seines Augapfels wegen nicht so hoch schätzten. Das Schwarz war in ihm gleichsam in Adern zusammengeronnen und wie in Aestchen zerspalten.

Diese weißgebornen Pferde werden für gewöhnlich nicht

gebraucht. Nur bei gewissen feierlichen Gelegenheiten fährt der König mit ihnen, z. B. alle Jahre im Frühling bei der Eröffnung des sogenannten „Hoiste Ret“ (des obersten Gerichtshofs in Dänemark).

Es fiel mir auf, daß diese weißen Pferde alle durchweg nordische Namen haben. Sie hießen Odin, Baldur, Dan rc., während dies bei andern Pferden der königlichen Marställe nicht der Fall war.

Es ist bei den Pferden wie bei den Menschen. Bei den letztern sind fast überall die völlig weiße und die völlig schwarze Farbe in der Kleidung als die feierlichste, würdigste und stets modige anerkannt. Und von den erstern sind auch die ganz weißen und die ganz schwarzen von jeher als die nobelsten betrachtet. Selbst die Romanzen- und Romanschreiber lassen ihre Helden und Heldinnen am liebsten entweder auf weißen Zeltern oder auf rabenschwarzen Rappen reiten oder fahren, und schon die bloßen Namen „Zelter“ und „Rappen“ haben daher einen etwas vornehmen oder poetischen Klang.

Nachher wurden wir zu einem freundlichen Imbiß eingeladen zu einem Herrn, der bald hier auf der Insel Seeland, bald auf der Insel St. Thomas in Westindien wohnt, weil er an diesen beiden entgegengesetzten Weltenden besitzlich ist. Er würzte uns das Frühstück mit Erzählungen von den wunderlich gemischten Sprachen der Neger der dortigen Inseln, welche man das Kreolische (det Kreolske) nenne und die aus englischen, spanischen und dänischen Worten und Redensarten zusammengesetzt sei. In dieser Sprache hieße z. B.: Wie geht es Ihnen? so: „Hoso ju

sa?", welches vielleicht eine Corrumpirung des romanischen „Cosi fate?" sei. Können Sie es sehen?" hieße: „Ju ka kik di?" „Ju ka" englisch: „You can". „Kik" dänisch und plattdeutsch: „kige" oder „kiken", „di" dänisch: „det". Ein bei ihnen beliebtes Sprichwort wäre, z. B. dieses: „Hundu suck makutu, makutu tu am", d. h. buchstäblich: „Huhn sucht Korb, Korb deckt ihn", also so viel als: „Wenn das Huhn hinter dem Korbe geht, so wird der Korb es decken", was sie von Jemanden sagen, der täppisch und dummdreist in eine ihm gestellte Falle geht. Man wird leicht in jener Phrase einige entstellte deutschdänische Worte entdecken. Was möchten doch wol für einen philosophischen dänischen Sprachforscher noch für eine Menge interessante Entdeckungen in jenen Gegenden zu machen sein. Wie interessant wäre es, wenn wir eine vergleichende Uebersicht aller der verschiedenen Arten und Weisen hätten, wie das Dänische im Munde der Grönländer, wie es in dem der westindischen Insulaner, dann bei den Bewohnern der Küste von Guineá und endlich bei den Hindus auf der Küste von Koromandel, wo überall in den dortigen dänischen Colonien die Barbaren das Dänische lernen müssen, sich gestaltet.

Offenbar gehören doch alle die verschiedenen Entstellungen der dänischen Sprache in diesen Ländern mit in eine vollständige Uebersicht der verschiedenen Dialekte dieser Sprache. Aber man entbehrt annoch in den dänischen philologischen Schriften aller Bemerkungen über diese Gegenstände. Freilich eröffnen die Engländer in ihren unermeßlichen Colonien den Sprachstudien ein noch viel grö-

ßeres Feld, da sich hier eine ganz unzählige Menge von Abarten und Variationen der englischen Sprache bilden.

Von Frederiksborg aus fuhr ich auf einem reizenden Wege durch die hübschesten Buchenhaine, die zu den größten Waldungen in Dänemark gehören und sich fast ohne Unterbrechung drei Meilen von Norden nach Süden erstrecken, nach Fredensborg. Dies ist ein anderes königliches Schloß, welches zum Andenken an den zwischen Dänemark und Schweden im Jahre 1720 geschlossenen Frieden von Friedrich IV. gebaut und die „Friedensburg" genannt wurde. Es ist also gewissermaßen ein Tempel der Concordia und ein solcher ist gewiß eine der schönsten Wohnungen, die ein König beziehen kann. Das Schloß hat eine ganz eigenthümliche Bauart. Durch die Hauptthüre des Gebäudes nämlich tritt man gleich in eine gewaltige, hohe, ungemein geräumige Halle, von der aus nach allen Seiten zu den andern Gemächern Corridore, die sich an diese Halle wie an das Centrum des Hauses anschließen, weiter führen. Diese Halle geht durch alle Stockwerke und ragt noch oben über dem Dache des Gebäudes hoch wie eine Kuppel hinaus. In der Mitte der Höhe führt im Innern eine Galerie herum, von wo aus wieder Corridore zu den obern Gemächern auslaufen. Die Wände dieser Halle sind mit großen Gemälden geschmückt, welche sich auf den Frieden von 1720 beziehen. Wahrscheinlich hatte also Friedrich IV. die Idee, mit dieser großen Halle einen Tempel nachzuahmen und die Friedensburg dadurch einem Friedenstempel noch ähnlicher erscheinen zu lassen. Für gewöhnlich sind die meisten Theile des Schlosses von sechzig

der Unterstützung bedürftigen Familien bewohnt, welche hier durch königliche Gnade freie Wohnung haben.

Es verdient wol bemerkt zu werden, daß man schwerlich ein Land finden möchte, in welchem ganze Theile der königlichen Gebäude mit so vieler Großmuth an Andere verliehen werden. (In der Christiansborg in Kopenhagen sind, um die Kunst zu fördern, mehre treffliche Räume an Maler zu Ateliers abgegeben.) Im Herbst, in der Jagdzeit, zieht auch oft der König auf Fredensborg ein. Da erschallt in jener herrlichen Halle einige Tage hindurch von dem Hörnerklange fröhliche Musik und an der königlichen Tafel werden dänische und deutsche Jagdlieder gesungen. Ueber Tafel wird den Jägern, welche während des Tages Fehler begingen, der Prozeß gemacht. Es treten Ankläger auf. Es werden Zeugen zur Rede aufgerufen. Die Angeklagten vertheidigen sich witzig und eifrig wegen eines Aufenthaltes, den sie im Jagdzuge veranlaßten, wegen einer Verspätung bei der Zusammenkunft, wegen eines Schusses, den sie zur Unzeit thaten, wegen eines Wildes, das sie nicht trafen, wo sie es hätten treffen sollen, oder das sie erlegten, wo sie es nicht hätten erlegen sollen. Es ist ein Richter da, der sie diktatorisch und inappellabel verurtheilt. Und dieser ganze alte Jagdgebrauch wird heiter und anmuthig geübt.

Das Schloß ist wieder von einem der schönsten Buchenparks umgeben, der sich zu einem kleinen See hinaberstreckt, welcher der Esrumsee (Esrom-Sö) heißt. Mir schien es, als hätte ich die seeländische Buche nirgends in schönerer Entwickelung und Gruppirung gesehen als hier.

Ein Maler fände hier wieder eine unerschöpfliche Fülle von Gegenständen zu Baumstudien. Eins der kleinen Thäler des Gartens heißt „Normandedalen" (das Thal der Norweger). Die Abhänge der Vertiefung sind auf beiden Seiten terrassirt und auf den Rändern der Terrassen stehen auf Postamenten lebensgroße Steinfiguren, welche die Nationaltrachten und Beschäftigungen der Einwohner der verschiedenen Gegenden von Norwegen und den Färoer=Inseln vorstellen. Unter jeder Bildsäule ist eine Inschrift, welche das Thal und das Kirchspiel angibt, aus welchem diese Darstellungen stammen. Da sieht man einen alten bärtigen Mann aus .... dalen, der Fische zu Markte trägt, oder „en kone, som gaaer til Bryllup paa Färoe (ein Weib, die zur Hochzeit geht auf den Färoer=Inseln), oder eine Soldatenfrau „borende mai til wagten paa Färoer" „die ihrem Mann Speise auf die Wache bringt auf den Färoer=Inseln", dann einen Holzhacker im Alltagsgewande aus Hitterdals=Kirchspiel in Tellemarken, dann wieder einen Bräutigam aus Bergens Stift, und wieder „en faeste pige" „ein Mädchen, das im vollen Kirchenschmuck zur Konfirmation geht". Kurz, man kann sich in diesem charmanten kleinen Thale, das einen norwegischen Mikrokosmos enthält, einen ganz deutlichen Begriff von allen täglichen Wegen und Geschäften jener entfernten Nordbewohner machen. Es ist schade, daß man dieses kleine ethnographische Museum nicht auch noch auf die Grönländer, Isländer, Shetländer, auf die dänischen Unterthanen in West= und Ostindien ausgedehnt hat, so würde es noch interessanter sein.

Ich besah die Statuen mit einem alten Schiffer vom Esromsee, der mir Alles in seiner Weise deutete. Als ich die Inschrift einer der Statuen nicht recht lesen konnte und zweifelte, ob das ein Norweger oder Färoer sei, sagte er: „Ja det er rigtig nok en Normand" (Ja, das ist wol ein ganz richtiger Normann). Ich fragte ihn, wie er das wissen könne? „Ja alle Normändene have saa en smilende ansigt" „Ja, alle Normannen haben so ein gewisses lächelndes Angesicht, wie dieser da". Ich möchte wissen, ob der Alte daran recht hatte.

Mit diesem Alten und einem seiner Compagnone machte ich am folgenden Tage eine Ausfahrt auf dem Esromsee, und von da aus weiter in die nördlichste Spitze von Seeland, in welcher ich die Ruinen eines alten Schlosses Waldemar's III. aufsuchen wollte. Es war ein grenzenloser Sturm und der See dermaßen aufgeregt, daß seine Wellen wild in dem engen Behälter auf- und niedertobten. Wir segelten eben so oft unter als über dem Wasser weg, und meine Schiffer mußten alle Augenblicke das Segel fallen lassen, um dem Rucke eines Windstoßes, der uns umzuwerfen drohte, die Gewalt zu benehmen. Das Steuerbort unsers Schiffchens stand hoch in die Luft hinaus, wie eine Mauer, und das Backbort sauste immer dicht über die Oberfläche des Wassers hin, wie der eiserne Reifen eines Schlittschuhläufers. Der See ist etwa eine Meile lang und auf beiden Ufern mit schönen Waldungen umgeben. An der nördlichen Spitze liegt Esrom, ein Dorf mit den Ueberresten eines ehemaligen Bernhardinerklosters. Dieses Kloster Esrom war eine der ältesten und reichsten

Abteien nicht nur in Dänemark, sondern auch im ganzen scandinavischen Norden, und unter den vielen Privilegien, die es genoß, war auch dieses, daß jeder wegen eines Verbrechens Verfolgte innerhalb seiner Mauern Asyl und Schutz fand, ein Privilegium, welches übrigens bis auf sehr späte Zeiten herab vielen Orten in Dänemark eigen blieb. Ich fand hier jetzt mitten in einer reizenden und fruchtbaren Wiesenniederung nur noch einen kleinen Hof, dessen Gebäude noch zum Theil von dem alten Kloster herstammen mögen und der ein Theil der königlichen Domänen ist.

Man sprach mir im Hause von unterirdischen Gängen, die hier noch existirten, und zeigte mir als einzig übriggebliebene Antiquität der guten Mönche einen kolossalen Eisenrost und Bratenwender, mit denen man Stadtmauern hätte einrennen können, den aber die Bernhardiner wahrscheinlich zu dem friedlichern Geschäft benutzten, ganze Hirsche oder Ochsen daran zu braten. Die Umgegend war lieblich und anmuthig und bestätigte mir wieder die alte Bemerkung, daß die Klosterherren des Mittelalters sich für ihre Niederlassungen immer entweder die besten Gegenden auszusuchen oder die vorgefundenen in solche zu verwandeln wußten.

Ich bestieg einen kleinen Bauerwagen und fuhr mitten durch diese hübschen Gefilde nach Norden weiter. Diese dänischen Bauerwagen machen, ich kann nicht genau sagen aus welchen in ihrer Bauart begründeten Ursachen, einen Lärm, wie keine andern Wagen der Welt, und sieht man den kleinen kurzen Hundetrab der Pferde nicht an, so ge-

nießt man der angenehm täuschenden Einbildung, daß man in Saus und Braus wie auf einer russischen Troika dahinfliege.

Die Reste des Schlosses Söborg liegen in der Nähe der nördlichsten Spitze von Seeland, des Vorgebirges Gilberghoved am Kattegat. Ich fand in der Nähe einen gastfreundlichen Prediger, der mich an Ort und Stelle führte. Der Platz, wo das Schloß stand, das sich in der dänischen Geschichte bei verschiedenen Gelegenheiten berühmt gemacht hat, liegt auf einer Insel, mitten in einem jetzt fast ausgetrockneten See. Daher auch wol der Name Seeburg. In dem Verließe dieses Schlosses schmachtete einst der berühmte Erzbischof von Lund, Jens Grand, mit dem der König Erik Menved in Streit gerieth.

Die Geschichte seiner Gefangensetzung, seiner Gefangenschaft selbst, sowie seiner Befreiung und seines fortgesetzten Streites mit dem Könige ist eine der interessantesten, die ich kenne, und reich an Zügen zur Charakteristik der damaligen Zeit (des dreizehnten Jahrhunderts). Der König trug Haß gegen den Erzbischof, weil er wider seinen Willen zum Erzbischof von Lund gemacht war. Auch gab er vor, daß des Erzbischofs Verwandte an der Ermordung seines (des Königs) Bruders Theil genommen hätten. Er beschloß, ihn gefangen zu setzen, und schickte den Herzog Christopher zu ihm, der ihn erst mit freundlichen Worten aus seinem Schlosse hervorlockte, dann ergreifen, binden und seines erzbischöflichen Habits berauben ließ. In bettelhafter Kleidung setzte man das Oberhaupt der Kirche des ganzen Nordens auf ein hinkendes Pferd und ließ den

Jens Grand so durchs Land treiben. Darauf sperrte man ihn in ein unterirdisches Gefängniß in Söborg, wo er sechsunddreißig Wochen schmachtete. Da glaubte man seine Kraft gebrochen zu haben, brachte ihn in den obern Raum des Thurmes und fing an, mit ihm zu unterhandeln. Aber der Erzbischof, obwol im Elende, wollte sich keine Bedingung für seine Freilassung vorschreiben lassen, ließ das Reich im Bann, in den es der Papst gethan hatte, und gab dem Könige in keinem Punkte nach.

Gute Freunde sandten ihm insgeheim Dinte, Federn, Feilen und Strickleitern. Nach langer Arbeit brachte der Erzbischof endlich seine Ketten mit der Feile los. Aber seine alten Glieder waren so erstarrt, daß er sich nicht rühren konnte. In der Nacht, wenn seine Wächter schliefen, kroch er zunächst auf Händen und Füßen in seinem Kerker umher, um einige Geschmeidigkeit wieder zu gewinnen, und endlich wagte er es, sich mit Hülfe eines seiner für ihn gewonnenen Aufseher an der Mauer herunterzulassen. Es gelang. Er kam zur Küste, wo seine Freunde ein Schiff in Bereitschaft hatten. Er entfloh und erregte dem Könige nun einen solchen Sturm im Lande, daß derselbe an den Papst den demüthigsten Brief schreiben mußte, den je ein König geschrieben hat. Er bat darin den Papst demüthigst (humilius suplico), daß er sich erbarmen und ihn würdigen wolle, ihn wieder gnädig aufzunehmen „quatenus me miserum corditer dignetur recipere vestrae sanctitatis pietas“, daß der Statthalter Christi das Schwert Petri wieder in die Scheide stecken und seinen Knechten das abgehauene Ohr wieder restituiren

möchte, und schloß mit den Worten: „Was soll ich mehr vorbringen? Sprich nur, o Herr, und dein Knecht wird hören.“

Außer Jens Grand haben auch noch andere merkwürdige Menschen in Söborg gefangen gesessen. Doch ist die interessanteste Geschichte, welche sich an dies Schloß knüpft, die Sage von der Geburt oder vielmehr Zeugung der großen Königin Margaretha. Sie war die Tochter des Königs Waldemar III., der mit seiner Gemahlin, der Königin Helvig, in Unfrieden lebte. Einem Diener des Königs hatte einstmal ein Waldweib, der er begegnete, die Prophezeiung gethan: „Grüße deinen König und sage ihm, daß Schweden soll zu Dänemark kommen, wenn der König sich in Liebe der Königin annimmt.“ Der König hatte zwar geschworen, daß dies nie geschehen solle. Aber als er eines Tages auf dem Schlosse Söborg weilte und am Abende ein schönes Mädchen erwartete, die er liebte, schlich sich statt derselben die verkleidete König zu ihm und gebar nachher eine Tochter, welche Margaretha genannt wurde und die später jene Prophezeiung durch die Calmarische Union zur Wahrheit machte.

Von demselben König Waldemar, der ein großer Jäger war und sowol hier in den großen Waldungen bei Söborg als im Süden von Seeland bei seinem andern Lieblingsschlosse, Gurre bei Wordingborg, häufig jagte, erzählte man mir hier zum ersten Mal eine andere Sage, die mein Erzähler auf die Umgegend von Söborg bezog, die man aber sonst gewöhnlich mit der Umgegend jenes Schlosses Gurre verknüpft. Es ist sehr häufig, daß solche

dem Volke gefallende Sagen an ganz verschiedenen Orten wieder erscheinen. Ist nur eine Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit da, daß die Sache sich auch hier zugetragen haben könne, so geben die Leute ihrer eigenen Nachbarschaft die Ehre.

König Waldemar hatte eine Geliebte, ein schönes Mädchen von Rügen, mit Namen Töwe Lille (kleine Töwe). Die Existenz dieses Mädchens und ihr Name sind in der dänischen Geschichte so ausgemacht, wie die von Christine Munk, der Freundin Christian's IV., von Düweke, der Geliebten Christian's II., und von andern berühmten Geliebten dänischer Könige. Die Sage und Dichtung fängt aber bei ihrem Tode an, den die Königin Helvig veranlaßte. Der König, heißt es, liebte sie so sehr, daß er sich sogar im Tode nicht von ihr trennen konnte, und ihre schöne Leiche in einem künstlich gezierten Sarge überall im Lande mit sich herumführte, wohin er kam. Ein Edelmann von seinem Hofe, der vermuthlich die Töwe Lille nicht bei ihren Lebzeiten gekannt hatte, war indeß neugierig, zu sehen, was denn wol den König in so hohem Grade an den Leichnam dieses Mädchens fesseln möchte. Er öffnete den Sarg und fand einen wunderbaren Zauberring an ihrem Finger, den ihre Mutter ihr geschenkt hatte und der auf den König eine unbesiegbare Anziehungskraft ausübte. Der Edelmann zog diesen Ring ab und warf ihn in den See. Sofort verschwand die heftige Liebe des Königs zu der Leiche seiner Geliebten und er ließ sie begraben. Zugleich aber fühlte er sich nun zu jenem See und seiner Umgegend mächtig hingezogen. Er weilte nirgends

lieber als in seiner Nähe und ließ in der Mitte des Sees ein Schloß aufführen, das er mit dem Festlande durch eine prächtige Kupferbrücke verband.

Er wohnte nun gewöhnlich auf diesem Schlosse, und wenn er hier in den umliegenden Wäldern bei Tag oder Nacht jagte, so sagte er oft in seinem Entzücken, „daß, wenn er hier nur immer jagen könnte, so möchte unser Herr gern sein Himmelreich für sich behalten. Er verlange dann nicht dahin“. Diese gottlosen Worte mußte der König nach seinem Tode damit büßen, daß er nun in der That nie zur Ruhe kam. Er wurde der wilde Jäger von Dänemark und er mußte nun seitdem wider seinen Willen um Mitternacht mit seinem brausenden Jagdzuge ruhelos durch Wald und Lüfte streifen. Uebrigens führte König Waldemar auch zur Zeit seines Lebens ein sehr hartes Regiment, und seine Unterthanen, die viel Abgaben zahlen mußten, um das Reich aus den damals sehr bedrängten Umständen zu retten, mochten ihm auch deswegen wol gern diese Strafe ewiger Jagd andichten.

Es ist indeß bemerkenswerth, freilich auch sehr erklärlich, daß, wenn in Dänemark das Volk etwas von den verschiedenen Waldemaren, welche das Land beherrscht haben, erzählt, es immer nur heißt „Kong Waldemar“ oder noch kürzer „Kong Wolmar“ (König Wolmer). Alle die verschiedenen Woldemare waren durch Persönlichkeit, Charakter und Schicksale sehr ausgezeichnete Männer und der Sagen von ihnen sind sehr viele. In der Vorstellung des Volks schmelzen sie aber alle zu einer Person zusammen, und ohne zu unterscheiden, erzählt es

immer: Kong Wolmar that einst dies oder das. Die meisten Sagen beziehen sich indeß auf König Woldemar III. Atterdag. In Rußland macht es das Volk eben so mit den verschiedenen Iwan Wassielewitschen, aus denen auch nur ein Mensch wird, der dann gewaltig viel gethan und erlitten haben soll.

An den wilden Jäger glauben hier indeß, wie man mich versicherte, noch alle Leute. Sie sagen, daß er besonders um diese Herbstzeit sich häufig zeige, und es gibt gewisse Tage, wo es gar nicht nutzt, die Pforten und Schlagbäume auf den Feldern zuzumachen, denn man findet sie doch am andern Morgen alle sperrweit offen, weil in der Nacht König Wolmar's Jagd durchzog, vor dem alle Thore und Thüren aufspringen. Indeß ist es beachtenswerth, daß der wilde Jäger zwar überall in Dänemark haust, wie auch in Deutschland, daß es aber nur auf Seeland König Waldemar und auf fast jeder Insel ein anderes Wesen ist.

Auf Fünen wird der wilde Jäger der „Palna-Jäger" (vielleicht von dem alten nordischen Helden Palnatoke) genannt. Er verlangt in der Neujahrsnacht vor jeder fünenschen Schmiede drei Hufeisen, und wo er sie nicht für sich fertig findet, da entführt er den Amboß des Schmidts mit sich durch die Luft.

Auf der Insel Moen wird dieses Luftgespenst der „grüne Jett" (Grön-Jette) genannt, von dem wieder mehre andere Sagen umgehen. In Jütland spricht man in einigen Gegenden vom „Horns-Jäger", in andern vom „Jons-Jäger", wieder in andern nennt man es den „Juden von

Upsala", und in Schleswig, wie ich schon oben anführte: „König Abel's Jagd". Nebenher zeigt sich in diesen Umständen wieder, wie jede der kleinen dänischen Inseln und Ländertheile ihre eignen Sagen- und Lebenskreise hat.

Das besagte Schloß Söborg ist nun jetzt fast spurlos verschwunden. Zuerst soll es in dem berühmten Kriege mit den Hansestädten, in der sogenannten Grafenfehde, zerstört und nachher abgebrochen und zu dem Baue anderer entfernter Gebäude benutzt sein. Das Einzige, was wir noch davon übrig fanden, waren einiges aus dem Boden etwas hervorblickendes Gemäuer des Souterrains und eine Menge Ziegelsteintrümmer, mit welchen das Terrain umher besäet war. Bis zu solchen Ziegelsteintrümmern, die man auf dem Boden auflieſt, sind fast alle dänischen Ruinen herabgekommen. Eine ordentliche Ruine gibt es fast in ganz Dänemark nicht, außer den Ruinen des Koldinger Schlosses in Jütland, das aber erst in ganz neuester Zeit (1808) zerstört wurde, und außer etwa dem bekannten Gänsethurm bei Wordingborg im südlichen Seeland, welcher der einzige Ueberrest des berühmten Schlosses der Waldemare ist. Alle alten Schlösser und Gebäude in Dänemark sind entweder noch jetzt in gutem Zustande und bewohnt, oder sie sind bis auf den Boden heruntergebracht und wie abgemäht. Es gibt in diesem flachen Lande durchaus keine solche alten Schloßruinen, wie man sie an den Ufern aller deutschen Flüsse findet, keine solche Stadtmauer- und Stadtthurmruinen, wie man sie gleich sieht, sobald man über die Ostsee schifft und in Preußen ankommt.

Wir Deutsche haben ja Ruinen aus allen Perioden

der Geschichte, die Dänen haben deren aus keiner Periode. Sie haben keine solche herrlichen und Alles überragende Abteien und Kirchenruinen wie die Engländer und Schotten. Selbst einige Theile Rußlands — in Kurland und Liefland sah ich großartigere Ruinen als in Dänemark — gehen ihm darin vor. Die südlichen romanischen Länder in Vergleich zu ziehen, wäre überflüssig. Dieser Umstand erscheint um so merkwürdiger, da es einige Länder gibt, welche noch heutigen Tages eine Menge Ruinen von Gebäuden besitzen, welche die Dänen bauten. Irland z. B. ist voll von dänischen Ruinen und man kann in jenem Lande kaum ein Paar Meilen reisen, ohne auf die Ueberreste eines dänischen „Mounts" oder dänischen „Castles" zu stoßen. Ja, es scheint, daß man sogar in Grönland größere dänische Ruinen findet als in Dänemark selbst. Es sind uns neuerdings von daher einige Ansichten von grönländischen zerstörten Schlössern und Gebäuden, Ueberresten der von den Skrällingern (Eingebornen) vernichteten alten dänischen Colonien, zugekommen, die bedeutender aussehen, als Alles, was man der Art in Jütland, Seeland und Fünen findet. Ich muß gestehen, daß das Phänomen mir so merkwürdig war, daß ich mit vielen Dänen darüber gesprochen habe. Viele schienen mir zu glauben, die Sache erkläre sich daher, daß man hier ehemals meistens nur aus Holz gebaut habe und daß deshalb die Gebäude keine Dauer gehabt hätten. Allein dies widerlegt der Umstand, daß noch jetzt viele steinerne Gebäude, sowol aus dem sechzehnten, als auch aus dem funfzehnten und vierzehnten, und sogar aus dem

dreizehnten und zwölften Jahrhunderte ganz wohlerhalten aufrecht dastehen, und dann meldet ja auch die Geschichte von unzählig vielen verschwundenen Gebäuden positiv, daß sie von Stein gebaut waren.

Ich glaube, die Sache erklärt sich eher aus dem Umstande des grossen Mangels an guten Steinen im ganzen Lande. Fast überall in Dänemark muß man entweder aus Backsteinen oder aus Feldsteinen bauen oder sich die guten Quadersteine aus der Fremde kommen lassen. Wenn nun ein Gebäude so sehr zerfiel oder zerstört wurde, daß man es nicht wiederherstellen konnte, so ließ man es nicht, wie es in andern Ländern geschah, in Ruinen liegen, sondern man brach die Ruinen bis auf den Grund ab und verwandte sie zu andern Gebäuden. Daher blieben nirgends Trümmer stehen und alle alten, so kostbaren Steine und Baumaterialien waren im Lande beständig gewissermaßen in Circulation und wurden bald so, bald so verwandt.

Ich habe fast kein Schloß in Dänemark besucht, von dem man mir nicht gesagt hätte, daß es früher anderswo gestanden, daß man es aber bei dieser oder jener Gelegenheit abgebrochen, auf den jetzigen Fleck hergeschafft und mit den alten Materialien das neue Schloß gebaut hätte. Ich will nur einmal einige dieser an andere Stätten geschleppten Schlösser anführen. Das alte haderslebener Schloß wurde niedergerissen von Herzog Johann 1557 und seine Materialien zum Bau eines neuen Schlosses eine halbe Meile davon verwandt; von dem ersten blieb keine Spur übrig. Das alte apenrader Schloß wurde von der Königin Margaretha 1411 abgebrochen und mit

den alten Steinen südwestlich davon ein neues Schloß aufgebaut; von dem ersten blieb keine Spur. Das Schloß Gyffelfeldt stand früher an einem andern Fleck; von Peder Oxe wurde es transportirt — „flyttet", sagen die Dänen — und an der jetzigen Stelle aufgebaut; von dem alten blieb keine Spur.

Die Ruinen dieses alten Schlosses Söborg wurden ebenfalls „flyttet" (transportirt) und zu einem andern Gebäude verwandt. Kurz, wo ich nur hinkam, da traf ich in Dänemark auf ein geflyttetes Schloß oder Kloster oder auf geflyttete Kirchen oder Thürme, so daß ich gestehen muß, das Wort „flytten" ist eins der häufigsten, welches mir in Dänemark vorgekommen ist.

Die Lage des alten Schloßrumpfes, den wir umwandelten, war im höchsten Grade einsam und ziemlich wild. Der See rund umher ist bis auf einige Wassertümpel ganz ausgetrocknet und an seine Stelle ist eine gewaltige Schilf- und Rohrwaldung getreten. Es wird das Schilfrohr von hier aus weit und breit zu architektonischen Zwecken, bis nach Kopenhagen hin, versandt. Und die Summe, welche man aus diesen großen Schilfwaldungen löst, gab man mir so hoch an, daß ich sie nicht zu nennen wage.

Uebrigens war mir das Factum der durch Kunst und Natur beförderten Austrocknung dieses Sees wieder interessant, da es mir einen neuen Beweis für meine Vermuthung gab, daß hier in Dänemark alle Seen in einer fortschreitenden Verkleinerung und Austrocknung begriffen sind. Der See, sagte man mir, sei früher bis ans Meer

gegangen. Es war also wol ein Fjord. Vielleicht war auch der Esromsee ein Theil dieses Fjords. Die Configuration der ganzen Umgegend, die ich durchreiste, sprach sehr für diese Hypothese.

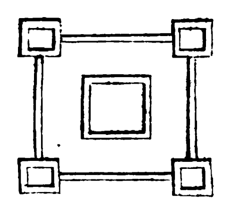
Es macht uns immer eine eigne Freude, die äußersten Spitzen von Inseln, Landzungen und Vorgebirgen, die höchsten Gipfel der Berge der entlegensten Landesenden zu betreten. Ich weiß nicht recht warum. Denn im Grunde genommen ist das Ende des Landes doch immer überall und man kann eigentlich nicht sagen, wo ein Land ursprünglich anfängt und wo es nun am Ende aufhört. Wenn man so an einem äußersten Landeszipfel gegen Süden oder Norden steht, so denkt man, hier ist also die dänische oder die und die Welt zu Ende und jenseits dieses Meeres beginnt nun ein anderes Völkerleben, eine andere Welt. Dasselbe kann man aber auch an jedem andern Punkte der Küste sich einbilden. Ja auch mitten im Lande bin ich an jedem Punkte am äußersten Ende der Welt, denn über mir habe ich überall die Luft, den Aether, die Sterne und alle die andern Welten und Elemente, in denen keine Deutschen oder Dänen mehr leben, sondern ganz fremdartige oder andere Wesen hausen. Dennoch aber freute ich mich, am äußersten nördlichen Zipfel von Seeland gestanden zu haben, und zog mich befriedigt wie Jemand, der einer Sache auf den Grund gekommen ist, zu meinem Wagen zurück, und dieser brachte mich in einigen Stunden wieder an den See, wo ich meine guten alten Schiffer fand, die mich am Bord ihrer kleinen Schaluppe erwarteten.

Einst in jüngern Jahren hatten sie auf der königlichen Marine gedient und ihr Vaterland gegen die Engländer und andere Feinde vertheidigt. Ihrem jugendlichen Uebermuthe war vielleicht oft die Ostsee eine zu kleine Schaubühne. Jetzt im Alter, da sie als Führer der königlichen Vergnügungsboote auf dem Esromsee angestellt waren, mußten ihnen die schmalen Gewässer genügen und sie waren auch herzlich damit zufrieden. Im Grunde geht es uns Menschen allen so. In der Jugend möchte uns allen die Ostsee, ja oft der ganze Ocean zu klein bedünken und im Alter sind wir froh, wenn wir einen kleinen ruhigen, im Wald versteckten See unser eigen nennen können. Sind doch selbst die Stürme, die unser auf solchen kleinen Seen warten, oft noch groß genug, so daß wir Alten ihrer kaum gewachsen sind. Die beiden alten Pensionaire hatten ihre große Noth, daß sie uns unertrunken nach Hause brachten. Es stürmte aber auch, als wenn der Kong Wolmar, der grüne Jette, der Jude von Upsala und Palnatoke alle zugleich in der Luft jagten, und ich zählte wenigstens sechs Momente unserer Reise, in denen ich, als Assuradeur, die Versicherung unsers Lebens nicht unter neunundneunzig Procent Prämie übernommen hätte.

III. Helsingör und der Sund.

Ich konnte am andern Tage nicht ohne die dankbarsten Gesinnungen gegen die zauberische Umgegend von Fredensborg scheiden und setzte meinen Weg nach Helsingör fort, indem ich noch viele Blicke auf die hinter mir verschwindende Landschaft zurücksandte. Als wir sie endlich aus dem Gesicht verloren hatten, war meine erste Sorge, daß mein Kutscher nicht zu lange auf der großen Heerstraße bleibe. Ich wünschte nach den Ruinen eines andern alten Schlosses zu fahren, das Goroe hieß und ebenfalls mitten in einem kleinen See lag. Wir gelangten dahin auf sehr schmalen, sehr holprigen, aber sehr unterhaltenden Feldwegen. Bisher bildeten auch diese Schloßruinen bloß einen hohen Schutt- und Erdhaufen. Man hatte aber vor kurzem die Erde weggraben lassen und das Grundwerk der Mauern auf diese Weise so herausgebracht, daß man Plan und Bauart des Schlosses erkennen konnte. Man sah deutlich, daß das Ganze der Hauptsache nach aus fünf Thürmen bestand, aus vier kleinen auf den vier Ecken und einem großen in der

Mitte. Die vier kleinen waren durch Mauern verbunden. Der Plan des Ganzen sah also ungefähr so aus:



Ich glaube, daß dies ein Haupt- und Grundplan ist, der für viele alte Schlösser hiesiger und anderer nordischen Gegenden diente. In dem innern Thurme, dessen Mauern noch etwa 10 Fuß hoch aus dem Boden hervorgearbeitet waren, hatten sich die Hauptgemächer befunden und die eigentliche Behausung der Schloßbewohner. Man sah darin noch einige Abtheilungen. In der Nähe des Schlosses lagen nur ein paar Käthnerhäuser und eine Schmiede. Sonst war alles einsam und sehr wild. Der Blick auf die Gewässer des kleinen Sees, der sich wieder mit verschiedenen Armen und Ausläufern zwischen waldigen Inseln und Ufern verlor, war von der Ruine aus ganz reizend.

Ich fand hier Jemanden, der mir wieder einige Variationen auf die Sage von Thöve Lille gab. Er wußte nichts von jenem Ringe am Leichname der Thöve, und erzählte mir von einer Perlenschnur, welche Thöve selbst in den See geworfen, um dadurch den König an die Gegend, wo sie wohnte, zu fesseln. Auch habe der Kö-

nig nicht nach dem Tode, sondern noch bei Lebzeiten seiner Geliebten geschworen, daß, wenn er mit ihr in jenem Thale und an den Ufern jenes Sees ewig leben könne, er nicht nach dem Himmelreich verlange.

Vielfach aufgefallen ist mir in Dänemark der Umstand, daß die Dörfer in diesem Lande in der Regel so klein sind. Ich glaube, die Dänen haben von Anfang an nicht in so großen eng zusammengebauten Dörfern gewohnt wie wir Deutschen. Aber in neuerer Zeit, bei den vielen Parcellirungen großer Güter und bei den Theilungen von Gemeinheiten, sind die Dörfer zum Theil noch kleiner geworden, und es gibt schon eine Menge Dörfer, die sich völlig aufgelöst haben, indem alle Bauern auf besondere isolirte Höfe gezogen sind. In Deutschland gibt es Länder, in denen gerade im umgekehrten Verhältnisse die Dörfer in einer noch steigernden Vergrößerung und Concentrirung begriffen sind. Zum Vortheil der polizeilichen Aufsicht und des Schulunterrichts gibt man in den meisten deutschen Staaten den Dorfbewohnern nicht leicht Erlaubniß, aus ihrem Dorfe ins freie Feld hinauszuziehen.

Ich finde, daß die Länder in den Beschreibungen, die wir von ihnen geben, sehr viel weniger interessant erscheinen als sie es in der Wirklichkeit sind. Dies kömmt daher, weil viele Arten von Reise- und Naturereignissen gar nicht beschrieben werden können, und dann auch, weil wir Beschreiber die Wiederholung fürchten. Denn zwar ist die Wiederholung in der Wirklichkeit mit allen ihren feinen undarstellbaren Nüancen immer wieder reizend

und angenehm, in der Beschreibung aber ist sie oft unleidlich, weil eben ohne einen großen Aufwand von Worten der Schriftsteller keinen entsprechenden Begriff in der Seele des Lesers erwecken kann. Und doch ist ja der eigentliche Zweck der Reisebeschreibung, daß möglichst alle Anschauungen, die der Reisende hatte, vorgeführt werden, damit dem Leser die Welt eben so weit, so schön und lebhaft aufgehe, wie sie sich vor den Augen des Reisenden gleich einem bunten Tableau entwickelt hatte. Allein in der Furcht und Verzweiflung, daß uns unsere Sache nicht gelingen oder daß wir zu weitläuftig werden möchten, überhüpfen wir Manches und sagen z. B. so: Gegen 9 Uhr morgens reiste ich von da und da ab und kam Abends 5 Uhr, durch viele hübsche Gegenden fahrend, da und da an. Dem Leser bleibt nun der ganze Strich zwischen beiden Punkten ziemlich dunkel, und er meint, der Reisende habe da nichts Besonderes erlebt und gesehen, während demselben doch in der That eine zahllose Menge hübscher oder charakteristischer Bilder vorüberglitten und eine Menge kleine bezeichnende Abenteuer, Personen, Unterredungen, Anschauungen begegneten, die er nun alle für sich behält, weil er nicht weiß, wie er es dem Leser alles beibringen soll. Die armen Leser, das Beste, mag ich wol sagen, bekommen sie nicht zu erfahren.

So muß ich denn auch hier nun wieder Manches für mich behalten, und wenn ich sage, daß ich nun von Gotroe aus direct auf Helsingör fuhr, den Leser bitten, daß er indeß auch ohne Schilderung jedes einzelnen Hügels in seiner Phantasie viele hübsche kleine Berge, Landschaf-

ten, Wäldchen und Dörfer erblicke. Am Ende des Horizonts bilde er sich ein, schon ein Stück von Schweden zu sehen und namentlich die einigermaßen hohen Berge Kullen und seine Nebengebirge, die hier weit und breit so berühmt, so weit gesehen und so viel genannt sind, wie der Blocksberg in der Grafschaft Wernigerode.

Je häufiger unsere beiden langsamen Pferde sich bemühen, ihre träppelnden Beine eins vor das andere zu setzen, desto schöner und deutlicher tritt das Bild jener berühmten Meerenge des Sundes uns vor Augen. Die dänische Stadt Helsingör mit ihren Thürmen unter uns, tief am Ufer des Meeres, und ihr gegenüber auf der andern Seite des großen Meeresstromes, ebenfalls hart am Rande der Küste, die schwedische Stadt Helsingborg mit einer großen, hohen, breiten, dicken Thurmruine in der Mitte.

Auf dem Wasser dazwischen sind wir sicher, eine Menge Segel zu entdecken, selbst wenn es kein großer Segeltag sein sollte. Wir fahren, immer die Blicke auf diese hübsche Scene rechts und links, auf die Segel und die merkwürdige Völkerstraße vor uns geheftet, endlich in die reinliche hübsche Stadt Helsingör ein, schütteln unsern Reisestaub an einem der ersten besten Hotels ab, und unser erster Gang ist nach jenem merkwürdigen Schlosse gerichtet, das auf der andern Seite der Stadt, auf der äußersten Spitze der Landzunge, an der engsten Stelle der Meerenge liegt und das Kronborg heißt.

Wir halten uns nicht lange bei der Inschrift der verschiedenen Festungsthore, die wir durchwandern, auf, verspa-

ren auch die Beschauung des Aeußern des majestätischen Schloßgebäudes auf morgen, und suchen sogleich die äußerste, hohe, kleine Platforme auf, wo der dicke Flaggenstab mit der Dannebrogsfahne errichtet ist, an dem kein Ostseefahrer, ohne ihn zu salutiren, vorübersegelt, und stehen dann hier auf einem der merkwürdigsten Punkte Dänemarks und überhaupt Europas. Denn wenn wir hinter diesen Flaggstab weg auf den kleinen schwedischen Hafen von Helsingborg zu visiren, so haben wir gerade diejenige Linie, welche kein Schiff passiren darf, ohne den viel besprochenen, oft bestrittenen, häufig bekriegten, stets geforderten Sundzoll zu bezahlen, und welcher gerade die berühmte Sundpassage mitten durchschneidet.

Es gibt nur noch drei andere Meerengen in der Welt, welche es an pittoreskem, geographischem, commerciellem und welthistorischem Interesse mit dem vor uns liegenden Sunde einigermaßen aufnehmen können. Diese sind der Bosporus, die Straße von Gibraltar und der englisch-französische Kanal. Afrika und Asien haben keine großen Binnenmeere und also auch keine bedeutungsvollen Sunde, Kanäle und Straßen. Und das große Binnenmeer Amerikas, der sogenannte mexikanische Meerbusen, hat eine Menge Einfahrten, die eigentlich nicht in Betracht kommen können, weil sie so breit sind, daß das Interesse hier nicht in solchem Grade auf einen kleinen Fleck concentrirt wird. Die vielbefahrene Straße zwischen Cuba und Florida gleicht freilich einigermaßen diesen vier genannten großen europäischen Meeresthoren, durch welche der Weltverkehr ein- und ausfluthet.

Das Interesse, das eine Meerenge bietet, wird in allen jenen Beziehungen, sowol in pittoresker, als in commercieller, als in welthistorischer Beziehung um so größer, je schmäler die Meerenge ist. Denn bei den sehr breiten Meerengen kann weder von einer malerischen Ansicht der Küsten, noch von einer politischen Herrschaft, welche die Anwohner über die eingeengten Gewässer ausüben, die Rede sein. Sie gleichen mehr der unmalerischen und unhistorischen offenen See.

Der Sund ist an der engsten Stelle nur 6340 dänische Ellen breit, er ist beinahe drei Mal enger als die Meerenge von Gibraltar und sechs Mal enger als die Straße von Dover und Calais. Es war daher begreiflich, wie die Dänen, welche von jeher bis auf die neuere Zeit beide Ufer des Sundes beherrschten und diese Straße so leicht versperren konnten, darauf kamen, sich gewissermaßen als die Herren und Besitzer des Sundes anzusehen.

Alle die Gewässer, die den Sund umgeben, das Skagerak, das Kattegat, sind sehr enge Gewässer. Diese Gewässer waren mit dänischen Inseln erfüllt und alle ihre Küsten von dänischen Unterthanen bewohnt, in jener Zeit, da Dänemark noch über Norwegen, über das südliche Schweden, über Esthland und zuweilen auch über Rügen und andere Gegenden an der südlichen Ostseeküste herrschte. Der Sund schien daher aus dänischen Gewässern in dänische Gewässer zu führen. Ja, man konnte sogar sagen, daß der Sund nicht nur zwischen dänischen Küsten, sondern auch über dänischen Grund und Boden hinwegfloß. Da Seeland und Schonen in uralten Zei-

ten zusammenhingen und die Ostsee erst später hindurchbrach, so war der Sund gewissermaßen ein im dänischen Lande ausgebildeter Kanal, über den Dänemark daher wie über einen binnenländischen künstlichen Kanal Herrschaft, Polizei und Zollgerechtigkeit ausübte. Dänemark fordert hier eigentlich einen eben solchen Transitozoll von den Schiffern ein, wie ihn alle Staaten von den Waaren einfordern, welche ihren Staat passiren.

Ein solcher Zusammenfluß von Umständen fand weder bei der Straße von Gibraltar, noch bei dem Pas de Calais statt. Nur der Bosporus und die Straße der Dardanellen haben die Natur eines binnenländischen Kanals noch in höherem Grade als der Sund. Auch hier große Enge des Meeresdurchbruchs. Auch hier dieselbe Herrschaft, auf beiden Seiten derselben verengte Gewässer rund umher. Daher auch hier von jeher ausgeübte Oberherrschaft, Polizei und Zollgerechtigkeit. Daher auch hier Schlösser wie Kronborg und Helsingborg, nämlich die Dardanellen.

Man könnte auch die Ostsee gewissermaßen mit den Binnenseen, z. B. mit dem Ladogasee, und den Sund mit der Newa vergleichen. Beides sind rund umher vom Lande umschlossene Wasserbassins, der Ladoga fließt durch die Newa ab, die Ostsee durch die einzige gut fahrbare Wasserstraße, den Oeresund.

Niemand wird Rußland das Recht absprechen, den Ladogasee und die Newa zu beherrschen und nach Gutdünken abzusperren; denn es ist ein im Völkerrecht anerkannter Grundsatz, daß alle Binnenwasserbassins, deren



Küsten rund umher von demselben Volke beherrscht werden, unter der Herrschaft eben dieses Volkes stehen. Eben so wie man das Bassin des Ladogasees nicht als einen Theil der allen Nationen offenen Weltgewässer, sondern als ein russisches Gewässer betrachtet, eben so konnte man auch einst, als noch die Türkei über alle Küsten des Pontus Euxinus herrschte, das schwarze Meer als ein türkisches Bassin betrachten, und die Türkei sperrte damals den Bosporus ganz den Principien des Völkerrechts gemäß. Ja selbst die Römer hätte Niemand zu der Zeit, als sie sämmtliche Küstenländer des Mittelmeeres bewältigt hatten, und als dieses Meer mit allen seinen Theilen ein römisches Binnenmeer geworden war, aus einem Kapitel des Völkerrechts tadeln und zur Rechenschaft ziehen können, wenn es ihnen beliebt hätte, die Straße von Calpe zu sperren. Auch die Venetianer haben von jeher die Herrschaft des adriatischen Meeres in Anspruch genommen.

Bei den Dänen war der Fall nun freilich nicht ganz so. Sie beherrschten zu verschiedenen Zeiten, wenn auch nicht alle Küstenländer der Ostsee, doch einen großen Theil, ja zuweilen entschieden den größten Theil derselben. Unter der Königin Margaretha z. B. standen sämmtliche scandinavische Küsten von dem westlichen Ende der Ostsee rund um die Ostsee, um den bothnischen Meerbusen bis an den finnischen Meerbusen herum, unter den dänischen Monarchen. Nur die Anwohner der südlichen und südöstlichen Bucht der Ostsee gehörten nicht zu ihren Unterthanen.

In sehr alten Zeiten, wo zu verschiedenen Malen die

Ostsee beinahe ein dänisches Binnengewässer war, wo die dänischen Flotten zuweilen die mächtigsten auf diesen Gewässern waren, entstand die Ausübung der Herrschaft Dänemarks über den Oeresund und, was davon eine Folge — die Einforderung des Sundzolls.

Da könnte man nun an die Juristen die Frage aufwerfen: Wie ist es nun in einem solchen Falle, wo eine Nation beinahe alle Küsten eines Binnenmeeres beherrscht? Wenn es sie alle, ohne irgend eine Ausnahme, beherrscht, so sprecht ihr ihm ohne Bedenken das Recht der Oberherrschaft über das Wasser zu. Soll dieses Recht verloren gehen, wenn nur die geringste Ausnahme in dieser Allümfassung eintritt? Soll nicht ein Staat, welcher beinahe alle Küsten beherrscht, auch ziemlich völlig berechtigt zur Herrschaft über das Meer erscheinen? Und that Dänemark damals ein so gar großes und krasses völkerrechtswidriges Unrecht, wenn es zu den andern Nationen sprach: „Was unser gehört und die Benutzung desselben können wir so hoch anschlagen, wie wir wollen, und wir sind berechtigt für die bloße Erlaubniß zur Benutzung unserer Gewässer einen so hohen Zoll aufzulegen, wie wir wollen.“

Abgesehen indeß von aller Ausdehnung der Herrschaft der Dänen über die Küsten der Ostsee, so scheint es, daß sie selbst als bloße Besitzer der Küsten des Sundes, als bloße Thorschließer der baltischen Gewässer nach dem Völkerrecht eine gewisse Aufsicht und Obergewalt darüber üben konnten.

Es ist zwar ein Princip des Völkerrechts, daß, wenn eine Meerenge zwei Meere verbindet, deren Küsten nicht

ausschließlich von einer Nation beherrscht werden und deren Schifffahrt daher allen Nationen gemein ist, diese dann nicht durch die anwohnende Nation geschlossen werden dürfe. Jedoch spricht man billig das Recht dazu dieser Nation nur insofern ab, als eine solche Benutzung der Straße ihr selbst nicht schädlich werde. Nach dem Völkerrecht geht die Herrschaft jeder Nation über die ihr Land umgebenden Meere so weit, als es für ihre eigene Sicherheit nöthig ist. Dies ist nun freilich ein sehr unbestimmter Begriff. Einige haben gesagt, es gehe die Herrschaft bis auf drei Meilen von der Küste, Andere haben eine geringere Anzahl von Meilen angenommen. In der Regel nimmt man jetzt einen Kanonenschuß weit als die gewöhnliche Grenze an. Durch besondere Tractate sind zuweilen besondere Grenzen zwischen den Staaten auf dem Meere festgesetzt.

Diesem Princip zufolge üben die Küstenstaaten in der Nähe ihrer Küsten das Recht der Polizei, der Oberaufsicht über Alles, was in diesem Meere vorgeht, üben das Recht des Fischfanges und rechnen sich noch alles Andere, was das Meer in der Nachbarschaft Brauchbares enthält, als rechtlichen Gewinn zu. Wendet man diesen völkerrechtlichen Grundsatz auf Dänemark an und umzieht man alle seine Küsten und Inseln, die es ehemals in der Gegend der Thore der Ostsee, in Jütland, in Norwegen, im jetzigen Schweden, in Seeland rc. beherrschte, mit in die Grenzen des Seegebiets, das seinem Dominium von rechtswegen anheim fiel, so sieht man, daß dies einen guten Theil aller jener engen Meere ausmacht.

Der Sund stand von beiden Küstenseiten her unter dem Einfluß der dänischen Kanonen. Von fremden Schiffen, welche hier passirten, konnten ja die dänischen Küsten, die dänischen Fischereien vielfach bedroht und benachtheiligt werden. Dänemark durfte und mußte hier also seiner eignen Sicherheit wegen ganz dem Völkerrechte gemäß eine Aufsicht üben. Diese polizeiliche Aufsicht war kostspielig und natürlich um so kostspieliger, je lebhafter die Schifffahrt wurde. Dänemark war gezwungen, Festungen an den Küsten anzulegen, Kriegsschiffe und Flotten auf dem Meere zu unterhalten, um seinen Seepolizeimaßregeln Nachdruck zu geben, und je mehr die andern Nationen seine Straße benutzten, desto umständlicher mußten diese Anstalten werden, damit keine Unordnungen passirten.

Es scheint daher wol billig, daß die fremden Nationen durch diese Ungelegenheit, welche sie Dänemark verursachten, sich die Auflage einer Entschädigung gefallen ließen. Außerdem genossen diese Nationen ja auch noch selbst Vortheil von jener dänischen Aufsichtsausübung. Dänemark hielt hier, wo bei dem Zusammendrange so vieler Völker und Schiffe so viele Collisionen möglich waren, einen Zustand des Rechts und der Ordnung aufrecht und verschaffte allen durch die Organisirung einer gesetzmäßigen Macht sogleich die erwünschte Gelegenheit, zu dieser zu recurriren.

Es war billig, daß man Dänemark für den Genuß dieses Vortheils eine Entschädigung zugestand, wie ja denn alle Abgabe, die man von fremden Durchpassirenden fordert, aus dem Gesichtspunkte ganz völkerrechtlich erscheint,

daß Jemand für den Genuß des Schutzes, der ihm durch die Existenz eines geregelten Staates zu Theil wird, etwas zu der Aufrechthaltung dieses ihm wohlthätigen Organismus beiträgt. Die Unterdrückung und Verhinderung von Seeräuberei und anderer Ungerechtigkeit, die Erleuchtung der Meerenge mit Leuchtfeuern, die Darbietung von Häfen im Fall der Noth und andere solche Vortheile, die der die Meerenge beherrschende Staat zunächst zu gewähren berufen ist und die er allein gewähren kann, geben ihm nach allen Principien des Völkerrechts ein vollkommenes Recht, wie Herr von Vattel in seinem Droit de gens sich richtig ausdrückt, „zu der Erhebung eines mäßigen Zolles" (à lever un droit modique sur les vaissaux, qui passent). „Un droit modique" nämlich deswegen, weil die beiden Meere zu beiden Seiten als allen Völkern offen und der die Meerenge beherrschende Staat nur als Thorwächter gedacht wird. Wäre er vollkommener Herr der Küste und Gewässer des Binnenbassins, so könnte er jenes droit so hoch setzen, wie ihm beliebte, oder er könnte auch den Eingang ganz verbieten.

Es scheint demnach also, als wenn die polizeiliche Aufsicht und die Einforderung eines mäßigen Zolles am Sunde von Seiten der Dänen in jenen Zeiten, wo sie beide Ufer des Sundes und viele benachbarte Länder und Gewässer, die Thore der Ostsee in ihrer ganzen Ausdehnung beherrschten, völkerrechtlich vollkommen begründet war, ja daß man zu Zeiten, wo die dänische Herrschaft einen sehr großen, wo nicht den größten Theil der Ostseeländer umfaßte, sogar etwas hätte zweifeln können, ob nicht die Dä-

nen fast das vollständige dominium besessen hätten und völkerrechtlich den Sund ganz nach ihrer Willkür öffnen oder schliessen könnten.

Allein abgesehen von aller völkerrechtlichen Befugniß und angenommen, die Dänen hätten gar kein Recht zur Anhaltung, Belastung und Bezollung der Sundschiffe gehabt, so hätten sie doch ein solches durch die vielen mit allen Nationen der Welt abgeschlossenen Traktate längst gesetzlich erhalten. Sowie das positive Civilrecht dem natürlichen Civilrechte derogirt, so derogirt auch das positive Traktatenrecht dem natürlichen Völkerrechte. Demzufolge kann eine Nation sich sogar ihres natürlichen Rechts begeben, auf dem offnen Meere zu segeln. Mehre Nationen haben durch Traktate das Recht verloren, auf dem Meere an ihren eignen Küsten zu fischen. Die Oestreicher entsagten durch einen Traktat zu Gunsten der Engländer ihrem Rechte, auf dem großen Ocean Schiffe aus den Niederlanden nach Ostindien gehen zu lassen. Dänemark schloß zu wiederholten Malen fast mit allen Nationen der Welt in Bezug auf die Passage des Sundes und in Bezug auf die Höhe des Sundzolles Traktate ab. Diese Traktate wurden häufig geändert, häufig erneuert und stehen nach ihren letzten Erneuerungen noch bis auf den heutigen Tag in Kraft. Es kann also kein Zweifel darüber sein, daß Dänemark stets sowol nach dem natürlichen, als nach dem positiven oder traktatenmäßigen Völkerrechte seine Oberherrschaft, seine polizeiliche Aufsicht und seine Zollforderung über den Sund ausübte.

Allein allerdings ist auch eben so wenig ein Zweifel darüber, daß die fremden Nationen sich der Ausübung dieses Rechts stets, namentlich in neuerer Zeit, sehr ungern unterwarfen, und daß der Verkehr der Nationen, der große Welthandel mehr Schaden durch den Sundzoll empfing als Dänemark Vortheil. Es haben sich seit der Begründung des Sundzolles im Mittelalter die Umstände zum Theil sehr geändert und diese Veränderungen sind in Kürze etwa diese: erstlich hat Dänemark nicht mehr so viele Besitzungen an dem innern Bassin der Ostsee als sonst. Es hat seine Colonien in Esthland, seine schonischen Provinzen verloren. Die ganze nördliche Hälfte der Küsten des Kattegats und Skageraks ist in Schwedens Hände gekommen. Dänemark ist nicht mehr die bedeutendste Handels- und Seemacht auf der Ostsee, seitdem die russische Flotte auf diesem Gewässer erschien, seitdem sich Schweden von Dänemark trennte und seitdem die Macht Preußens sich in so hohem Maße an den Südküsten jenes Meeres ausbreitete. Es hat daher kein so großes Interesse mehr an der Besitzung dieser Binnenländer und folglich auch kein so großes Interesse und Recht an der Bewachung des Thores zu diesen Ländern. Dazu kommt noch, daß sogar dieses Thor selbst nicht mehr in seinem ungetheilten Besitze ist, seitdem Schweden die nördliche Küste des Sundes erwarb und sich daher auch als gleichbetheiligt an den Rechten und Pflichten, die der Besitz dieses Völkerthores auferlegt, zu betrachten strebt. Weil im Sunde das Hauptfahrwasser an der dänischen Küste hingeht und die schwedische nur schlechtes Fahrwasser und keinen besondern Hafen hat, so

scheint indeß Dänemark hierbei noch in einigem Vortheil über Schweden.

Diese Umstände haben also, wie es scheint, der völkerrechtlichen Basis der dänischen Oberherrschaft über den Sund einiges Terrain entzogen, und abgesehen von den Traktaten, scheint Dänemark nicht mehr in dem Maße wie früher zu der Ausübung jener Oberherrschaft berechtigt, und es stützt sich also jetzt dieselbe der Hauptsache nach nur noch auf die fortbestehenden Traktate. Das Naturrecht scheint nun mehr zu Gunsten der andern Ostseenationen, welche sich an dem Südthore mehr als früher betheiligt ansehen, zu sprechen, und es ist hier daher jetzt, wie es scheint, allmälig eine Collision zwischen dem natürlichen und dem Traktaten-Völkerrechte eingetreten.

Diese Collision ist nun um so heftiger geworden, da das Interesse, was andere Nationen an der Ostsee haben, bis auf die neueste Zeit in eben dem Maße stieg, in welchem das dänische Interesse sank. Die politische Macht sowol, als der Handel Preußens ist bis auf die neueste Zeit herab in fortschreitender Entwickelung gewesen. Er hat zwar die alten Hansestädte und die polnischen Handelsstädte erst vom Schauplatze verdrängt, aber auf ihren Trümmern schwingt er sich nun mit um so größerer und einigerer Kraft empor. Der russische Handel hat noch nie die Ausdehnung gehabt, wie eben jetzt, und auch der schwedische Verkehr ist im Aufblühen und Fortschreiten. Die Anzahl der Schiffe, welche den Sund passiren, nimmt jedes Jahr zu und hat sich seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts mehr als verdoppelt. Man kann rech-

nen, daß jetzt jedes Jahr eine Flotte von über 15,000 Schiffen den Sund passiren und daß fast alle seefahrenden Nationen der Welt bei dieser Passage mehr oder weniger interessirt sind.

Dieser merkwürdige Aufschwung in dem Handel der Ostsee, die abnehmende Wichtigkeit der Betheiligung Dänemarks an den Ostseeangelegenheiten, zusammengenommen mit der in neuer Zeit immer zunehmenden Tendenz der Welt zur Beförderung eines möglichst freien und ungehinderten internationalen Verkehrs, haben es nun bewirkt, daß die mit einem solchen Zolle verbundenen Nachtheile den Völkern immer fühlbarer geworden sind, und daß man die Fragen, ob die Höhe des jetzigen Sundzolls ein „droit modique“ sei und wie man, ohne die eingegangenen Verträge zu brechen, Dänemark bewegen könne, von diesem Zolle abzustehen.

Es gibt zwar auch in andern Ländern, namentlich in Deutschland, eine Menge den Handel beschwerende Zölle und mehre Flußzölle, die man insofern willkürlich und gegen das Völkerrecht auferlegt nennen muß, als nichts dafür geleistet wird. So besteht z. B. noch immer der stader Zoll, der mit dem Sundzoll in sofern Aehnlichkeit hat, als Hannover, das den stader Zoll einnimmt, auch nur ein Ufer der Elbe hat, so wie Dänemark nur ein Ufer des Sundes. Auch diese Zölle sind verhaßt und ungerecht. Doch ist die Animosität gegen den Sundzoll um so größer, je Mehre darunter leiden, und weil der Fall einzig in seiner Art ist, daß eine der größten und wichtigsten Branchen des Welthandels, nämlich der ganze baltische Handel dadurch belastet

wird, während durch jene Elb- oder Weserzölle doch nur der Elb- oder Weserhandel oder noch kleinere Branchen des Welthandels beschwert werden.

Dänemark bezieht aus dem Sundzolle jährlich etwa zwei Millionen Reichsbankthaler. Da ungefähr funfzehntausend Schiffe durch den Sund gehen, macht dies also im Durchschnitt für jedes Schiff etwa 130 Bankthaler. Es ist aber wol wahrscheinlich, daß der Nachtheil, welcher dem Handel durch den Aufenthalt und die Visitation der Schiffe erwächst, unvergleichlich viel größer ist, als diese Summe. Denn erstens haben die Schiffe noch bei ihrem Einlaufen in Helsingör natürlich mancherlei andere Ausgaben. Die Schiffer müssen ans Land kommen. Da sie oft nicht Baarschaften genug haben, so müssen sie in Helsingör Credit suchen. Die helsingörer Bootfahrer, die dortigen Wirthshäuser, die dortigen Kaufleute, welche ihnen gegen Procente Credit geben, leben hauptsächlich durch sie. Ja, man kann sagen, daß fast der größere Theil der Stadt Helsingör bloß in Folge des Sundzolls und des dadurch in ihr veranlaßten Verkehrs existire. Die größten Kosten und Beschwerden entstehen indeß wahrscheinlich bei dem Aufenthalte aus dem oft eintretenden Verluste der Zeit und der Versäumniß der guten Gelegenheit zur Fortsetzung der Fahrt. Man bedenke, was es heißt, jährlich 15,000 Schiffe mitten in ihrem besten Laufe aufzuhalten und zum Ankern zu zwingen. Zeit ist Geld, sagt der Kaufmann. Rechnen wir auch im Durchschnitt einen Tag Aufenthalt auf jedes Schiff, so verliert der Welthandel jährlich nicht weniger als den Werth von 17,000 Tagen, der un-

schätzbar ist. Die Schiffer kommen natürlich gewöhnlich mit dem besten Winde in den Sund hineingesegelt und wünschen die Meerenge so schnell als möglich zu passiren, um wieder das offene Meer zu erreichen. Da müssen sie nun mitten in der schönsten Fahrt ihren Lauf hemmen, den trefflichen Wind vorbeistreichen lassen und riskiren, daß das Wetter sich ändere und daß sie entweder länger in dieser Meerenge zu verweilen gezwungen sind oder gar an einer ihrer Küsten oder Inseln zu Grunde gehen. Der Sundzoll mag jährlich eine Menge Schiffbrüche auf seinem Gewissen haben.

Der Kaufmann, welcher ein Schiff nach dem Sunde schickt, muß alle diese Risikos auf sich nehmen, muß nicht nur die besagten 130 Thaler Zoll für sein Schiff bezahlen, sondern muß auch noch die Extrakosten für die Stadt Helsingör tragen, Zeit verlieren, eine erhöhte Assekuranzprämie geben, endlich auch noch besorgen, daß seine Schiffer vielleicht in der Formalität wider ihren Willen etwas versehen oder wider seinen Willen etwas verbergen und dadurch ein noch größerer Aufenthalt und noch mehr Weitläufigkeiten veranlaßt werden. Auch muß er sich den Kopf darüber zerbrechen, daß er den Werth seiner Waaren genau angebe. Denn gibt er ihn zu niedrig an, so hat Dänemark das Recht, seine Waaren zu diesem Preise zu behalten. Dem sehr entfernten Kaufmann mag dies oft Mühe genug machen, denn er weiß ja nicht, wenn er z. B. von den Antipoden her eine Ladung schickt, wie der Preis der Waaren jetzt an der Ostsee gestiegen sei.

Es ist also nicht bloß jene Abgabe von zwei Millionen, welche auf dem Welthandel lastet, sondern es ist die Art und Weise, wie sie entrichtet wird, mitten auf der Reise. Im Hafen, am Ziel seiner Bestimmung eingelaufen, würde der Kaufmann ohne Schwierigkeit doppelt so viel bezahlen, und es sind alle die Nebenumstände und Nebenkosten, welche die Beschwerde vermehren. Dies sind Alles indeß noch ziemlich meß- und bestimmbare Dinge. Allein, so wie es in der Freiheit unbestimmbare Einflüsse und Belebungen gibt, so liegt es umgekehrt auch in der Beschränkung, daß sie durch unbestimmbare Wirkungen lähmend einwirkt.

Man hat mir hier gesagt, wie es sich zuweilen ereigne, daß aus sehr entfernten Weltgegenden Schiffe ankommen, welche noch gar nichts von der Existenz eines Sundzolles wissen, und welche dann hier erst erfahren, daß sie hier etwas zu bezahlen haben. Diese Fremdlinge, deren Kasse vielleicht nicht darauf vorbereitet war, die vielleicht bei keinem Kaufmanne in Helsingör sich Credit verschaffen können, mögen dann oft in üble Umstände gerathen sein; vielleicht müssen sie einen Theil ihrer Waaren zum Pfande lassen oder verkaufen. Die Schiffer und Kaufleute haben häufig keine vortheilhafte Vorstellung von den Beamten anderer Länder, die sie immer, so ehrlich und pflichtgetreu sie auch sein mögen, mit Mistrauen ansehen. Weiß der Himmel, was diese Leute nun nachher zu Hause jenseits des Aequators von ihren Abenteuern am Sunde erzählen mögen.

Es mag wol in England und Rußland, aber noch

nicht in allen Hafenplätzen Spaniens oder gar der Westküste Südamerikas jedem kleinen Kaufmann, der eine Expedition nach der baltischen See zu unternehmen gedenkt, bekannt sein, wie rasch und prompt die Schiffe am Sunde expedirt werden und wie ihnen gewiß aller nicht gerade nöthige Aufenthalt möglichst erspart wird. Es mögen da wol noch übertriebene Begriffe und übertriebene Besorgnisse vor dem Sundzolle herrschen. Es mag ihnen nicht bloß unbequem, sondern schreckhaft erscheinen, daß sie mitten in ihrer Fahrt unter den Kanonen einer Festung zum Ankern gezwungen werden. Es mögen daher, sage ich, nicht bloß in Folge jenes Zolls von durchschnittlich 130 Reichbankthalern, sondern auch in Folge der Furcht vor diesem Zoll eine Menge Unternehmungen nach der baltischen See unterbleiben.

Der Handel ist wie ein bequemer Mensch, der sich nicht zu geniren liebt und der lieber etwas verliert, als daß er sich darum incommodiren sollte. Er will völlige Freiheit in allen seinen Bewegungen „He will have his own way".

Es gibt Gewächse, die es nicht vertragen, daß man sie wie die Weinreben ziehe und binde. Man kann da nicht sagen, daß es ja nur ein kleiner dünner Bindfaden sei. Dieser Bindfaden ist hinreichend, um das ganze Gewächs leiden zu lassen. Sollte der Sundzoll einmal aufgehoben werden; sollte sich das Gerücht einmal über die ganze Welt verbreiten, die Barriere am Sund sei gefallen, so würde dies wahrscheinlich eine Belebung des Handels zur Folge haben, die mit den Umständen, daß

nun eine kleine Last von zwei Millionen Thalern von seinen Riesenflügeln genommen wurde, in gar keinem Verhältnisse stände.

Am schärfsten, zuweilen ohne Erwägung aller Verhältnisse, urtheilt das grose Publikum über den Sundzoll in Schweden und in Preußen. Ja, es hat sich in neuerer Zeit eine gewisse Animosität gegen den Sundzoll in ganz Deutschland verbreitet, selbst bei dem Publikum, das weder als Kaufmann, noch sonst bei der Sache betheiligt ist. Man kann sagen, Alles rufe hier geradezu und blindlings: „Nieder mit dem Sundzoll!" Bei Schweden begreift sich diese Animosität am leichtesten.

Es ist ein uralter Streit mit Dänemark, den die Schweden als Nachbarn, als Mitanwohner des Sundes und als Hauptküstenleute der Ostsee, welche das Unrecht des Sundzolls am meisten erkannten, am eifrigsten führten. Die Schweden machen sich daher auch, wie man sagt, weniger als alle Andere ein Gewissen daraus, den Sundzoll zu umgehen. Unter den schwedischen Schiffern gibt es und gab es von jeher die meisten . . . . . .*) Nach ihnen kommen die Bewohner der Südküste der Ostsee. Eigentlich ist hier auch der Kampf und die Widersetzlichkeit gegen den Sundzoll sehr alt. Denn die heutigen Preußen sind eigentlich die Nachfolger der ehemaligen sogenannten wendischen Hansestädte, welche von jeher Anstoß an dem

*) Hier habe ich leider einen Kunstausdruck vergessen, welchen die Dänen am Sunde zur Bezeichnung der den Sundzoll umgehenden Schiffe erfunden haben.

Sundzoll nahmen und das Recht dazu Dänemark nie recht zugestehen wollten. Jetzt haben die Preußen bei ihrer aufstrebenden großen Handelsmacht in Stettin und andern Orten einen neuen Anlaß dazu. Die preußische Regierung hat sich die Fessel des Sundzolls in neuerer Zeit so zu lösen bemüht, daß Dänemark dadurch kein Unrecht, dem Handel aber Vortheil erwüchse.

Auf der andern Seite steht Rußland, dessen Regierung sich zur Beschützerin auch dieser Verkehrshemmung aufgeworfen hat. Rußland hält so streng auf die Erfüllung der Pflichten seiner Unterthanen und der mit ihnen handelnden Fremden gegen die Sundzollbehörde, daß es kein Schiff in seine Häfen einläßt, welches nicht durch Vorzeigung des Sundpasses sich darüber legitimiren kann, daß es den Sundzoll bezahlt habe. Auch die Engländer, diese mächtigen Herrscher der Meere, kommen ihren eingegangenen Verträgen sehr pünktlich nach, und haben sich in den zuletzt stattgefundenen Unterhandlungen sehr nachgiebig bewiesen. Natürlich finden manche Mächte auch ihr Interesse an der Aufrechthaltung des Sundes, und es mag eben darin auch die Hauptschwierigkeit der Lösung der Frage liegen, und ich glaube, es ist geradezu lächerlich, wenn man des Sundzolls wegen allen Haß und Groll bloß auf die Dänen wirft.

Selbst wenn Dänemark geneigt wäre, Zugeständnisse zu machen, selbst wenn es seinen eigenen Vortheil bei der Annahme solcher Abkaufungsvorschläge, wie sie Preußen gemacht hat, finden, ja wenn Dänemark selbst bei der völligen Aufhebung des Sundzolles vielleicht indirect

auch dadurch gewinnen sollte, daß seine eigene Hauptstadt Kopenhagen sich zu weit größerer Bedeutsamkeit erheben würde*), so kann es doch nicht völlig frei nach eigener Ansicht handeln. Es ist eben eine Frage, bei der sehr viele Mächte ihre Hände im Spiele haben, und von jeher hatte Dänemark bei allen Sundzollverhandlungen mit einer einzelnen Macht auch die Stimmen, Ansichten und Meinungen der andern Mächte zu berücksichtigen.

Sowie im Auslande die Animosität gegen den verkehrhemmenden Sundzoll zugenommen hat, so zeigt sich dagegen umgekehrt in Dänemark, wie mir es scheint, eine merkwürdige Parteilichkeit für den Sundzoll. Das ganze dänische Publikum, selbst die Leute, welche direct gar nicht bei der Sache interessirt sind, zeigen sich im hohen Grade für die Sundfrage interessirt.

Ich glaube nicht, daß ein Reisender, der diese übrigens auch schon von Vielen gemachte Beobachtung publicirt und sie Andern mittheilt, eine Indelicatesse begeht. Ich wollte dieselbe als ein bloßes Factum, als eine unleugbare Wahrheit, ohne alle hämische Seitenblicke auf die Dänen, vorlegen. Auch finde ich jene Theilnahme des dänischen Publikums sehr begreiflich. Es handelt sich hierbei nicht bloß um den Geldpunkt. Dieser ließe sich ja wol am leichtesten ins Klare bringen. Es sind, glaube ich, auch Dinge dabei im Spiel, die sich nicht so leicht abschätzen

*) Der Sundzoll wirkt auf Kopenhagen natürlich wie ein ableitender Damm. Es gehen eine Menge Waaren über Hamburg in die Ostsee, um den Sundzoll zu vermeiden.

und abkaufen lassen. Die Dänen fühlen sich, wie dies auch sehr natürlich ist, durch die Idee geschmeichelt, daß sie gewissermaßen die Oberherren des Sundes sind, und daß sich vor ihrer Flagge hier alle, selbst die mächtigsten seefahrenden Nationen beugen müssen.

Die Nationaleitelkeit spielt bei allen Völkern in ihren Kriegs- und Friedensverhandlungen eine große Rolle, und es sind ja wol die kostspieligsten Kriege um kleine Territorien von geringem Werthe geführt, bloß weil der Nationalstolz es nicht zulassen wollte, daß man einem andern weiche.

Die Stellung eines Inhabers, Beherrschers und Thorwächters der baltischen Meere ist in der That eine unter den europäischen Völkern nicht wenig glänzende, und selbst abgesehen von dem Stolze, mit dem diese Stellung oder dieses Amt zu erfüllen im Stande ist, ist mit diesem Amte so viel politischer Einfluß verbunden, daß die Dänen sich nicht entschließen können, diese Stellung aufzugeben. Der Sund war gewissermaßen, wie ich oben andeutete, von jeher das Centrum, die Puls- oder Herzader des ganzen Lebens der Dänen. Ein Angriff auf ihre Hoheitsrechte im Sunde scheint ihnen daher ein Eingriff in ihr eigenstes innerstes Leben. Der Sund ist gleichsam das Capitol dieses Seevolks, von dem aus sie die Bewegungen der übrigen Völker bewachen. Die Dänen fürchten vielleicht, daß, wenn einmal die Passage durch dieses Capitol völlig frei werden sollte, sie an ihrer Selbständigkeit, an ihrer souverainen Volkshoheit wesentlich Schaden leiden könnten. Ich sage vielleicht, denn ich will

dies nur als eine Hypothese aufstellen. Man kann ja immer nicht mit apodiktischer Gewißheit sagen, dies oder das sind die Motive der Nationen. Man muß diese Motive und die Gedanken, welche die Völker bewegen, nur errathen.

Es wäre interessant genug, wenn man einmal alle die Anstalten und Einrichtungen, welche mit dem Sundzoll in Verbindung stehen, oder welche als eine Folge davon betrachtet werden müssen, zusammenstellen wollte. Da ich noch nirgends einen Schriftsteller gefunden habe, welcher es versucht hätte, dieses merkwürdige Institut in allen seinen Verzweigungen darzustellen, so thue ich wol nichts Ueberflüssiges, wenn ich hier das Wenige, was ich während meines kurzen Aufenthaltes als solche mit dem Sundzoll in Verbindung stehende Einrichtungen erkannte, zu einem Bilde zusammenzustellen versuche.

Da ist vor allen Dingen diejenige Institution oder Behörde, welche zur Reception des Sundzolls errichtet ist und den Mittelpunkt des Ganzen bildet, die sogenannte „Zollkammer am Oeresund" (Oeresunds Toldkammer). Diese Zollkammer steht unter einem Director, und es sind noch außerdem dabei angestellt vier Zollkämmerer, ein Zollinspector und eine Anzahl Comptoiristen und Translateure u. s. w. Im Allgemeinen sehr wenige Menschen, weil das Ganze sehr gut organisirt ist, und es fragt sich, ob es noch viele solche Behörden in der Welt gibt, wo mit so wenig Beamten, mit so geringem Kraftaufwande eine so bedeutende Zolleinnahme gehoben wird. Die Bequemlichkeit, mit der man die zwei Millionen Thaler Sund-

zoll erhebt, ist wol kein geringes Moment bei der Erwägung der Entschädigungsfrage, denn zwei Millionen Thaler sind die Zinsen von einem Capitale von etwa 50 Millionen. Wenn man bei der Capitalisirung des Sundzolls ein solches Capital auch auf die bequemste Weise anlegen wollte, so würde seine Verwaltung und die Einnahme der Zinsen doch wahrscheinlich viel größere Kosten machen und viel mehr Beamte erfordern als die Einnahme des Sundzolls.

Die Sundzollkammer hat in Helsingör ein eigenes Gebäude mit vier Hauptcomptoiren, bei denen natürlich vor allen Dingen Geschäftsmänner angestellt sind, die aller für den Ostseehandel wichtigen Sprachen mächtig sind; denn es werden, wenn ich recht verstanden habe, die Sundpässe, welche die Erlegung des Sundzolls bescheinigen, den Fremden sowol in dänischer als auch in ihrer eigenen Sprache ausgestellt. Die Geschäfte bei dieser Behörde werden so rasch und prompt befördert, daß sie im Stande ist, mehre Hundert Schiffe an einem Tage zu befördern. Ich hörte, man habe einmal schon 415 Schiffe an einem Tage spedirt. Da der Zoll auf verschiedene Waaren verschieden ist, so hängt die Schnelligkeit der Spedirung natürlich von der Beschaffenheit der Ladung ab. Ist diese sehr einfach, und sind sonst alle Papiere des Schiffs in Richtigkeit, so ist das ganze Geschäft in wenigen Minuten abgemacht.

Das Archiv dieser Sundzollkammer ist wol eins der interessantesten und eigenthümlichsten in der Welt. Man hat hier jedes der Schiffe verzeichnet, die seit 1638 den

Sund passirt und hier Zoll bezahlt haben. Und vermuthlich findet sich hier also ein Verzeichniß von mehr als einer Million Schiffe. Da man am Bosporus schwerlich solche genaue Verzeichnisse aufgesetzt hat, so ist es daher wahrscheinlich, daß keine Meerenge in der Welt so reiches Material zu der Geschichte des in ihr pulsirenden Handelslebens besitze, wie der Sund. Ueber allen menschlichen Institutionen schweben, so lange sie noch existiren, so viele Geheimnisse, und gewöhnlich kann erst dann, wenn sie verschwunden sind, eine authentische Geschichte derselben geschrieben werden, weil man dann erst ohne Furcht alle Archive und Geheimnisse der Oeffentlichkeit übergeben kann. Wahrscheinlich wird daher auch der Sundzoll erst dann eine umfassende und authentische Geschichte erhalten, wenn er einmal aufgehoben ist, so wie Venedig durch Daru seine Geschichte erhielt, als es in das Grab stieg. Ich beneide den, dem man dies Sundzollkammerarchiv einst zur Benutzung übergeben wird, weil er die interessantesten und bestbeglaubigten Facta über die Bewegung des Welthandels daraus wird ans Licht stellen können.

Das alte Archiv vor dem Jahre 1658 haben die Schweden entführt. Man wußte mir nicht zu sagen, ob sie es verbrannt, oder was sie sonst damit gemacht hätten, auch nicht, ob etwa davon noch ein Theil irgendwo in Schweden existire.

Ehemals herrschte hier am Sunde eine große Geheimnißkrämerei. Man machte aus Allem ein Geheimniß. In neuerer Zeit, wo überhaupt alle alten Geheimnisse über

unschädliche Dinge mehr beseitigt werden, ist man minder ängstlich geworden, und theilt solche unschädliche Dinge, wie ich sie hier erfuhr, allen Fremden mit, daher auch ich nicht glaube, eine Indelicatesse zu begehen, wenn ich sie hiermit wieder Andern mittheile, welche mit den interessanten Sundzollverhältnissen noch weniger bekannt sind als ich.

Bei der Besichtigung des Gebäudes der Sundzollkammer fiel mir nichts mehr auf, als ein großes Oelgemälde, auf welchem der Oeresund als ein Flußgott dargestellt war, der seinen Strom wie andere Flußgötter aus einer Urne ergoß. Dies Gemälde, das übrigens keinen ästhetischen, sondern nur einen ethnographischen Werth hat, macht klar, wie die Dänen den Sund aufgefaßt zu sehen wünschen — als einen Strom.

Da der Sundzoll von jeher in dänischem Gelde, oder zum Theil auch in gewissen eigenthümlichen Münzsorten (z. B. Rosenobeln) bezahlt werden mußte, und da die fremden Schiffer natürlich diese Münze nicht immer bei sich hatten, da ferner die entfernt wohnenden Kaufleute, welche den Belauf des Sundzolls nicht immer im Voraus berechnen konnten und ungern ihren Schiffern baares Geld für die Bezahlung des Sundzolls mitgaben, da sich aber natürlich die Zollkammer eben so wenig darauf einlassen konnte, Credit zu geben, als auch fremdes Geld anzunehmen, sondern baares dänisches Geld verlangte, so haben sich denn daher allmälig als Mittelglieder zwischen der Zollkammer und den Schiffern die sogenannten helsingörer „Schiffsklarirer" gestellt, d. h. hel-

singörer Kaufmannshäuser, welche, anstatt der Schiffer, den Sundzoll an die Zollkammer bezahlen und für den Credit, welchen sie dem Schiffer geben, seinen Prinzipalen Prozente berechnen.

Diese Schiffsklarirer, welche die ganzen Sundzollgeschäfte in so hohem Grade erleichtern, sind also eine zweite wesentlich wichtige Erscheinung in den durch den Sundzoll veranlaßten Einrichtungen. Man hat mir gesagt, daß die meisten großen Handelshäuser in Helsingör kein ander Geschäft haben, als das der Vermittelung der Zollkammer mit den fremden Schiffern, die also meistens direct mit der Zollkammer nichts zu thun haben, da jene Schiffsklarirer alles für sie besorgen. Die meisten jener Kaufherren sind zugleich auch Consuln für irgend eine der fremden Mächte, deren Schiffe am häufigsten den Sund passiren. Sie können daher in der Regel gute Kenntnisse von den Handelsverhältnissen in jenem fremden Staate haben, mit dem sie Verbindungen unterhalten. Sie kennen die dortigen vornehmsten Handelshäuser vielleicht schon par Renommée, und ein Schiffer, der aus diesem Lande kommt, kann daher gewöhnlich sich an den Consul seines Landes wenden. In der Regel bringt er natürlich einen Credit- oder Empfehlungsbrief mit, oder der Consul ist von seinem Handelsfreunde schon im Voraus von der Ankunft des Schiffers und Schiffes benachrichtigt.

Bei Handelsfreunden, mit denen sie in perpetuirlicher Verbindung stehen, ist natürlich auch dies nicht einmal nöthig, und die Schiffe eines Stieglitz in Pe-

tersburg, eines Jenisch in Hamburg u. s. w. passiren den Sund jährlich aus und ein, indem dabei von ihren Commissionairen in Helsingör die Sundzollgeschäfte regelmäßig und prompt besorgt werden. Der Bequemlichkeit des Geschäfts wegen geben diese Commissionaire ihren petersburger, hamburger, rigaer, stettiner 2c. Committenten einen längern Credit und schließen alle Jahre mit ihnen ab. Auch die Zollkammer gewährt zur Erleichterung des Verkehrs diesen helsingörer Schiffsklarirern, welche nun statt der Schiffer und Schiffsherren die Schuldner der Zollkammer werden, einen kleinen Credit, jedoch nur auf einen Monat. Es wird dadurch die Umständlichkeit vermieden, für jedes Schiff besonders zu bezahlen.

Die Differenz zwischen dem kürzern Credite, den er erhält, und dem längern, den er gewährt, berechnet der helsingörer Commissionair natürlich seinem Committenten.

Man sieht, daß die Schiffsklarirer eine durch den Sundzoll hervorgerufene Art von Banquiers sind. Zuweilen kommen Schiffe an, welche an keinen dieser Banquiers empfohlen, deren Rheder auch zu Helsingör unbekannt sind und die auch kein Geld zur Bezahlung des Sundzolls bei sich haben, vielleicht weil sie, wie ich schon oben andeutete, zuweilen gar nichts von der Existenz eines solchen Zolles wissen. Diese Leute haben dann wol Noth, sich Credit zu verschaffen, und mußten, besonders in frühern Zeiten, wol gar einen Theil ihrer Waaren zum Pfande lassen. Doch in der Regel findet sich Jemand, der sich beeilt, ihnen nach Einsicht ihrer Schiffspapiere Credit zu geben. Zuweilen riskirt er

dabei und verliert seinen Vorschuß. Da gibt es denn nun, wie bei allen Klassen von Kaufleuten, vorsichtige und ängstliche Leute, und wiederum kühne, die etwas wagen, und man sieht, wie nun eben der Kenntnißreiche und Geschickte auch hiebei klug speculiren muß, indem er zur rechten Zeit Credit verweigert oder gibt.

Sonst sollen einige wenige solide Häuser das ganze Geschäft geführt haben, jetzt aber sollen sich so Viele hineingedrängt und Credit zu erhalten den Schiffern so leicht gemacht haben, daß dieser ganze Handelszweig nicht mehr so vortheilhaft ist.

Es wäre gewiß nicht uninteressant, wenn einmal ein Kündiger eine kleine Darstellung der Geschichte, der Entstehungsweise, der Ausbildung, des jetzigen Zustandes dieses helsingörer Zollbanquiers- oder Schiffsklarirer-Corps der Art ihres Geschäftsbetriebs u. s. w. geben wollte, so weit sich dies thun ließe. Wie der Sundzoll selbst, steht dieses Corps, sein Gehülfe, als einzig in seiner Art da, und seine Geschichte und Statistik müßte gewiß viele Blicke in das Handelsleben thun lassen.

Wenn die fremden Schiffer ankommen, so ist die nächste Frage, wie sie zuvörderst auf die rascheste und bequemste Weise ans Land gelangen, um ihre Zollaffairen zu besorgen. Da ihnen alles auf Zeitersparniß ankommt, so finden sie es natürlich beschwerlich, ihre eigenen Schiffsboote herabzulassen und darin ans Land zu fahren. Oft ist auch das Wetter der Art, daß sie sich vielleicht scheuen, mit ihren eigenen Matrosen ans Land zu fahren. Zu ihrer Bequemlichkeit hat sich daher in Hel-

singör eine ebenfalls durch den Sundzoll hervorgerufene Bootführergilde gebildet, welche das Geschäft übernommen hat, die Schiffer mit dem Lande in Connex zu setzen, so wie die Schiffsklarirer den Connex mit dem Zoll vermitteln. Alles, was ich von dieser Schiffergilde hörte und sah, schien mir so interessant, daß ich es einer Mittheilung werth halte, und daß ich mich wundern muß, wie alle Reisebeschreiber des Sundes zwar den Anblick des Schlosses Kronborg, die vielen durchsegelnden Schiffe und andere Dinge schildern, so wenige aber solcher Dinge wie diese eigenthümliche Schiffergilde erwähnen, die doch für alle 15,000 den Sund passirende Schiffe — ja für die Welt — mehr Interesse haben, als alle Ansichten von „Kronborgsslot".

Man sieht in dem kleinen Hafen von Helsingör, auf dem Molo, der ihn umgibt, stets einige dieser berühmten Oeresund-Bootfahrer („Fährgemänd"). Es ist ihr gewöhnlicher Aufenthalt, und sie bewachen von da aus die See, um zu sehen, ob es etwas für sie zu thun geben möge. Meistens sind einige von ihnen mit einem Perspectiv beschäftigt. In dem Hafen, an dem Molo oder der Hafenbrücke hin liegen in langer Reihe ihre Boote. Der Anblick dieser Leute selbst, sowie ihrer Boote, erweckt Vertrauen. Letztere sind sehr stark und solide gebaut, und die erstern sind fast durchweg kräftige muntere Männer, in reinlicher blauer Kleidung. Sie bilden eine „Lauge" oder Gilde unter sich, deren Mitglieder allein zu dem Geschäft eines Oeresundfährmanns berechtigt sind. Man sagte mir, es wären jetzt 70 Männer in dieser

Lauge als Mitglieder eingeschrieben, dies wären aber nur die Capitaine. Jeder von ihnen habe noch gewöhnlich drei oder vier Gehülfen und in der Regel mehre Boote.

Natürlich halten sie darauf, nur ordentliche und auch moralisch tüchtige Individuen in ihre Gesellschaft aufzunehmen, da es sich gewöhnlich um die sichere Einbringung sehr werthvoller Sachen, nämlich der Schiffscapitaine mit ihren kostbaren Schiffspapieren und ihrem gefüllten Geldbeutel, handelt.

Da sie von Jugend auf zu ihrem Geschäfte erzogen werden, und da ihre Gilde schon lange existirt, so hat sich denn eine so große Tüchtigkeit bei diesen Leuten ausgebildet und eine Kenntniß des Sundes und alles dessen, was zu ihrem Geschäft gehört, daß man daher von ihnen rühmt, daß seit hundert Jahren noch kein von ihnen geführter Capitain nicht lebendig zur helsingörer Zollkammer und wieder zu seinem Schiff zurückgelangt sei, was, wenn es wahr ist, viel sagen will, da im Laufe eines Jahrhunderts sich allerdings im Sunde zahllose Wetterschwierigkeiten aufgehäuft haben mögen. Die Oeresunds-Bootführer scheuen keinen Sturm und Strom, und dienen den fremden Capitainen besser, eifriger und wirksamer als die eignen Leute der letztern, daher die Capitaine sich auch in der Regel lieber jener als dieser bedienen. Die helsingörer Fährgemand, so sagte man mir, gehen auch häufig ins Kattegat und in die Ostsee hinaus, besonders bei widrigen Winden, bei denen die Schiffer den Sund nicht passiren können, und dann gewöhnlich in Menge vor der Mündung des Sundes kreuzen. Sie fahren dann den Schiffern

entgegen, holen sie mit ihren Papieren nach Helsingör, wo die Sundzollgeschäfte abgemacht werden, und wo dann der Capitain, wenn sein Schiff mit günstigem Winde vorübergeht, wieder an Bord gesetzt wird, ohne daß er nur im geringsten aufgehalten würde. Man sieht hieraus, in wie hohem Grade diese treffliche Schifferinnung zur Milderung und Minderung der Zollunannehmlichkeiten beiträgt, und ein Historiker des Sundzolls müßte auch die Geschichte dieser Innung, die schon sehr alt sein soll, mit in das Gebiet seiner Studien ziehen.

Es sollen unter diesen Fährgemand des Sundes schon sehr alte Familien sein, die sich von Sohn auf Sohn in der Zunft haben aufnehmen lassen.

In der Hauptkirche zu Helsingör sah ich eine sonderbare Art von Weihgeschenken der Töchter der Fährgemand, nämlich die dicken messingenen Stäbe des Geländers, welches das Chor und den Altar der Kirche von dem Hauptschiffe absonderte. Auf jedem dieser Stäbe war mit schönen Schriftzügen der Name der Jungfrau, jeder „Hansdatter" oder „Knudsdatter" (Hans'-Tochter, Knuth's-Tochter), verzeichnet, welche das Geld zu ihnen hergegeben hatte. — Messingene Geländerstäbe für Kirchenaltäre zu schenken, muß nicht ein bloßer Einfall der helsingörer Fährmannstöchter, sondern eine allgemeine dänische Sitte sein; denn ich sah in andern dänischen Kirchen, z. B. auch in Kopenhagen, ebenfalls solche von Jungfrauen geweihte Stäbe.

Außer diesen, hauptsächlich dem Sundzoll dienenden Fährgemand soll es hier in Helsingör und überhaupt im Sunde auch noch eine Menge Lootsen und sogenannter

„bekaendte mand“ (bekannte Männer) geben, die den Schiffern nicht nur auf dem Sunde, sondern auch auf allen Gewässern der Ostsee dienen. Auf der Ostsee ganz unbekannte Schiffer sollen selten die Fahrt nach Petersburg allein unternehmen. Gewöhnlich nehmen sie einen dieser bekannten Männer, unter denen sich viele ehemalige Schiffscapitaine befinden, an Bord. Zuweilen thun sich wol sechs oder zehn Schiffe zusammen und segeln unter der Anführung eines solchen der baltischen Gewässer Kundigen nach Petersburg.

Ich weiß nicht, ob es wol noch andere, mit dem Sundzoll in Verbindung stehende Geschäftszweige in Helsingör gibt, außer den Innungen dieser Bootfahrer und dem Corps jener Schiffsklarirer, vermuthe es aber. Die Gastwirthe u. dergl. durch den Sundzoll in Helsingör hervorgerufene Etablissements übergehe ich, als sich von selbst verstehend.

Als mit dem Zoll ebenfalls in Verbindung stehend kann man nun natürlich auch die den Zollverordnungen Nachdruck gebenden militairischen Anstalten betrachten. Sie beschränken sich auf ein armirtes Wachtschiff, das beständig auf der helsingörer Rhede liegt, und dann auf die Kanonen der Festung Kronborg, die übrigens nicht allein dem Sundzoll dient, sondern überhaupt auch zur Vertheidigung des Landes bestimmt ist.

Es ist ein allgemeiner Seegebrauch, daß die Schiffe, welche vor den Kanonen einer Festung vorüberfahren, dieselbe entweder, wenn es Kriegsschiffe sind, durch Kanonenschüsse, oder doch wenigstens durch das Aufziehen ihrer Flagge salutiren. Hier am Sunde wird dieser

Gruß nun noch um so mehr verlangt, weil man hier die Schiffe, welche den Sund passiren, zu controliren wünscht. Jedes Schiff muß daher, so wie es die Batterien von Kronborg passirt, seine Farbe zeigen, oder eine Mahnung dazu von den Kanonen der Festung gewärtigen. Ein Constabler, der den ganzen Tag hier postirt ist, hat das Geschäft, alle die verschiedenen Flaggen, welche den Tag über passiren, zu verzeichnen. Es ist eine hölzerne Tafel errichtet, wo die verschiedenen Klassen von Schiffen nach ihren Flaggen verzeichnet sind, und wo er für jedes Schiff bei der Klasse, zu der es gehört, einen Strich macht. Uebrigens ist natürlich diese Controle nicht die einzige, welche hier zur Ueberwachung der Sundschiffe besteht. Ich wollte, ich hätte eine deutliche Einsicht in diese interessante Controle bekommen, denn ich dachte mir oft, daß bei dem großen Widerwillen, der bei allen Schiffern und Seeleuten gegen die Bezahlung des Sundzolls besteht, die Versuche, den Sundzoll zu umgehen, doch häufig sein müssen.

Die russischen Schiffe zwar werden wie gesagt, von ihrem eigenen Gouvernement zur Lösung eines Sundpasses angehalten. Und auch von andern Nationen, bei welchen dieser Zwang nicht stattfindet, werden die meisten Schiffer sowol als Kaufleute es unter ihrer Würde halten, den Sundzoll zu umgehen, weil ein Ehrenmann selbst solchen Forderungen, die er nicht für billig achtet, nicht gern auf Schleichwegen ausweicht, weil er sich lieber in das Unvermeidliche ergibt.

Nichts desto weniger aber dachte ich mir, müßte es

Manche geben, die gern von dieser Regel eine Ausnahme machten, die bei Nacht oder bei günstigem Winde die Passage forciren; ja in der That gibt es solche. Man hat mir aber versichert, daß selten ein solcher ganz unentdeckt und ungestraft davonkomme. Denn erstlich, wie gesagt, werden die passirenden Schiffe von der Festung aus beobachtet und verzeichnet, dann auch von dem dänischen Wachtschiff aus. Eine gewisse Controle üben gewiß auch die besagten Bootsführer aus, die den Schiffern schon im Kattegat entgegengehen, und die also über manches Schiff, was nicht zahlend passiren sollte, befragt werden können. Endlich helfen dann auch später die Zeitungen und die darin enthaltenen Schiffslisten dazu, etwaige Zolldefraudanten ausfindig zu machen.

Gesetzt, man wüßte bloß, es sei ein Schiff unter schwedischer Flagge, ungefähr von der und der Größe, von der und der Bauart, z. B. eine Brigg, passirt, ohne den Sundzoll zu bezahlen, so sieht man später in den Schiffslisten nach, wo etwa ein solches Schiff angekommen sein möchte. Da man die Namen und Capitaine derer, die bezahlt haben, kennt, so bringt man wol auf diese Weise die der Nichtzahler heraus. Ich weiß nicht, ob man nun in einem solchen Falle an die betreffende Regierung reclamirt. Aber gewiß darf derselbe Capitain mit demselben Schiffe den Versuch nicht noch einmal machen, ohne ertappt und zur Rechenschaft und Nachzahlung gezogen zu werden.

Ich will es auch noch als eine kleine Curiosität erwähnen, daß ich auf der Sundzollkammer in Helsingör

das vollständigste Verzeichniß der verschiedenen auf den Meeren der Welt wehenden Flaggen sah, das ich je zu Gesicht bekam. Es enthielt die Abbildungen von mehr als 300 Flaggen, und es war dasselbe, und dies war mir eben das Merkwürdige dabei, in Rußland angefertigt. Weder in Dänemark, noch in Holland, noch in England, noch in irgend einem andern der seefahrenden Länder, sagte man mir, habe man sich ein so vollständiges Flaggenregister verschaffen können, als in Petersburg. Es war außerordentlich gut gemacht und die Namen der Flaggen in russischer Sprache beigefügt.

Das Schloß Kronborg ist ein herrliches, solides und königliches Gebäude, das im rein gothischen Style vom König Friedrich II. im 16. Jahrhunderte gebaut wurde. Es ist eins der prächtigsten und bestconservirten alten Schlösser Europas, und die Landzunge, auf der es liegt, ist einer der ältesten Schloßplätze in Dänemark. Denn vor Kronborg stand hier das Schloß Krog oder Oerekrog, das im Anfange des 15. Jahrhunderts gebaut wurde, und vor diesem die uralte Flünderburg. Das Schloß liegt hoch, ist im Quarrée gebaut und umfaßt einen geräumigen Hof, der das Centrum eines starken Festungskreises bildet, welcher das Schloß mit seinen Wällen, Mauern, Gräben ringsumher umgibt. Auch ist der Boden überall unterminirt, sowol mit überwölbten, mehretagigen Casematten, als mit Minengängen, die weit unter der Oberfläche der Umgegend hinausgreifen.

In dem einen Thurme des Schlosses, dem man zu diesem Zwecke noch eine kleine Kuppel aufgesetzt hat,

brennt ein Leuchtfeuer. Ich erinnerte mich dieses Leuchtfeuers als eines kleinen rothen Farbenklexes auf einem großen herrlichen Oelgemälde vom Sunde gesehen zu haben, welches der treffliche Professor Dahl angefertigt hat und das sich in Dresden befindet. Die Erinnerung an dieses schöne Bild erweckte in mir die Lust, in jenen kleinen rothen Farbenschimmer selbst hineinzusteigen, und der Tag war schon so weit vorgerückt, daß wir einer Laterne nöthig hatten, um unsern Weg dahin zu finden. Ich ging zuerst auf den kleinen, mit dünnem Eisengitter umgebenen Balkon des Thurmes, zu dem von außen eine eiserne Treppe hinaufführt. Da diese sehr zierlich und aus dünnen Stäben gearbeitet ist, so konnte ich mir in der Nacht fast einbilden, ich stiege in den höchsten Luftregionen auf Wolkenstufen herum.

Auf jenem Bilde hat Dahl den Sund ganz ruhig dargestellt, und zwar im Schimmer des Mondlichtes. Obgleich das Licht der untergegangenen Sonne noch nicht völlig aus der Luft verschwunden ist, so sieht man doch schon des Mondes leise bleiche Strahlen über das Meer hinschießen, und neben ihnen leuchtet auch ein röthlicher Schimmer, der vom Leuchtthurm ausgeht, auf dem Meeresspiegel hin, der dem Seemann seinen Weg zeigt. Wir hatten jetzt ungefähr denselben Anblick. Nur fehlte es leider etwas an Schiffen auf dem Sunde. Man sagte mir, nur gerade erst vor zwei Tagen sei eine Flotte von 500 Schiffen durchpassirt.

Die Schiffe langen hier nämlich der Hauptsache nach meistens immer scharenweise an, wie die Fische. Dies

kommt ganz natürlich daher, daß der Wind sehr häufig entweder für die Ostseeflotte oder für die Kattegatflotte ungünstig weht. Da sammeln sich denn vor der einen oder der andern Mündung des Sundes allmälig eine Menge Schiffe an, und, wie gesagt, zuweilen sollen es vier bis fünfhundert (dies ist das Höchste, was vorkommt) sein. Springt nun der Wind plötzlich um, so geht dann diese ganze imponirende Masse von Segeln auf einmal durch den engen, nur 6000 Ellen breiten Schlund des Sundes. Weiß man also das Umspringen des Windes abzupassen, so hat man daher wol nirgends auf noch einem zweiten Punkt der Welt Aussicht, eine so große segelnde Flotte auf einmal zu sehen. Für gewöhnlich natürlich ist indeß auf der Themse die Bewegung des Schiffsverkehrs viel lebhafter als auf dem Sunde. Die Anzahl der die untere Themse passirenden Seeschiffe ist freilich nicht viel größer als die den Sund passirende. Beide Flotten mögen sich vielmehr an Zahl und Größe ziemlich gleich kommen. Allein die Schiffe auf der Themse werden dort länger aufgehalten und componiren dort häufiger und dauernder große Flotten und Gruppen, während man auf dem Sunde die lebhaften Momente sehr abpassen muß.

Den vielen Tausend Schiffen, welche hier jährlich bei Nacht passiren, zeigt eine einzige kleine Flamme den Weg. Denn nach der neuen wundervollen Erfindung der Franzosen ist nicht mehr Licht für einen Leuchtthurm nöthig, als aus einer einzigen Oellampe quillt. Wenn es die Aufgabe fast aller unserer raffinirtesten technischen Erfindungen ist, mit möglichst geringen Kräften möglichst viel

zu leisten, so muß man in der That diese französische Lampenconstruction im höchsten Grade bewundern.

In alten Zeiten verbrannte man auf hohen Warten ungeheure Massen von Holz und brachte doch nicht damit so viel Effect zuwege, als jetzt mit dieser einzigen Lampe. Dieselbe brennt mitten in dem aus großen Krystallscheiben zusammengesetzten Feuerthurm und ist zunächst von einem kleinen Krystallcylinder umgeben, dessen Wände hier und da einen Zoll dick sind. Dieser Krystallglascylinder besteht aus vielen Glasprismen, die alle unter einem verschiedenen Winkel geschliffen und gegen die Flamme in der Mitte so gestellt sind, daß sie alle Strahlen derselben auffangen, concentriren und auf die Oberfläche des Meeres werfen. Sieht man daher auf die Flamme von oben herab, so bemerkt man sie gar nicht, weil alle nach oben gehende Strahlen aufgefangen und nach unten geworfen werden. Aus der Richtung der Meeresfläche dagegen aufwärts leuchtet die Lampe mit blendendem Lichte. Auf diese Weise wird es bewirkt, daß ein einziges kleines Licht das Meer in einem Umkreise von mehren Meilen erleuchtet.

Die alten Leuchtthürme mit den vielen Lampen und den großen Reverberen und reflectirenden Spiegeln sehen recht unbehülflich und altmodig aus gegen dieses französische Licht. Ich glaube, es ist eine der hübschesten Erfindungen der neuen Zeit, deren Wohlthaten viele Tausende bedrängter Wanderer genießen und die doch verhältnißmäßig vom größern Publikum wenig beachtet wird, weil sie in der Regel nur an ziemlich entlegenen Orten,

auf hohen Thurmspitzen, auf öden Landzungen und minder zugänglichen Vorgebirgen zur Schau ausgestellt ist. Ich sah das erste Exemplar davon in Ostende und nachher einige andere in England. Es scheint, daß sie sich mehr und mehr in der Welt verbreitet.

Mich interessirte es dabei immer sehr, der stillen Arbeit der alten Lampenwächter zuzusehen, die beständig mit Scheeren, Messern, Schwämmen, Tüchern beschäftigt sind, den Docht der Lampen in Stand zu setzen, ihn mit rectificirtem Oel oder Thran zu tränken, die Prismen und die gläsernen Scheiben des Thurmes zu putzen, den Schweiß, der daran klebt, aufzuwischen, im Winter sie mit Salz zu reiben, damit sich kein Eis ansetze, und Alles so klar und proper zu halten, daß das Feüer auch der entferntesten kleinen, auf dem Meere schwimmenden Nußschale wie ein heller Stern leuchte.

Ich stieg denselben Abend auch noch auf einen andern Thurm des alten Schlosses, den sie den Telegraphenthurm nennen. Er ist dick und oben platt, und ich sah von hier aus über die Dächer, Schornsteine und übrigen Zinnen des Schlosses hinweg. Es ist natürlich unmöglich, auf diese Weise in der Dunkelheit auf den Thürmen und Dächern von Kronborg umherzunachtwandeln, ohne an Shakspeare's Hamlet und den königlichen Geist zu denken, den er auf diesem Schlosse umherschwanken ließ.

Zu Hamlet's Zeit wurde zwar natürlich an dieses Schloß noch nicht gedacht, wol aber existirte es schon zu Shakspeare's Zeit. Und wenn der Dichter die Scenen seines ergreifenden Dramas nach „Elsinore" (Helsingör)

verlegte, und wenn er darin eine Platforme des königlichen Schlosses, Staatszimmers und dergleichen vorkommen ließ, so ist es wol gewiß, daß Shakspeare dabei dieses Kronborg in Gedanken hatte. Wenn er auch selbst nie hier war, so mochte er doch durch englische Schiffskapitaine von Kronborg gehört und sich nach den Schilderungen derselben eine Vorstellung davon verschafft haben. Die Gegenstände und Gebäude gewinnen nicht nur ein Interesse durch die Dinge, welche wirklich in oder bei ihnen passirt sind, sondern auch durch diejenigen, welche als daselbst passirt vorausgesetzt werden.

Da Shakspeare dieses prächtige, in einer höchst imposanten Stellung am Sunde gelegene Schloß im Sinne hatte, als er seinen unsterblichen Hamlet concipirte, da jeder der Millionen Leser jenes unvergleichlichen Dramas sich in Gedanken dieses Schloß und seine gespensterhafte Platforme dachte, und da jeder hier ankommende Fremde das Schloß mit denselben Gedanken besuchte, so ist es Einem, wenn man nächtlich auf seinen Zinnen umherklimmt, in der That so zu Muthe, als seien diese Räume und Mauern durch die Literatur, durch die Gedanken — bloß durch die Einbildungskraft und die Phantasie gleichsam — geweiht.

Es war ein ziemlich frischer Nachtwind — „a nipping and an eager air", wie Horatio sagt —, als ich auf dem Thurme stand und in den Schloßhof und über den Sund, auf den völlige Finsterniß herabgesunken war, hinausblickte. Unten marschirten die dänischen Schildwachen auf und ab, wie Francesco, Marcellus und Ber-

nardo, und einwärts sah ich die großen Fenster der königlichen Säle schimmern, dieselben vielleicht, aus denen jene „flourishes of trumpets“ erschollen und in denen der König zechte und seine „draughts of Rhenish“ hinabstürzte, die dem Hamlet Gelegenheit gaben, einen Ausfall auf die Trinksitten der damaligen Dänen zu machen, welcher Ausfall in so hohem Grade mit dem übereinstimmt, was ein französischer Gesandter am Hofe Christian's IV. in seinen Memoiren über denselben Gegenstand gesagt hat, daß man auch hieraus wieder sieht, Shakspeare muß durchaus von den damaligen Zuständen der Dänen zum Behuf seines Dramas Notiz genommen haben.

Die Dekorationsmaler von Drurylane und Coventgarden sollten jedenfalls hierher nach Kronborg kommen und dieses Schlosses Lage und Bauart kennen, um ihren Darstellungen mehr Anstrich von derjenigen Wirklichkeit zu geben, wie Shakspeare sie sich dachte. Wir gingen hier oben immer Shakspeare'sche Phrasen durch den Kopf: Who's there? Answer me! Stand and unfold Yourself! —

> Look, mylord, it comes!
> Angels and ministers of grace defend us!
> Be thou a spirit of health, or goblin damn'd,
> Bring with thee airs from heaven, or blasts from hell,
> Be thy intent wicked, or charitable,
> Thou comst in such a questionable shape,
> That I will speak to thee; I'll call thee, Hamlet
> King, father, royal Dane: O answer me!

Uebrigens gibt es auch noch andern Stoff zur Anregung der Phantasie in diesem Schlosse genug, und

zwar tief unten in der Erde unter seinen Mauern. Wie der Geist des Vaters Hamlet's nämlich auf den obern Zinnen Kronborgs umherschwankt, so sitzt unten tief in einer Höhle, an einem steinernen Tische schlafend und auf immer gefangen und eingesperrt, mit dem Barte an den Boden festgewachsen, der arme Holger Danske. Ich hatte am andern Tage das Glück, zu seinem unterirdischen Aufenthalte geführt zu werden.

Das ganze Schloß steht, wenn ich, wie ich glaube, recht berichtet bin, auf lockerm Sandboden, und es hat daher zu seiner festen Begründung so großartige künstliche Substruktionen, wie wenige Schlösser. Die unmittelbaren unterirdischen Fortsetzungen der Mauern des Schlosses hatte man kürzlich auswärts ganz von dem umgebenden Boden durch eine rund herum veranstaltete Ausgrabung losgelöst. Diese Ausgrabung hatte man ausgemauert, oben wieder vermauert und nur hier und da kleine Luftlöcher mit Schornsteinen gelassen, so daß nun eine beständige Luftcirkulation um diese unterirdischen Mauern herum stattfand, und daß sie auf diese Weise sehr frisch und trocken erhalten werden müssen. Die Hauptsouterrains sind aber rings um das Schloß herum. Es sind tiefe bombenfeste Casematten, die mehre Etagen untereinander haben, sehr solide gebaut sind und aus alten Zeiten stammen. In einer der untersten Casematten zeigte man mir einen Steinblock und sagte mir, man nenne denselben Holger Danske's Schlafkissen. Die Casematten sind sehr weitläufig, wie ein Gewirre von zusammenhängenden Höhlen, und einer ihrer versteckten in die Tiefe

gehenden Gänge soll nun zu dem Raume führen, in welchem besagter Holger Danske ganz auf ähnliche Weise sitzt, wie unser Kaiser Friedrich auf dem Kyffhäuser, mit seinem langen Barte in den Tisch gewachsen.

Man kann sagen, daß beide Sagen bis auf den in Kronborg gezeigten Stein übereinstimmen. Denn auch auf dem Kyffhäuser zeigt man einen solchen Stein, den man auch mit dem Kaiser Friedrich Barbarossa in Verbindung bringt. Auch steht Holger Danske, so oft das Reich in Gefahr ist, auf, wie unser Kaiser, und zeigt sich an der Spitze der Kriegsheere mit seinem rothen Schilde. Viele Deutsche haben die Meinung geäußert, die Dänen möchten die Sage von uns copirt haben. Allein es ist wol möglich, daß sie bei den Dänen sogar älter ist, als bei uns, wenigstens wird Holger Danske als ein Zeitgenosse Karl's des Großen angesehen und unser als Deutschlands Schutzengel unter der Erde sitzende Kaiser war mehre Jahrhunderte später. Vielleicht wäre dabei aber noch erst zu untersuchen, ob denn nicht dasselbe, was man jetzt von Friedrich Barbarossa erzählt, schon viel früher von einem andern deutschen Helden erzählt sei. Uebrigens haben sich ja fast in allen Ländern ähnliche Sagen ausgebildet, ohne daß man eine Uebertragung nachweisen könnte. So z. B. auch in Böhmen, wo man sagt, daß der böhmische Löwe in einer Höhle an dem schroffen Felsufer der Moldau schlafend liege und in bedrängten Zeiten heraustrete und durch sein Gebrüll des Vaterlandes Helden erwecke und zum Streit aufrufe.

Es ist merkwürdig, daß die meisten dieser Sagen des

Vaterlandes Beschützer und Hüter nicht vom Himmel herabsteigen, sondern ihn in dem Boden unterirdisch schlafen lassen. Es geschieht dies wol um der Liebe und um des Vertrauens zu dem einheimischen Boden und um seiner Kraft willen, von der man die Erstehung neuer kräftiger Landeskinder erwarte. Auch im Herzogthum Schleswig sitzt der Volkssage nach ein alter Held unter dem Boden eines Berges, der von da im Fall der Noth rettend erstehen wird.

Holger Danske übrigens ist der dänische Roland. Er soll der Sohn des jütischen Königs Göttrik gewesen und von diesem an Karl den Großen geschickt sein, dem er dann in den Kriegen gegen die Saracenen in Spanien diente. Später zog er auch mit dem Kaiser ins indische Fabelland, wo er eine Frucht speiste, die seine Glieder unverwundbar und unvergänglich, wie die des Achilles, machte. Seine Geschichte und Thaten sind in einem berühmten, in Dänemark viel gelesenen Werke beschrieben, in „Holger Danske's Krönike" (Chronik). Auch sind der Sagen von ihm in verschiedenen Theilen Dänemarks mehre. In Jütland zeigt man seinen Hoi (Grabhügel), in welchem auch sein großes Schwert bewahrt liegt. In den unterirdischen Gängen von Kronborg soll man zuweilen Waffengeklirr vernehmen. Ein Mensch wagte es einmal, diesem Tone zu folgen und in die Tiefe zu Holger Danske hinabzusteigen. Er fand ihn mit seinen Gesellen und wurde von ihm mit den Worten bewillkommt: „Reich mir deine Hand." Der Mensch reichte ihm statt der Hand eine Eisenstange, die Holger so stark packte,

daß man seine Finger darauf abgedrückt sah. Er glaubte aber, er habe die Hand des Menschen und da er ihn keine Schmerzenszeichen von sich geben sah, so ließ er ihn endlich fahren und sagte: Nun, das freut mich, daß es doch noch Männer in Dänemark gibt.

Es ist interessant, mit diesen Sagen von Holger Danske die noch jetzt in Norddeutschland coursirenden Sagen von Roland zu vergleichen. Bekanntlich sehen mehre Städte in Norddeutschland ihn als den Beschützer ihrer Freiheit an und haben seine Riesenstatue sogar auf ihren Marktplätzen aufgestellt. In Bremen, wo dies z. B. der Fall ist, läuft die Sage unter den Leuten herum, daß, wenn diese Statue umfiele, es mit der Freiheit der Stadt zu Ende sei, daß es aber noch eine andere solche Rolandssäule unter der Erde gäbe, die gleich an die Stelle der umgestürzten gesetzt werden könnte, um die Freiheit doch noch zu retten. Sollte diese Stadt wirklich einmal ihre Freiheit verlieren, so wird es dann nur noch einen schlafenden Roland unter dem Boden geben, auf dessen Wiedererwachen man lange hoffen wird, bis dann allmälig auch diese Hoffnung mit sammt der Sage einschlummert.

Um nun mit dem Capitel der Gespenster auf einmal abzuthun, will ich zum Schluß noch bemerken, wie man mir sagte, daß auch unter den Soldaten der kronborger Festung noch alte Gespenstertraditionen umgehen und daß die müßigen Schildwachen, wenn sie des Nachts allein vor diesen alten Mauern herummarschiren, zuweilen sich einbilden, auf den Zinnen, Thurmspitzen und Dächern

des Schlosses eine weiße Frau zu sehen und sogar deutlich ihre weißen flatternden Tücher zu bemerken.

Das Innere des Schlosses bietet des Interessanten gar Vieles, zuerst die Zimmer, in denen die unglückliche Königin Karoline Mathilde nach dem Ausbruch der sie und Struensee stürzenden Conspiration gefangen saß, ehe man sie hier einschiffte und nach Deutschland brachte. Man sagte mir in Dänemark, daß erst kürzlich die Geschichte einer Contraconspiration geschrieben und publicirt sei, welche den Zweck gehabt hätte, die von einer Partei sehr geliebte Königin wieder zurückzubringen. Es soll darin viel Interessantes enthalten sein. Doch bekam ich leider das Buch nicht zu sehen.

Obwol König Friedrich II. das Schloß bauen ließ, so rührt doch die ganze innere Einrichtung wieder von dem großen königlichen Baumeister Christian IV., des Erstern Sohn, her, der Mehres vollendete, was der Vater begann. Die alten Thüren, die von einem Zimmer zum andern führen, sind auffallend niedrig, nämlich nur zweiundsiebzig dänische Zoll hoch. Da nun die Historie berichtet, daß Christian IV. vierundsiebzig Zoll hoch war, so hat man nun das sonderbare Faktum gefunden, daß der König, der hier öfter residirte, wenn er durch seine Zimmer schritt, sich immer zwei Zoll tief bücken mußte, um durch seine eignen Thüren zu kommen.

Die Zimmer dienen jetzt zu verschiedenen Zwecken, zur Wohnung der Commandanten und anderer Offiziere und Beamten, als Kasernen, Magazine, Arsenäle. Ganze Reihen anderer Zimmer fand ich leer. In einem dersel-

den zeigte man mir 106 sehr interessante Ansichten von Kopenhagen und seinen Hauptgebäuden, wie sie vor hundert Jahren ausgesehen, und außerdem Etwas, was mich an das Normannenthal in Fredensborg erinnerte, nämlich eine große Reihe von Bildern, welche Ansichten von Natur- und Volksscenen aus dem Lande der Lappen und Finnen enthielten. Ich hatte in dieser interessanten kleinen ethnographischen Galerie einen Herrn zum Führer, der in seiner Jugend selber mit seinem Vater bei den Lappen gewesen war. Er beschrieb mir seinen Besuch, den er mit seinem Vater bei einem sehr reichen Lappen gemacht hatte, dessen Reichthum man auf nicht weniger als eine Tonne Goldes anschlug. Er besaß 1800 Rennthiere und zeigte ihnen nach der Mahlzeit, als der Wein sein Herz etwas erweicht hatte, in seinem Zelte ganze Fässer voll gemünztem Silber und Golde. Jetzt sollen solche alte reiche lappische Patriarchen, die Fäßchen mit Dukaten und Speciesthalern auf ihren Wanderungen mit sich herumführten, wie sie ehemals zur dänischen Zeit existirten, sehr selten werden. Ich würde wol noch Mehres über die Lappen mittheilen, was man mir in Dänemark von ihnen erzählte, wenn ich nicht fürchtete, daß man dies für eine Abschweifung halten würde, obwol ich selbst es nicht dafür halte; denn mir scheint es offenbar, daß man jetzt nur noch bei den Dänen, die ehemals über jene Nordländer herrschten, mancherlei Nachrichten von dem Zustande der Lappen des vorigen Jahrhunderts einziehen kann, Nachrichten, die vielleicht zum Theil in Norwegen selbst verloren gegangen sein mögen, und daß daher

dergleichen allerdings zu dem Gebiet der Studien eines dänischen Reisenden gehört.

Der Rittersaal des Schlosses erscheint jetzt von außen geschmückter als von innen. Es stehen auswärts große steinerne Statuen darum her. Die Dänen, so lernte ich hier, nennen einen solchen Hauptrittersaal „Hoien Loft sal“ den „Hochboden-Saal“. Von innern Räumen im Schlosse ist aber jedenfalls der interessanteste die Schloßkapelle. Sie war in früherer Zeit auf das grausamste behandelt, aller ihrer interessanten Kunstwerke beraubt, die man in Souterrains oder in andern Räumen des Schlosses aufgehäuft hatte. Sie wurde, wenn ich nicht irre, als Magazin benutzt.

Der jetzt herrschende König, unter dem so viele werthvolle Kunstwerke wiederhergestellt sind, hat jene Kostbarkeiten wieder hervorziehen und die Kirche aufs geschmackvollste ganz so herstellen lassen wie sie ehemals war. Am Altare findet man wieder eins von jenen dänischen Kunstprodukten, welche Thorwaldsen lobte, und welche auch freilich wol das Auge anderer Beschauer als trefflich erkennt. Es ist die Kreuzigungsscene, en miniature in Alabaster ausgeführt, wie der Herr sich zu dem reuigen Verbrecher wendet und ihm das Paradies verheißt. Die Schmerzensangesichter der beiden Dulder sind nahe zu einander gewandt und man verspürt etwas von dem Troste, den Beiden diese wunderbare, in der letzten Stunde entstandene Freundschaft gewähren mußte. Christus ist wie gewöhnlich an ein regelmäßig gezimmertes und gehobeltes Kreuz genagelt. Die beiden Verbrecher aber an rohe un-

bearbeitete Baumstämme, an denen man die Stumpfe einiger Aeste stehen ließ. Ihre Beine sind an diese krummen Aeste in sehr unbequemen Stellungen befestigt. Diese Darstellung hat etwas Ungewöhnliches.

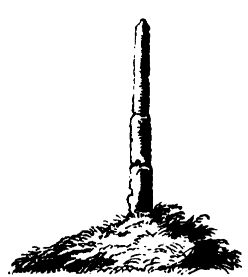
Die Kirche ist durchweg mit sehr hübschem und geschmackvollem Holzschnitzwerk geziert. An den Wänden über den Kirchstühlen laufen eine Reihe von Bibelsprüchen in großen goldnen Buchstaben in der ganzen Kirche herum. Die Inschrift läuft in alle Winkel der Kirche hinein und kommt sogar in die Pfosten der Eingangsthüre herum und endigt endlich zu beiden Seiten der Thüre. Diese Inschrift war auch zerstört und ist erst jetzt vor zwei Jahren wiederhergestellt. Sie ist in deutscher Sprache, wie viele von den Inschriften, die von den alten dänischen Königen herrühren.

Da man nicht Alles lesen konnte, so wurden dänische Gelehrte mit der Entzifferung und Ergänzung der Inschrift beauftragt. Weil es deutsch war und jetzt die deutschen Inschriften in dänischen Gebäuden etwas auffallender sind als sonst, so stutzten die dänischen Gelehrten dabei, was ich in der That sehr natürlich finde, und fragten an, ob die Inschrift nicht etwa in dänischer Sprache restituirt werden solle, worauf sie den Bescheid empfingen: was deutsch gewesen sei, soll auch wieder deutsch werden, und es habe beim Alten zu verbleiben. Die dänischen Prediger suchten darauf in der deutschen Bibel passende deutsche Sprüche aus, welche zur Ergänzung der Inschrift dienen könnten. Man hat mir auch nicht gesagt, daß die Leute an dieser großen goldnen, neuerdings erstandenen

deutschen Inschrift auf dem kronborger Schlosse besondern Anstoß nehmen. Ich führe dies Faktum nur als einen kleinen Beitrag an zur Beurtheilung des Grades der dänischen Animosität gegen die Deutschen, die wir uns in Deutschland gewöhnlich so groß denken. Ich frage mich immer bei solchen Gelegenheiten, wie hättest du es und die Deinigen wol selber in einem ähnlichen Falle gemacht? Was immer vor allen die beste Frage ist, um zur Gerechtigkeit geneigt zu werden.

Es wird Einem schwer, einen so interessanten Punkt wie Kronborg-Slott zu verlassen. Die bornholmer Sandsteinquadern, mit denen das Ganze überkleidet ist, machen viel Reparatur nöthig, da sie, wie man mir sagte, häufig abfielen und verwitterten. Vorn an der Spitze der Festungslandzunge bricht das Meer ein und man hat ihm hier einen großen Damm, der aus Felsblöcken besteht, entgegengesetzt. Ich bemerkte mir noch so vieles Interessante bei meinen Spaziergängen über die Wälle und Befestigungswerke, kopirte mir auch die Inschriften des alten Festungsthores. Doch behalte ich dies Alles lieber für mich, um meinen Leser nicht zu lange mehr diesseits des Sundes aufzuhalten, wo ich indeß doch noch einen Ausflug mit ihm machen muß, und zwar zu Hamlet's Grab. Man hat nämlich in neuerer Zeit hier in der Nachbarschaft von Helsingör einen Hügel entdeckt, den man, ich weiß nicht auf welche Autorität, für Hamlet's Grab ausgegeben hat. Er steht in dem Parke, welcher zu dem kleinen königlichen Schlosse Marialyst gehört. Man hat irgendwo, ich weiß nicht wo, drei runde Steine

ausgegraben, die wie Trümmer einer rohen, sich nach oben stark verjüngenden Granitsäule aussehen. Diese drei Säulentrümmer hat man auf jenem prätendirten Hamletshügel übereinandergesetzt und das Ganze nimmt sich daher ungefähr so aus:



Wunderlich genug sieht es aus. Aber sehr anziehend fand ich dies Monument nicht. Denn wenn Hamlet je existirt hat, so liegt er, wie Saxo Grammaticus berichtet, in Jütland begraben. Ich weiß auch nicht einmal, ob sich eine Volkssage von Hamlet an diesen marialyster Hamletshügel knüpft. Wäre dies, so könnte man die Sage mit der Angabe des Saxo dahin reimen, daß dieselbe Geschichte von verschiedenen Hügeln erzählt würde und daß der eine so echt wäre wie der andere, eben so wie es auch verschiedene, wahrscheinlich gleich echte Odinshügel und Holger Danskeshöhlen gibt.

Indeß kurz! Nach Aufrichtung jener wunderlichen Spitzsäule glauben nun eine Menge Menschen an Hamlet's Grab, und besonders unterlassen es die Engländer, welche nach Kopenhagen oder Helsingör kommen, nicht,

einen Ausflug dahin zu machen, jene wunderliche Säule zu umfassen und in der Idee zu schwelgen, daß hier die Manen jenes unglücklichen Prinzen hausen. Ich will sie deswegen nicht verspotten; denn wir Menschen sind ja nun einmal alle große Phantasten. Ja, ich würde mir einen Vorwurf gemacht haben, wenn ich als ein Verehrer Hamlet's es unterlassen hätte, dem Strome zu folgen, um auch jenem Prinzen hier meine Huldigungen darzubringen, wenn sich hier auch weiter nichts, als ein Schatten seiner Manen oder ein Gespenst vom Gespenst regen sollte.

Um indeß neben dem Gespenste auch noch etwas Wirkliches zu greifen, richteten wir diese Fahrt so ein, daß wir auf großem Umwege dahin gelangten, und fuhren zuvörderst an der Küste des Sundes im Norden von Helsingör entlang zu dem einige Stunden entfernten berühmten Hammermöllen-Skov (Hammermühlenwald).

Dies war der letzte schöne Buchenhain, den ich in Dänemark sah, und obgleich die jüngsten Herbstwinde den Bäumen schon hier und da sehr übel mitgespielt hatten, so gewährten uns doch die malerischen Ansichten in der Mitte dieses Waldes die schönsten Genüsse, besonders, wenn wir einige kahle Zweige in Gedanken wieder restaurirten und mit Laub versahen und dabei auch von der etwas gar zu frischen Herbstluft abstrahirten. Solche Abstractionen und Restaurirungen muß aber ein Reisender, der sich Genuß verschaffen will, immer zu üben verstehen.

Mitten in dem Walde findet man kleine Seen, dazwischen Inseln und Halbinseln, die alle bis hart ans Ufer mit Buchenwald besetzt sind. Die Belaubung ist

viel voller und üppiger und die Gruppirung mannigfaltiger, als bei dem irischen See von Killarney. Die Anlagen — es sind größtentheils nur Naturanlagen — gehören zu dem Gute eines Grafen Schimmelmann. Im Norden derselben liegt der Grabhügel des Odin (Odinshoi), den ich schon oben erwähnte. In Dänemark ist dies der zweite, ob es in Schweden mehre gibt, als den bei Upsala, weiß ich nicht.

Da meine Zeit gemessen war, so besuchte ich ihn nicht und besah statt dessen lieber die ebenfalls benachbarte Gewehrfabrik von Hellebäk, welches jetzt die einzige dieser Art in Dänemark ist. Man sagte uns, es würden jetzt hier über 600 Mann beschäftigt und man könne jährlich unter Umständen wol 10,000 Gewehre liefern; doch verfertigt man gewöhnlich nur 3000. Das Interessanteste, was man mir hier mittheilte, war für mich die Bemerkung, daß die alten kassirten Gewehre meistens von hier nach Nordamerika gingen, wo sie bei den Amerikanern, bei den Indianern und bei den mit ihnen im Kampfe liegenden Blockhausbewohnern guten Abgang fänden. Viele alte kassirte Kanonen seien auch nach Paris abgegangen, um dort zu der Armirung der Befestigungswerke verwandt zu werden. Ich habe schon mehre Kanäle in Europa getroffen, durch welche die Franzosen für diesen Zweck Kanonen beziehen. Vielleicht gebrauchen sie bloß das Metall und schmelzen es erst auf ihre Weise um.

Die Aussichten an dieser ganzen nördlichen Küste hin auf den Sund, auf den Kullen in Schweden, auf das Schloß Kronborg sind reizend und schwarze Tinte und

weißes Papier und eine Gänsefeder sind nicht im Stande, eine richtige Vorstellung davon zu geben.

Ich will zum Schluß noch bemerken, daß man auch hier in Helsingör im Hafen die holsteinschen Schiffe mit Butter, Würsten, Speck, Schinken, Käse und andern Victualien eben so wie in Kopenhagen und wie in andern scandinavischen Häfen findet.

IV. Südlicher Zipfel von Schweden.

Für Jemanden, der ein Land besucht, um seine Eigenthümlichkeiten kennen zu lernen, ist es kaum möglich, mehre Länder zugleich zu bereisen. Das eine gibt ihm schon so Vieles zu denken. Er hat dabei so Mancherlei zu beobachten. Er nimmt dabei so viele Fäden auf, die er gern so weit als möglich verfolgen möchte. Jedes Land hat seine ganz besondern und scharf abgeschnittenen Lebenskreise. Er kann sich nicht entschließen, in andere Lebenskreise überzutreten, bevor er sich über jene wenigstens nicht einigermaßen und nach seiner Weise klar geworden ist. Ein solcher Mensch, wenn er in der Krim oder an den Mündungen der Donau ist, kann sich nicht entschließen, nach Constantinopel, obgleich er nur zwei Tage davon entfernt ist, hinüberzugehen, weil er da gleich wieder in dem Centrum neuer Lebensströme ist, von denen er in andern Richtungen fortgerissen werden würde, und eben so wenig kann er sich zu einem Studium von Frankreich entschließen, wenn er in England schweift, weil in Frankreich ihm wieder eine ganz neue Welt aufgehen würde.

Die Lebenskreise der Nation sind, wie ich sagte, zwar sehr scharf abgeschnitten von den benachbarten und stehen mit ihnen vielfach in schroffem Contraste. Allein zu gleicher Zeit finden doch aus dem einen in den andern gewisse Uebergänge statt. Es setzt sich wenigstens noch ein Theil der Wellenschwingungen über die Grenzen des Staates und Volkes hinaus. Wer von jenen Contrasten und von diesen Fortsetzungen der von einem Volke veranlaßten Bewegungen Notiz nimmt, wird sich dasjenige Volk und Land, dem er nun eben seine Aufmerksamkeit widmet, nur noch um so klarer machen können.

Es entsteht daher ein sehr natürlicher Wunsch bei dem Reisenden, auch über die Grenzen des Landes hinauszuschweifen, um jener Contraste sich bewußt zu werden, um durch sie die Eigenthümlichkeit des Landes, das er sich zum Thema gewählt hat, noch schärfer aufzufassen.

Da es Contraste, Einflüsse von allen Seiten her und eben so Ausströmungen nach allen Seiten hin gibt und diese oft sich sehr weit hin erstrecken, so ist es sehr schwer zu bestimmen, wie weit eigentlich der Reisende über die Grenzen des Landes seiner Wahl hinausgehen sollte.

Die Dänen sind ein kleines Volk, und doch, was gehörte nicht Alles dazu, bis Jemand sich eine gründliche Kenntniß und einen vollständigen Ueberblick der Stellung, des Charakters und Wesens und mit einem Worte der ganzen moralischen, politisch-historischen Bedeutsamkeit dieses Volkes verschafft hätte.

Das kleine Dänemark liegt gerade in der Mitte zwischen vier großen Ländermassen Europas, zwischen Deutsch-

land, Scandinavien, Rußland und England. Von diesen rücken ihm die beiden ersten am nächsten und sind ihm die einflußreichsten und wichtigsten. Im Süden haben die Dänen die Deutschen, mit denen sie Vieles gemein haben, von denen sie sich aber auch wieder in vielen wesentlichen Punkten unterscheiden. Die Geschichte und das Wesen der Deutschen und Dänen ist so miteinander verflochten, daß, wer die Dänen kennen und beurtheilen will, nothwendig auch einer Kenntniß Deutschlands gar nicht entbehren darf. Will er als studirender Reisender diese Kenntniß aus der Vergangenheit schöpfen, so muß er erstlich die Geschichte der Entwickelung Deutschlands eben so studiren, wie die Dänemarks, und will er dann dabei die Kenntniß des Lebens und der eignen Anschauung zu Hülfe nehmen, so muß er häufig aus dem innern Deutschland nach Holstein, von Holstein nach Jütland und den dänischen Inseln übergesetzt sein, um die feinen Unterschiede und Contraste bei diesem häufigen Uebergange über die Grenze aufzufassen.

Im Norden sind die Schweden und Norweger, dies sind die nächsten Brüder der Dänen, mit denen ihre Geschichte und ihr Wesen von jeher aufs innigste verflochten war, mit denen sie doch aber auch in vielfache Contraste traten. Es ist unmöglich, daß ein Dänenfreund die Schweden und Norweger ignorire, bei denen er erst recht die Mission, welche Dänemark im Norden hat, erkennt, und bei denen er sich erst recht bewußt wird, zu welcher Klasse von europäischen Völkern die Dänen gehören und inwieweit sie dem Süden und Westen und inwiefern

dem Norden angehören. In Schweden wird es Einem vermuthlich erst klar, was bei den Dänen scandinavisch, was bei ihnen deutsch sei.

Im Westen sind die Engländer, in deren Lande die Dänen einst eine so große Rolle spielten und bei denen sich nicht nur eine Menge todte Ruinen und Reste aus der Vergangenheit finden, sondern auch eine Menge in Sprache, Sitte und Volkssympathie noch lebendige und fortwirkende Spuren einer innigen Verbindung beider Nationen. Wer England, Irland, Schottland nicht bereist hat und seine Geschichte nicht kennt, würde sich schwerlich einen Begriff von dem Interesse und der Wichtigkeit seiner Anschauung und Studien in Dänemark machen können.

Im Osten endlich sind die Russen und überhaupt die Slaven, auf welche Dänemark von jeher einwirkte wie Schweden, wie Preußen, wie Oestreich, wie mit einem Worte alle Staaten des germanischen Mitteleuropas. Waräger, d. h. Scandinavier, Schweden und Dänen waren es, welche den russischen Staat stifteten. Wie die Schweden in Finnland, so unternahmen die Dänen in Esthland und in andern baltischen Provinzen zur Seite der deutschen Schwertritter mehr als einen christlichen Kreuzzug gegen die Wenden und andere Slaven, und in dem großen Trauerspiel, das die stärkern deutschen Nationen den vor ihnen weichenden slavischen Völkern Jahrhunderte hindurch bereiteten, spielten die Dänen, deren König sich noch jetzt der Slaven König nennt, eine nicht geringe Rolle. Russische Gesandtschaften erschienen am Hofe des Königs von Dänemark schon sehr frühzeitig und Verbindungen

dänischer und russischer Prinzen kann man seit vierhundert Jahren mehre herzählen.

Es gibt noch jetzt alte Gebäude auf russischem Terrain, die von den Dänen herrühren, es gibt von Dänen herstammende Familien unter den russischen Unterthanen, es gibt in Rußland Städte, Orte, Gegenden, an welche sich dänische Traditionen knüpfen, es gibt Archive, welche dänische Dokumente enthalten, auch gibt es noch jetzt lebendige, wirksame Interessen, welche Dänemark mit diesen Ländern vielfältig verknüpfen. Der dänische Reisende sollte nothwendig auch diese Länder bereisen, deren Anschauung ihm die slavische Seite Dänemarks in sehr helles Licht setzen würde.

Von den unermeßlichen Pflichten und Kenntnissen, die ein dänischer Reisender folglich haben sollte, besaß ich allerdings einige, von den großen Reisen, die er, um seinen Gegenstand gehörig erwägen zu können, gemacht haben sollte, hatte ich wirklich einige gemacht. Ich stand auf dem weit im Nordosten Europas gelegenen Schlachtfelde von Wolmar, wo den Dänen ihre Nationalfahne vom Himmel fiel, ich besah die Ruinen, mit denen die Dänen Irland anfüllten, und ich durchkreuzte vielfach die Länder im Süden der Ostsee. Nur die Länder im Norden von Dänemark hatte ich noch nicht betreten. Und Betrachtungen wie die vorigen waren es daher, die mich auch über den Sund hinüberführten.

Um Dänemark von dieser Seite her ganz richtig würdigen zu können, hätte ich Schweden und Norwegen vielleicht bis zum Nordkap durchweg kennen sollen. Da mir

dies nicht möglich war, so durchflog ich wenigstens den südlichen Zipfel des Landes, um zu erfahren, ob ich vielleicht durch frappante Unterschiede und Contraste zwischen diesseits und jenseits des Sundes getroffen werden würde. Flüchtige Reisen und die ersten Eindrücke, die man auf solchen Reisen empfängt, sind wichtiger als man denkt. In Bezug auf den Unterschied, der zwischen zwei Ländern existirt, sind sie aber besonders lehrreich.

Die beiden Städte Helsingör und Helsingborg liegen sich einander so nahe gegenüber, als wären sie nur durch einen großen Strom getrennt, und es gibt einen ununterbrochenen Verkehr zwischen beiden und daher tägliche Gelegenheiten. Doch muß dieser Verkehr noch nicht so bedeutend sein, daß man eine Dampfbootfähre für nothwendig oder möglich gefunden hätte. Die täglich, ich glaube mehre Male hinüber- und herüberkommenden Schiffe sind nur kleine offene Fährboote. Das unsrige war mit Menschen und Sachen übervoll beladen und sie sollen gewöhnlich so sein. Ob vielleicht einige alte Privilegien der Fährmänner der Errichtung eines Dampfschiffes entgegenstehen?

Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß zwischen den beiden Ländern dies- und jenseits des Sundes, ich meine zwischen der dänischen Insel Seeland und der schwedischen Provinz Schonen, sich in neuerer Zeit die Berührungspunkte wieder in außerordentlichem Grade vermehrt haben. Die schonenschen Provinzen sind das alte Mutterland Dänemarks und waren daher damals als Theile eines gemeinsamen Staatskörpers mit Seeland innig vereinigt. Als Schweden diese Provinzen von Dänemark

trennte, fing alsbald eine Schwedisirung der Einwohner derselben an, und Schweden mochte den innigen Verkehr zwischen beiden getrennten Reichen absichtlich hemmen.

Im vorigen Jahrhundert fuhr man von Dänemark seltner über den Sund zu den so nahen scandinavischen Brüdern als über die Ostsee nach Deutschland. In neu-ster Zeit, wo die besagten südlichen Provinzen Schwedens aller dänischen Sympathie und Nationalität nun völlig entkleidet sind und wo die Schweden daher keine Eifersucht auf Dänemark mehr haben, haben sich nun neue Fäden über den Sund hinüber und herüber angesponnen. Zwi-schen einigen Orten im südlichen Schweden und Kopen-hagen sind regelmäßige Dampfschifffahrten etablirt, und es kommen nun die Bewohner dieser Gegenden häufiger als sonst nach Kopenhagen hinüber, um sich die Kunst-schätze dieser Stadt zu besehen.

Umgekehrt unternehmen die Kopenhagener nun viel häufiger als sonst eine kleine Reise nach Malmoe, Lund oder den Kullen, um hinterdrein sagen zu können, daß sie in Schweden gewesen sind. Manche schwedische Herren von Adel aus den schonenschen Provinzen haben neuer-dings angefangen, den Winter in Kopenhagen zu residiren, indem sie diese jedenfalls angenehmere, genußreichere und noch dazu ihnen nähere Hauptstadt ihrem entlegenen nor-dischen Stockholm vorziehen. Eben so ist es etwas Neues, daß sich viele dänische Capitalisten und Ackerbauspekulan-ten über den Sund hinüber nach Schonen gewendet ha-ben, um dort ihre Gelder und Kräfte in der Kultur schwedischen Bodens zu verwenden.

Mecklenburgsche, holsteinsche und hanseatische Capitalien wandern, wie ich oben zeigte, nach Jütland, und dänische Capitalien gehen nun wieder nach Schonen, wo die Fluth der allgemeinen Vertheuerung und Preiserhöhung des Landes noch nicht so hoch gestiegen ist. In Schonen sind die ackerbaulichen Verhältnisse weit mehr zurück als in Dänemark, und es scheint, als wenn die Dänen sich dort eben so zu Reformatoren des Ackerbaues machen wollen, wie die Holsteiner in Jütland. Früher gab es natürlich viele Familien, welche jenseits wie diesseits des Sundes landbesitzlich waren. Während der schwedischen Zeit schritt die Trennung der Familien so weit vor, daß es zuletzt nur noch eine einzige bedeutende Familie gab, die sowol in Schonen als in Seeland angesessen war, und deren Chef sowol Vasall des Königs von Dänemark als des Königs von Schweden war. Vielleicht wird es von nun an wieder mehre solche Familien geben.

Ich brauche nicht darauf aufmerksam zu machen, wie interessant diese innigere Verwebung der materiellen Interessen beider Länder gerade jetzt ist, wo die belebtesten scandinavischen Sympathien die Herzen beider Völker einander näherten. Die schonenschen Provinzen und Alles, was damit zusammenhängt, waren seit uralten Zeiten ein Zankapfel zwischen den Dänen und Schweden. Von hier aus fielen die Dänen häufig in Schweden ein, um ihr Gebiet zu erweitern, gegen sie drangen die Schweden beständig vor und rissen allmälig ein Stück nach dem andern ab, bis sie endlich am Sunde stehen blieben.

Lange konnten die Dänen diesen Verlust nicht ver-

schmerzen und sie grollten den Schweden darüber und zwischen beiden Nationen bestand eine sehr natürliche Antipathie.

Erst jetzt, seitdem beinahe zweihundert Jahre darüber hingegangen sind, seitdem die Bewohner der schonenschen Provinzen in Sprache, Sitte und Gesinnung völlige Schweden geworden, und seitdem sie dem schwedischen Reiche vollständig einverleibt sind und seitdem die Dänen alle Hoffnung zur Wiedererlangung derselben aufgegeben haben, ist diese Wunde vernarbt und die besagten Provinzen stehen nun der Freundschaft und Sympathie beider Nationen nicht mehr im Wege.

Ehemals wurden die schonenschen Provinzen in Dänemark citirt, um die Flammen des Hasses zwischen beiden Nationen aufzuregen. Jetzt dagegen werden sie umgekehrt citirt, um sie zur Liebe noch mehr zu ermuntern. Die für die scandinavische Union Begeisterten führen nämlich die so äußerst rasch ausgeführte Schwedisirung des dänischen Mutterlandes als ein Beispiel an, wie ungemein leicht beide Nationen, die Schweden und Dänen, mit einander auszugleichen seien und wie schnell sie sich einander assimiliren, wie sehr sie also in Gesinnung und Wesen eigentlich eins sind und wie sehr sie sich zu lieben Ursache haben.

Sonst mochte in Dänemark wol mancher über diese Schwedisirung grollen und zürnen. Jetzt dagegen sah ich sie zuweilen gesegnet und beglückwünscht. „Diese Schwedisirung des alten dänischen Mutterlandes ist ein Glück," sagte mir ein Däne, „denn es ist ein Fortschritt zur

scandinavischen Einheit und wir bedauern sie gar nicht mehr. Ich freue mich im Gegentheil hoch darüber und ich wollte, wir übrigen Dänen hätten nur erst selbst diesen Prozeß durchgemacht. Mit Freuden brächte ich meine dänische Nationalität auf dem Altare Scandinaviens zum Opfer dar und ohne Trauer sähe ich uns fallen, wenn ganz Scandinavien dadurch stiege."

Man hört in Deutschland zuweilen wol so etwas Aehnliches von Sachsen, Thüringern oder Hessen, die auch versichern, daß sie gern aufhören wollten, Sachsen, Hessen oder Thüringer zu sein, wenn sie nur Deutsche würden.

Der Winter 1844—45 war der Neigung der beiden Sundufer zu einander sehr günstig; denn der Sund überzog sich auf längere Zeit dermaßen mit Eis, daß zwischen Helsingborg und Helsingör, zwischen Landskrona, Malmoe und Kopenhagen eine dauernde und bequeme Verbindung hergestellt wurde. Es wurden Straßen auf dem Eise ausgesteckt und Wirthshäuser errichtet und die Bewohner der schwedischen Küstenstädte kamen häufiger als je zuvor zu ihren südlichen Nachbarn herüber. Es wurden festliche Schlittenfahrten und Fackelzüge auf dem Eise angestellt, an die sich ganze Bürgerschaften der schwedischen Städte anschlossen. Solche innige Vereinigung Dänemarks mit Scandinavien durch das Eis dauerte aber nur wenige Wochen und tritt auch höchstens alle paar Jahre einmal ein. Die echten dänischen Scandinavier sähen gewiß gern den ganzen Sund auf ewig zugeschüttet, um eine solche Vereinigung für ewig zu Stande zu bringen. Dieser letzte Winter war ein schlechter scandinavischer Patriot.

Unser kleines Sundboot war ganz voll von Schweden. Die Töne jener musikalischen Sprache erklangen aus dem Munde jedes Passagiers und der Unterschied zwischen dem Klange des Dänischen und Schwedischen frappirte mich hier zum ersten Male recht lebhaft. Es ist ungefähr derselbe Unterschied wie zwischen dem Klange der niederdeutschen und oberdeutschen Mundarten. Man vermeint in dem Schwedischen ein Echo der Gebirge und Felsenthäler des Landes zu vernehmen, während das Dänische glatt, eben und schlüpfrig dahinstreicht, wie ein Gewässer auf Lehmgrund.

Man glaubt es den beiden Sprachen deutlich genug anzuhören, wie die eine sich in den schonenschen und jütischen Ebenen, die andere aber zwischen den dalekarlischen Granitfelsen entwickelte. Wie der niedersächsische Mund alle Laute und Töne des obersächsischen weich und mild macht, so hat auch die dänische Sprache eine Tendenz, alle Formen der scandinavischen Worte flüssiger, runder und kürzer zu machen. In tausend Fällen wird im Dänischen ein stummes „e" gesetzt, wo im Schwedischen ein „a" oder „o" oder ein anderer voller Vokal ertönt, in hundert Fällen wird im Dänischen der Vokal ganz weggelassen, wo er im Schwedischen ertönt. Wenn man das Schwedische nach dem Dänischen vernimmt, so kommt es Einem vor, als sähe man ein illuminirtes Bild nach einem schwarzen Kupferstich. Das Schwedische scheint mir auf dem hohen Kothurn zu gehen, das Dänische dagegen auf gewöhnlichen Sohlen.

Es liegt auch, däucht mich, ein ähnlicher Unterschied

in dem Charakter der Nationen begründet. Die Dänen haben viel mehr Sinn und Talent für das Komische, für das Lustspiel, für Satire und Caricatur, die Schweden dagegen sind ernster, stolzer, herrischer. Die Dänen gaben den Scandinaviern ihren launigen Holberg, den die Schweden, die in ihrer Literatur keinen Holberg*) haben, eifrig lesen. Auch jetzt wieder haben die Dänen ein launiges Blatt, ihren Corsaren, das man fast dem englischen Punch an die Seite stellen könnte, während die Schweden kein solches Blatt besitzen.

Bei den Dänen, scheint es mir, findet man häufig muntere Schwätzer, eine Menschenklasse, die bei den Schweden sehr selten sein soll. Dies Alles, dies steifere, heroischere, kräftigere Wesen der Schweden und dieses launigere, gelenkere, prosaischere Wesen der Dänen scheint sich mir in den Tönen der Sprachen beider Völker deutlich abzuspiegeln.

Natürlich eignet sich die schwedische Sprache daher auch viel besser zur Musik als die dänische, und in der That sind die Schweden im Ganzen viel reicher an Musik und Nationalgesängen als die Dänen. Ja, die Sprache selbst erscheint den Dänen schon musikalisch zu sein. „Die Schweden," sagen die Dänen, „singen, statt zu reden." Freilich behaupten die Schweden von den Dänen wunderbarer Weise dasselbe. Aber mir kam es vor, als hätten die Dänen darin mehr recht. Denn nicht nur sind, wie

*) Der schwedische Dichter Bellmann, den jetzt die Dänen so viel lesen, kommt Holberg nicht gleich.

ich sagte, die volltönenden Vokale häufiger im Schwedischen als im Dänischen, sondern es gibt auch in dem Vortrage der Schweden einen eigenthümlichen Schwung und Rhythmus. Der Ton ihrer Rede fällt beständig auf und ab, aus der Höhe in die Tiefe und aus der Tiefe in die Höhe, während der Sprechton der Dänen mir immer gleichmäßig fortzulaufen schien.

Ich glaube, daß es den meisten Fremden so erscheinen wird. Allein, wie gesagt, die Schweden glauben, daß nicht sie, sondern daß die Dänen singen. „De synger saa forbannada!" (Sie singen so verwünscht) hörte ich einen Schweden von den Dänen sagen, und diese Behauptung soll sehr gewöhnlich bei ihnen sein.

Auch von den Norwegern behaupten die Schweden wiederum dasselbe, so wie umgekehrt die Norweger den Schweden das Singen vorwerfen, so daß hier in Scandinavien eine ausgedehntere Gesangslust zu herrschen scheint, wie sonst nirgend mehr auf Erden.

Natürlich aber erklärt sich der Widerspruch in diesen Behauptungen ziemlich leicht. Denn vermuthlich hat wol jedes Volk seinen eignen Rhythmus oder Schwung oder seinen eignen Gesang in seiner Redeweise. Dem Unparteiischen erscheint es nun zwar, als hätten die Schweden einen viel prononcirteren Gesang als die Dänen. Sie selbst aber, die an ihre Redeweise als etwas Alltägliches gewöhnt sind, halten dies für das Gewöhnliche und Richtige, während ihnen der Rhythmus der Dänen als etwas Fremdartiges und Ungewöhnliches auffällt, das sie nun ihrerseits als Gesang bezeichnen.

Auch in Deutschland gibt es mehre Völkerstämme, die sich gegenseitig denselben Vorwurf des Singens machen und bei denen dann dieser Vorwurf auch nichts Anderes heißen will, als daß Jeder in seiner Weise singt und Jedem die Weise des Fremden auffallender ist, als seine eigene.

Ich hörte jetzt in Dänemark überall nur das Echo einer vollkommenen und begeisterten Anerkennung der größern Schönheit der schwedischen Sprache. Ich hörte Niemanden, der nicht gern zugab, daß die schwedische Sprache viel lieblicher klänge, als die dänische. Ich weiß nicht, ob den Dänen das Schwedische immer so angenehm geklungen hat, oder ob es nur jetzt in Folge der scandinavischen Sympathien so ist. Nicht nur bei Individuen, sondern auch bei ganzen Nationen wird das Ohr durch das Herz oft wunderbar bestochen.

Es ist eine allerliebste Ueberfahrt über den Sund, wie es wenige in der Welt gibt. Das kleine Boot geht immer durch eine Flotte segelnder oder vor Anker liegender großer Schiffe hindurch. Auch hier im Sunde finden dieselben Strömungen wie in den Belten statt. An siebenzig unter hundert Tagen geht der Strom aus der Ostsee hinaus und nur an dreißig Tagen hinein. Und selbst dann geht oft nur der obere Strom, der vom Winde überweg getrieben wird, einwärts, während unter ihm weg noch immer der Hauptstrom nach Norden hinausgeht. Gewöhnlich gibt es an der schwedischen Küste eine andere Stromrichtung als an der dänischen. Eine Sandbank, die in der Mitte des Sundes tief unter der Oberfläche des Meeres liegt, scheidet beide Strömungen.

Einer der wunderlichsten Häfen, die ich sah, ist der von Helsingborg. Die beiden Molo's, welche ihn umschließen, kommen wie ein Paar sehr gekrümmte Krebsscheeren zusammen. Zwischen beiden Enden bleibt ein enger Raum, in den die Schiffe gerade hineinzielen müssen wie Kanonenkugeln. Da dieser Hafen an der engsten Stelle des Sundes, gerade dem Schloß Kronborg und der dänischen Zollstätte gegenüber liegt, so hätte man zweifeln können, ob er nicht in Bezug auf den Sundzoll ein Freihafen sein müßte, da man von den Schiffen, welche darin einlaufen, eigentlich nicht behaupten kann, daß sie den Sund passirt hätten.

Allein die Dänen haben ihre Sundzolllinie, ich weiß nicht, nach welchen Principien, so gezogen, daß der helsingborger Hafen noch ein Paar Schritte südlich von dem Ende dieser Linie fällt. Der visirende Blick des dänischen Constabels, der bei jenem oben erwähnten Flaggenstabe auf Kronborg steht, fällt etwas nördlich von der Mündung des Hafens und dieser Hafen gehört demnach noch zu den Ostseehäfen. Alle Schiffe, die von Malmoe und Kopenhagen kommen, zahlen daher keinen Sundzoll, während die von Gothenborg und Christiania und andern westlichen und nördlichen Plätzen her Sundzoll bezahlen.

Ich vermuthe, daß gerade hier in Helsingborg, in dieser Scheidungslinie des Sundes, die Abneigung gegen diesen Zoll am heftigsten ist. Ich hörte hier Aeußerungen und Ausdrücke gegen den Sundzoll geschleudert, die wie Kanonenschüsse klangen. Selbst ein kleiner Junge, der mich in der Stadt herumführte, erzählte mir mit der

größten Indignation, daß die dänischen Wachtschiffe zuweilen bis dicht vor den Hafen von Helsingborg kämen, wenn sie vermutheten, daß ein einlaufendes schwedisches Schiff den Sundzoll umgehen wolle. Auch wollte dieser kleine schwedische Trotzkopf nicht das Geringste davon glauben, als ich ihm sagte, daß die Dänen jetzt neuerdings Kanonen erhalten hätten, mit denen sie Paixhans'sche Kugeln über den ganzen Sund hinüberschießen könnten. Er sagte, er habe gehört, daß die Dänen das schon oft behauptet hätten, und darin sei jetzt eben so wenig ein wahres Wort, wie ehemals.

Mir war in Helsingborg die Frau Rosenlöwe als die aufmerksamste Wirthin empfohlen; und diese Dame sowol, als jener kleine Junge, welcher mir als Cicerone diente und Marten Tigerhelm (Tiggerhelm) hieß, als auch der Lieutenant Goldenschild (Gyldenskiold), den ich im Wirthshause fand, diese meine drei ersten schwedischen Bekanntschaften erinnerten mich lebhaft, daß ich in das Land der prächtigsten europäischen Namen gekommen sei.

Es ist wunderbar, wie sich selbst auch in solchen Dingen oft so durchgehende nationale Unterschiede kund geben. Wir Deutschen sind bei allen Nationen wegen unserer oft so komischen, platten, prosaischen und lächerlichen Namen bespöttelt. Es kommt Einem oft so vor, wenn man deutsche Namenregister durchliest, als hätten Die, welche unsern Vorfahren diese Namen erfanden, sich rechte Mühe gegeben, alles Läppische hervorzusuchen, um damit für ewige Zeiten plebejischen Familien den Stempel des Lächerlichen anzuhängen. Bei den Schweden dagegen scheint es,

als hätten sie an dem Nomen und Omen abergläubischer als irgend ein anderes Volk gehangen; sie haben von jeher alle kostbarsten und rarsten Dinge, Lorberen, Zimmet, Pfeffer, Gold und Silber, alle schönsten Blumen und Bäume, Rosen, Nelken, Veilchen, Cedern, alle edelsten Thiere, Tiger, Löwen, Leoparden, alle für die Phantasie reizendsten Gegenstände, Sterne, Ströme, Berge, Sonne, Himmel, Donner und Blitz, zusammengetragen, um daraus ihre Familiennamen zu bilden.

Und zwar nicht bloß die ihrer großen adeligen Geschlechter, sondern auch die ihrer Plebejer. Ihre Bürger, ihre Candidaten, ihre Magister, ihre Krämer, ihre Gastwirthinnen und ihre Straßenbuben schmücken sich alle auf gleiche Weise mit Lorberen, Rosen, mit Löwen, Tigern, Blitz und Donner.

Da ist die Frau Cederström (Cederström), der Studiosus Hainbach, der Herr Kaufmann Ehrenschwert (Ehrenswärd), der Herr Rathsherr Goldig (Gyldich), Mamsell Rosenzweig (Rosengren), der Kirchendiener Otterthal (Otterdahl), der Leinwandhändler Goldenstern (Gyldenstjerna) und tausend andere prosaische Leute, die man ihren Namen nach doch alle für Acteure in einem romantisch heroischen Drama halten sollte.

Die Dänen sind auch in dieser Beziehung viel schlichter und genügsamer als ihre scandinavischen Brüder. Ja, die echten ältesten und vornehmsten dänischen Familiennamen sind eigentlich außerordentlich einfach, kurz und schlicht, z. B. Thott, Oxe, Trolle rc. Jene prachtvollen schwedischen Namen kommen mir vor wie die überladenen und

wunderlich geschmückten Wappen neuerer Familien, während diese schlichten dänischen Namen mir wie jene einfachen Familienwappen erscheinen, die etwa nur einen silbernen Balken, oder ein ganz leeres Feld, oder drei blutige Striche, oder sonst so etwas im Schilde führen, aber übrigens uralt sind.

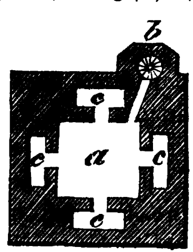
Helsingborg hat eine sehr merkwürdige Ruine, nämlich jenen dicken, massigen, viereckigen Thurm, den ich schon oben erwähnte als das auffallendste Gebäude der schwedischen Küste für alle Die, welche den Sund passiren. Dieser sonderbare Thurm liegt auf einer Anhöhe über der Stadt und ist das einzige Ueberbleibsel des alten helsingborger Schlosses, das einst in den dänischen Zeiten fast eben so wichtig und berühmt war, wie sein Vis-à-vis, das Schloß von Kronborg. Die Schweden nennen diesen Thurm „Kärnan" (sprich: Tschernan), den Kern, wahrscheinlich weil er der Mittelpunkt oder Kern des ganzen Schlosses war. Vermuthlich hießen wol alle die mächtigen Central-Thürme der alten Schlösser „Kerne".

Dieser Thurm ist nach der Versicherung des Professor Brunius der merkwürdigste seiner Art in Schweden, was nebenher beweist, in wie hohem Grade auch in Schweden alle Ueberreste der Vorzeit zerstört sein müssen. Mir fiel dabei England ein, wo man fast in jedem noch jetzt benutzten „Castle" einen solchen massiven Thurm als Kern der ganzen Befestigung, als Wohnung des Commandanten, als vornehmstes Pulvermagazin wohl conservirt findet. Selbst mitten unter den verschiedenen Baulichkeiten von Windsor-Castle steht noch ein dicker, runder Thurm, von

dessen Spitze die Flagge herabweht, wenn die Königin auf dem Schlosse gegenwärtig ist.

Ich bestieg den merkwürdigen helsingborger Kärnan, der fast noch in seiner ganzen Höhe conservirt ist. Oben ist er mit Erde und Gesträuch bedeckt und bildet daselbst eine interessante große Terrasse oder Platforme, von der man, wie von dem Gipfel eines Berges, eine weite Aussicht über Schonen und den Sund genießt. Die Mauern und andere Befestigungswerke und Gebäude, in deren Mitte der Thurm stand, sind völlig dem Boden gleich gemacht. Im Innern des Thurmes kriecht man auf verfallenen Treppen durch die sieben verschiedenen Etagen, aus denen das Ganze besteht.

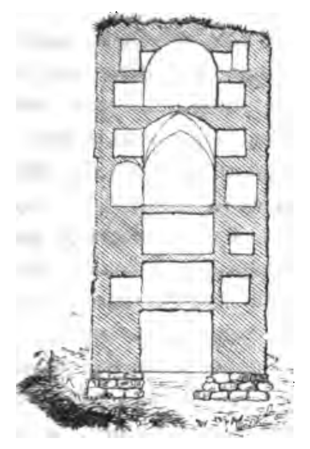
Jede Etage bildet einen großen Raum in der Mitte und vier kleine Räume, die wie Nischen in die ungeheuer dicke Mauer des Thurmes selbst versteckt sind. Der Grundriß einer Etage sieht also ungefähr so aus:



a Hauptgemach, b. Wendeltreppe, cccc Nebengemächer.

Die Hauptgemächer haben zur Wohnung, die Nebengemächer zum Schlafen und andern Zwecken gedient. Diese wunderliche Bauart geht mit kleinen Variationen durch

alle Etagen. Eins der Gemächer ist hochgewölbt wie eine Kirche und eins derselben soll auch in der That die Burgkapelle gewesen sein. Es ist wol der unbequemste Schloßbau, den man sich denken kann, in einer Zeit, wo es noch keine Kanonen gab, aber wol der natürlichste. Denn das ganze Haus war, so zu sagen, ein künstlicher Felsen, in dessen Höhlen, bis zur Spitze hinauf, die Schloßbewohner wohnten. Der Durchschnitt des ganzen Gebäudes von oben bis unten gibt ungefähr folgende Ansicht.



Feste Gebäude in Thurmgestalt sind wahrscheinlich die ältesten Schlösser. Noch jetzt sind im Kaukasus alle Häuser und Schlösser einzeln stehende Thürme. Erst später zog man durch Ummauerung eines Hofes auch noch mehr Terrain in die Befestigungen hinein.

Der Professor Brunius, der diesen Thurm in einer

gelehrten Abhandlung historisch und architektonisch beschrieben hat, ist ein Mann, der Einem sogleich aller Orten genannt wird, sobald man im südlichen Schweden angekommen ist. Er ist Professor an der Universität in Lund und hat von dieser Stadt aus seine höchst merkwürdige antiquarische und architektonische Wirksamkeit über das ganze südliche Schweden ausgebreitet. Alle interessanten alten Gebäude dieses Erdstrichs sind oder werden unter seiner Leitung restaurirt, alle neuen öffentlichen Gebäude, alle Schulen, Kirchen, Landsitze und Schlösser werden nach seinen Angaben und mit Hülfe seines Rathes aufgeführt, und alle Ruinen und Ueberreste, die keiner Restaurirung fähig sind, studirt, conservirt und beschreibt er wenigstens. Gleich in Helsingborg wurden mir mehre in gothischem Style errichtete Gebäude als Werke des Professors Brunius bezeichnet.

Ein helsingborger Privat-Wagen-Besitzer sagte mir, die öffentlichen Postwagen in Schweden seien etwas unbequem, und er wolle mir für einen raisonnabeln Preis seinen herrlichen und höchst bequemen Wagen bis Landskrona überlassen. Da mir noch eine Fahrt im Dunkeln bevorstand und auch am Himmel allerlei Anzeichen von schlechtem Wetter hin- und herflogen, so nahm ich dies Anerbieten gern an und freute mich im Voraus auf die hübsche Kalesche, in der zwei rasche schwedische Pferde mich bis Landskrona schaukeln würden.

Ich erschrak aber nicht wenig, als die gelobte herrliche Equipage vorfuhr und als ich auf dem Wagensitze, dem einzigen Sitze des ganzen Fuhrwerks, nur mit Mühe mich

neben dem Kutscher hinabzwängte. Meine Effecten warfen sie hinter uns und konnten keine Leinwand, Wachstuch oder Segel finden, um sie vor Regen zu schützen. Als wir unterwegs waren, bemerkte ich, daß man auch unsern Füßen nicht die Wohlthat einer reichlichen Strohunterlage erwiesen hatte, und bei dem furchtbaren Gerüttel des Wagens polterten meine und des Kutschers Füße dermaßen unter einander und wurden so arg mißhandelt, daß ich mir in Landskrona die Stiefeln flicken lassen mußte. Schweden muß wol ein armes Land sein, da man selbst mit Heu und Stroh in so hohem Grade kargt. In den russischen Telegen und Schlitten findet man doch wenigstens immer eine Profusion von diesem bescheidenen Comfort.

Dafür hatte ich aber beinahe eben so viel Geld als Stroh im Wagen. Ich hatte mir in Helsingborg einen ganzen Sack voll schwedischer Kupfermünzen eingewechselt und außerdem war auch meine Brieftasche von einer Menge zerlappter Reichsbanknoten angeschwollen. Das Kupfergeld kann man bei den vielerlei kleinen Ausgaben unterwegs gar nicht entbehren, und der Reichsbankzettel gibt es hier so verschiedene und viele selbst von so geringem Werthe, daß sie auch noch zur kleinen Münze gehören, und man kann daher ein ganzes Buch voll Zettel haben, ohne noch ein üppiger Reisender zu sein. Je ärmer die Länder sind, je billiger in ihnen Alles ist, was man kauft, desto kleinere Münzen müssen sie auch haben und desto mehr Geldgeklimper vernimmt man in diesem Lande.

In England führt man nur wenig Geld bei sich, einige kleine Banknoten, einen kleinen Beutel mit Gold. In

Schweden muß man immer eine ganze Geldkiste haben. Schweden hat, glaube ich, auch den kleinsten Thaler in ganz Europa; vier schwedische Courant-Thaler machen erst einen Species-Thaler aus. Die hamburgischen und holsteinischen Thaler und Schillinge sind in diesen nordischen Gegenden die größten, die dänischen sind kleiner und die schwedischen sind noch kleiner. In demselben Verhältniß wie die Thaler dieser Länder stehen auch Reichthum und Armuth derselben.

Mein Kutscher sprach natürlich bloß Schwedisch, doch konnte ich vermittelst meines Dänischen ungefähr eben so gut oder noch besser mit ihm conversiren, wie vermittelst meines Russischen mit den Serbiern oder Croaten. Es ist wirklich wunderbar, in wie kurzer Zeit diese uralten dänischen Provinzen, die erst seit 1658 in den Händen Schwedens sind, so völlig schwedisirt sind. Schon seit mehr als 600 Jahren arbeiten wir Deutschen an der Verdeutschung der Wenden und sind noch immer nicht damit zu Stande, und die Engländer haben sogar ihr kleines Wales seit 800 Jahren nicht englisiren können.

In der jetzigen Zeit, wo so viel von Germanisirung, Französirung, Englisirung, Russificirung, Magyarisirung so vieler Völker gesprochen wird, wäre gewiß eine Geschichte der Schwedisirung dieser schonenschen Provinzen besonders interessant. Der Beispiele, daß eine Nation und eine Sprache völlig in der andern aufgegangen sind, gibt es noch gar nicht so viele, und der historischen Bücher, welche solche Umwandlungsprozesse deutlich darstellen, noch weniger.

Namentlich ist die Schwedisirung der schonenschen Provinzen besonders interessant im Vergleich mit der Germanisirung des alten dänischen Herzogthums Schleswig. Dieser Vergleich liegt auch so nahe, daß ich mich wundern muß, daß man ihn nicht häufiger besprochen sieht.

Beide Provinzen, sowol Schleswig als Schonen, waren früher ganz von Dänen bewohnt und bildeten einen integrirenden Theil des dänischen Königreichs. Beide Provinzen wurden frühzeitig häufig als besondere Herzogthümer, die bei Dänemark zu Lehen gingen, vom Königreich getrennt. So wie die Könige von Dänemark häufig ihre jüngern Söhne oder Brüder mit dem Herzogthume Schleswig belehnten, so thaten sie auch dasselbe mit den Grafschaften Blekingen, Halland oder andern schonenschen Provinzen, während außer diesen beiden entgegengesetzten Grenzdistrikten sonst kein Theil des Reiches als eignes Lehen geformt wurde. Wie das Herzogthum Schleswig bei seinen häufigen Trennungen von Dänemark und bei den dadurch sehr natürlich herbeigeführten Streitigkeiten sich mehr an Deutschland anschloß, so schlossen sich dagegen die schonenschen Provinzen eben so mehr und mehr, Stück für Stück und am Ende ganz an Schweden an, das sie zum Theil durch Eroberungskriege zu diesem Anschluß nöthigte.

Die völlige und endliche Vereinigung Schonens mit Schweden ist erst 200 Jahre, wohingegen das Einwirken deutscher Einflüsse auf Schleswig schon 600 Jahre alt, wo nicht noch älter ist.

Trotz ihrer kürzern Dauer ist die Einwirkung Schwedens auf Schonen weit erfolgreicher gewesen; denn das

ganze Volk ist seiner Sprache und Gesinnung nach fast völlig schwedisch geworden, wohingegen in Schleswig nur die höhern Stände ganz deutsch wurden und in einem großen Theile des Landes das Volk bei dänischer Sitte und Sprache blieb.

Das Schwedische machte also auf dänischem Gebiete rapide Fortschritte, das Deutsche hingegen verhältnißmäßig langsame. Man kann auch hieraus ohne Zweifel einen sehr schlagenden Beweis dafür hernehmen, daß die Affinität zwischen Dänen und Schweden unendlich viel größer ist, als die zwischen Deutschen und Dänen.

Den schleswigischen Dänen wurden durch ihre innige Verbindung mit Deutschland manche Vortheile zu Theil. Sie schritten mit den Holsteinern im Ackerbau fort, deutsche Bildung verbreitete sich in den Städten. Der Handelsverkehr wurde belebter, die Wohlhabenheit größer. Das Herzogthum Schleswig stellt sich daher als eins der wohlhabendsten und blühendsten dänischen Länder dar.

Den schonenschen Provinzen ging es dagegen in ihrer Verbindung mit Schweden fast umgekehrt. Wenn das Land auch nicht zurückging, so blieb es doch fast ganz in seinen alten mangelhaften Zuständen und es gewährt daher in dieser Beziehung einen großen Contrast zum Herzogthume Schleswig.

Es wäre interessant genug, wenn wir einmal der Art und Weise, wie Schonen schwedisirt und wie Schleswig germanisirt wurde, Schritt für Schritt folgen und die Parallele in allen Zügen durchführen könnten. Dies wäre eine Aufgabe für einen dänischen Historiker.

Wie die verdeutschten Slaven in Sachsen in ihrer deutschen Sprache noch einige alte slavische Wörter beibehalten haben, so haben auch diese schwedisirten Dänen noch einige alte dänische Wörter beibehalten. So nennen sie zum Beispiel gewöhnlich das Fenster dänisch „Windue“, statt des schwedischen „Fönster“. Nur im allersüdlichsten Zipfel von Schweden, bei Malmoe und Falsterbo, sollen die Leute, wie man mir gesagt hat, noch ein Patois reden, das mehr dänisch als schwedisch ist.

Uebrigens ist eine Umwandlung in Bezug auf Sprache keineswegs eine totale und radicale Umwandlung der Nationalität. Die Völker behalten oft andere Dinge, welche viel unwichtiger sind, als die Sprache, länger und eigensinniger bei als diese. So gibt es in Deutschland Gegenden, wo die slavischen Bewohner längst deutsch reden, während sie sich noch nach slavischer Weise kleiden. Etwas Aehnliches scheint mit den schonenschen Provinzen der Fall zu sein. Es wird hier noch manche alte dänische Nationalkleidung und Sitte unter den Leuten gefunden, die in Dänemark selbst untergegangen ist.

Schweden griff hier, wie es scheint, nur in Beziehung auf die Sprache reformirend durch. In manchen andern Beziehungen blieb es beim Alten. Dänemark ging unterdeß seit 1658 die merkwürdigsten Reformen durch. Dort wurde seitdem die große Macht des Adels gebrochen, der Landmann von vielen drückenden Lasten befreit. In Folge dessen änderten sich die Sitten, die Gebräuche, die Kleidung, die Wohn- und Bauart und kurz unglaublich Vieles bei den Dänen. Dänemark schloß sich in dieser Zeitperiode

sehr innig der deutschen Bildung an und schritt mit Deutschland fort.

An vielen dieser Fortschritte und Reformen nahmen nun die schonenschen, aus dem Zusammenhange mit Dänemark gerissenen Provinzen keinen Theil. Das neue Land, dem sie zugetheilt wurden, Schweden, schritt in allen Stücken langsamer vor und Schonen war noch dazu eine seiner entlegensten Provinzen. Es wurde daher hier, trotz des Untergangs der dänischen Sprache, noch manches alte dänische Verhältniß und manche alte dänische Sitte conservirt, die in Dänemark selbst längst unterging. Die dänischen Gelehrten reisen daher zuweilen nach Schonen hinüber, um dort die Rudera des eigentlichen alten Dänemarks zu studiren. Die bäuerlichen Verhältnisse namentlich sollen fast ganz so geblieben sein, wie sie vor 200 Jahren waren. Erst jetzt in diesem letzten Jahrzehend hat auch hier die Revolution, welche alle bäuerlichen und grundbesitzlichen Verhältnisse Europas umwandelt, begonnen.

Auch in der Landschaft und dem Anblick der Natur finden die Dänen hier noch ihr Vaterland wieder. Die dänischen Reisebeschreibungen über Schonen erwähnen häufig, daß sie hier „echt seeländische Landschaften" sahen, die sie weiter im mittlern Schweden vermissen. Hier in den schonenschen Provinzen herrscht überall noch der schöne edle Buchenbaum vor, während gleich im Norden von ihnen die Birke und die Tanne beginnt. Schonen ist fast noch in eben dem Grade Buchenland wie Seeland. Auch hat es noch dieselbe Fruchtbarkeit wie die dänischen Inseln und ist weit und breit als die fruchtbarste Provinz

in Schweden berühmt. Ja, das eigentliche Schonen, dieser südlichste Haken von Schweden, gleicht sogar in der äußern Form und Begrenzung in hohem Grade der Insel Seeland. Nur auf einer Seite hängt es mit dem Festlande zusammen. Es sieht aus wie ein dem Festlande angewachsenes Seeland oder Fünen.

So scheint also selbst die Natur diese Länder, Seeland und Schonen, als zusammengehörig zu bezeichnen. Die Geschichte hat sie auch immer seit uralten Zeiten bis auf die letzten beiden Jahrhunderte als solche behandelt. Nur im südlichen Schweden, am Sunde und Kattegat hin, finden sich alle jene steinernen und broncenen Ueberreste und Monumente der frühesten Vorzeit ganz in eben der Weise, wie in Dänemark. Im Norden der schonenschen Provinzen hören diese Spuren auf. Schon vor Christus also waren diese südlichen schwedischen Halbinseln mit den dänischen Inseln verbunden. Alle historischen und vorhistorischen Forschungen, alle uralten Sagenkreise umfassen Jütland, Seeland, Schonen auf gleiche Weise, und wir sehen diese Länder noch bis 1658 nach Christus mit einander zu einem Ganzen vereinigt und von Schweden getrennt. Diese zweihundertjährige Vereinigung Schonens mit Schweden ist also im Vergleich zu den entschwundenen Jahrtausenden ein ganz neues Verhältniß.

Uebrigens ist es nicht sowol die Aehnlichkeit des südlichen Schwedens mit dem alten Dänemark vor 1658, was dem ins Land Eintretenden zuerst auffällt, sondern vielmehr die ungemeine Verschiedenheit zwischen ihm und dem jetzigen Dänemark von 1846. In der That, der

Reisende wird jenseits des Sundes von so vielen ganz fremdartigen Dingen frappirt, daß er glaubt, plötzlich in eine ganz andere Welt gekommen zu sein. Erst ein genaueres Studium beweist ihm, daß auch jene wesentlichen Aehnlichkeiten fortexistiren, und zeigt, was von jenen frappanten Unterschieden auf Rechnung der Schweden, denen er anfangs Alles zuzuschreiben geneigt ist, was auf Rechnung der Conservirung alten dänischen Wesens zu schreiben sei.

Hier jenseits des Sundes wird es Einem recht klar, in wie hohem Grade Dänemark sich indessen an den Westen und Süden Europas angeschlossen hat und durch welche große Kluft seine heutigen Zustände von den transöresundischen Zuständen geschieden sind. In der That, jetzt, seitdem Schonen von Dänemark getrennt und von Schweden in seiner Entwickelung zum Stillstande gebracht wurde, ist hier am Sunde eine europäische Cultur- und Völkerscheide. Der Sund scheidet die mitteleuropäischen Culturen von den nordischen. So wie man in Helsingborg, oder Malmoe, oder Ystadt den Fuß ans Land setzt, sprechen tausend Dinge, daß man auf einmal den Norden unseres Welttheils erreicht hat.

„Hier ist es mit Allem, was Deutsch heißt, vorbei", sagt der dänische Professor Molbeck in seinem Werke über Lund, Stockholm und Upsala, und dies ist ein gewichtiges Wort. In der That, hier erkennt man erst recht, wie die Dänen in so vieler Beziehung im Laufe der Jahrhunderte deutsch geworden sind. Die deutsche Sprache wird hier fast nirgends mehr verstanden, da man doch

wenige Stunden davon, an der westlichen Sundküste, fast jeden Gebildeten deutsch anreden darf.

Früher, als die Dänen das Land noch im Besitz hatten und als die Hanseaten in den schonenschen Städten Malmoe, Ystadt rc. noch mächtig waren, war das anders. Ohne Zweifel hat die deutsche Sprache hier Rückschritte gemacht.

Das Post- und Fuhrwesen, das in Dänemark dem in Preußen wol kaum nachsteht, ist gleich hier vier Stunden von Kopenhagen so alterthümlich, wie bei uns um die Zeit Friedrich des Rothbarts, und fast schlechter noch als in Rußland.

Die Ackerbau-Instrumente, die in Dänemark sich nach den englischen und deutschen gemodelt haben, sind hier in Schonen noch im uralten Style, und die Bauern, wo sie sich mir zeigten, hatten eine frappante Aehnlichkeit in ihrem ganzen äußern Wesen, in ihrer Kleidung, in ihren langsamen Bewegungen, in der Bauart ihrer kleinen Wagen, in dem Geschirr und der Gestalt ihrer Pferde mit den Bauern in Liefland und Curland und in andern Theilen von Rußland. Auch entspricht dieser Aehnlichkeit des Aeußern eine gewisse Aehnlichkeit ihrer innern Verhältnisse; sie sind noch in fast eben so hohem Grade wie die Letten und Lieven glebae adscripti.

So lange ich bloß auf der Oberfläche blieb, hätte ich mir recht gut einbilden können, ich reiste in Liefland. Auch die Wohnungen der Leute standen auf einer bedeutend niedrigern Stufe als jenseits des Sundes. Die Wohnungen in den Städten fand ich jetzt (den 25. Octo-

ber) schon alle nach nordischer Weise für den Winter mit doppelten Fenstern und Thüren, mit Moosverstopfungen und Papierverklebungen verbarricadirt, mit warmen Teppichen und mit gewaltigen Oefen, so wie sie in Schweden, in Rußland, überhaupt im ganzen Norden Europas gebräuchlich sind, versehen.

Alle Reisenden, welche mir begegneten, waren schon in warme Pelze eingehüllt, und ihre mit Federkissen vollgestopften Wagen waren ganz wie die Reisewagen der Russen ausstaffirt.

Solche Vermummungen kennt man um diese Zeit auf den dänischen Inseln noch nicht, und eben so wenig kennt man dort die gigantischen Oefen des Nordens und die Verbarricadirung der Häuser gegen den Winter. Es sind nordische Sitten, welche sich den südlichen Bewohnern Schonens mitgetheilt haben, obschon ihr Klima sie doch wol nicht in höherm Grade nothwendig machte, als das Klima des benachbarten Seelands. Es macht einen sonderbaren Eindruck, die Leute jenseits des Sundes solche formidable und gründliche Wärmanstalten für durchaus nothwendig halten zu sehen, während zwei Meilen davon die Bewohner Seelands sich mit den viel bescheidenern mitteleuropäischen Heizapparaten und Kleiderattelagen begnügen.

Wie diese Oefen, Pelze 2c., so gibt es noch viele Dinge, Sitten und Gebräuche, welche gleich jenseits des Sundes beginnen und von da bis ans Nordcap und zum Theil auch durch Rußland gehen und welche man als nordische Gebräuche bezeichnen kann.

Es ist aber wunderbar, daß diese nordischen Gebräuche

nur gerade so weit gehen, wie das schwedische Gebiet geht. Daß Recht und Gesetz, Sprache und Alles, was damit zusammenhängt, gerade sich so weit ausbreiten, als der Staat sich ausbreitet, ist natürlich; aber wie kommt es, daß selbst solche Sitten, die mit der politischen Gesellschaft nichts zu thun haben und bloß von Localität und Klima abhängen, sich allen Theilen eines Staatskörpers allmälig mittheilen, so daß die Leute, weil sie nun einmal zu diesem oder jenem nordischen Staatskörper gehören, sogar auch anfangen, die von dem Klima bedingten Gebräuche anzunehmen.

Man kann etwas Aehnliches in Rußland bemerken. So weit Rußlands Grenzen gehen, so weit gehen auch nordische russische Sitten und Gebräuche, die sogleich jenseits der Grenzen, als wenn dieser Grenzstrich einen Unterschied im Klima machte, aufhören. Man könnte z. B. die südwestlichsten Provinzen Rußlands, Bessarabien, mit den südwestlichsten Provinzen Schwedens, Schonen, vergleichen. So lange die Türken, ein südliches Volk, dieses Land hatten, waren hier in Kleidung und Wohnung südliche Sitten, während jetzt, seitdem die Russen das Land haben, Alles nördlich wird, die Leute in Pelzen gehen, große Oefen bauen und ihre Häuser im Winter verkleben und verbarricadiren. Daher mag sich auch zum Theil die Sage aller Bewohner südlicher Länder, welche Rußland in Besitz nahm, erklären, daß mit den Russen ein kälteres Klima ins Land gerückt sei.

Bei der Ueberschreitung einer Staatsgrenze, die oft nur eine feine dünne Linie ist, drängt sich mir immer

wieder die Betrachtung auf, wie außerordentlich mächtig auf den Zustand der Menschen der einzige Umstand einwirkt, daß sie einer andern politischen Gesellschaft angehören. Obgleich oft die Natur auf beiden Seiten des Grenzstrichs vollkommen dieselbe ist, so leben doch die Menschen in dieser Natur so verschieden, als ob es zwei ganz verschiedene Welttheile wären, und behandeln dieselbe Natur auf ganz verschiedene Weise. Im Ganzen kann man wol annehmen, daß jede Landesnatur, jedes Provinzklima nach den Ansichten desjenigen Volksstammes behandelt wird, der den Hauptkern und die eigentliche Seele des Staates bildet.

Selbst die Comfortlosigkeit der Wirthshäuser und Stationen war hier im südlichen Schweden schon eben so, wie weiter im Norden des Landes, und auch in dieser Beziehung tritt hier der aus Dänemark Kommende eine große Stufe hinab. — Das berühmte schwedische „Knäkebröd“ (Knackbrot), das man in Dänemark gar nicht kennt, fand ich hier schon auf allen Stationen in so echter, harter, ungenießbarer Gestalt, wie nur die Dalekarlier und Lappen es genießen können.

Es sieht aus, als wären es Brotkrumen, die unter der Lava von Pompeji ausgegraben wären, und meistens steht es in reicher Fülle in kleinen Körben auf dem Schenktische. Gewöhnlich wird dem Reisenden weiter nichts dazu geboten, als ein schlechter Schnaps; und so ein Kümmel und Knäkebröd dazu möchte für einen Gourmand allein hinreichen, das ganze Land für ein Barbarenland zu halten.

Ein Glück ist es, daß die Pferde hier noch so leidlich schnell laufen, so daß man eine ziemliche Menge solcher Branntweinstationen, ohne einzukehren, vorübergehen lassen kann. Auch diese größere Schnelligkeit der Pferde ist etwas, was sogleich jenseits des Sundes beginnt. In Dänemark wie in den kleinen deutschen Fürstenthümern laufen alle Pferde, die der königlichen Post ausgenommen, in Proportion der Kleinheit des Landes. Hier im großen Schweden dagegen machen sie alle größere Schritte, in Proportion der Weitläufigkeit des Landes. In allen großen, wenig bewohnten, umfangreichen Ländern Europas, in Rußland, Ungarn, Schweden, haben die Pferde durch die Bank eine raschere Bewegung, als in den bevölkertern und kleinern Distrikten.

Häufig fielen meine Blicke von der Küste aus auf die Insel Hwen, die mitten im Sunde liegt und die durch Tycho de Brahe, der hier seine Sternwarte hatte, so berühmt geworden ist. Von dem Hause das Brahe hier bewohnte, ist jetzt nichts mehr übrig, als ein kleiner niedriger Mauerrest und eine Thür, die zu einem Keller oder Souterrain zu führen scheint. Eine Dame, die einmal in größerer Gesellschaft die Insel besuchte, erzählte mir, sie hätte diese Thür öffnen und in den Keller hinabsteigen wollen. Aber die Insulaner, die sie begleitet, hätten sich über diesen Entschluß entsetzt und versichert, der Teufel hause in dem Keller. — So muß auch an diesem Platze wieder finsterer Aberglaube festen Fuß fassen, an dem dereinst ein Weiser mit den Sternen verkehrte und uns, wie ein zweiter Prometheus, das reinste Licht der Erkenntniß vom Himmel holte.

Mit allem Deutschen ist es hier vorbei, sagte ich oben mit Professor Molbeck, und doch kann man auch dies nicht ganz unbedingt annehmen. Man findet sonderbarer Weise sogar wieder vieles Deutsche bei den Schweden, z. B. in der schwedischen Sprache, das im Dänischen gänzlich untergegangen ist.

Gleich bei meinen ersten Begegnungen mit den Schweden fielen mir eine Menge Wörter auf, welche im Schwedischen eine Form haben, die weit weniger von der deutschen abweicht als die dänische. Da Einem, wenn man eben in ein fremdes Land kommt, Alles frappirt und, wenn man nur kurze Zeit darin bleibt, Alles unvergeßlich ist, so merkte ich mir solche Wörter; der Wagen heißt auf schwedisch z. B. „Wagen“, auf dänisch „Waun“. Eine Stadt heißt auf schwedisch „Stad“, auf dänisch „By“; das Fenster auf schwedisch „Fönster“, auf dänisch „Windue“; der Weg auf schwedisch „Wäg“, auf dänisch „Wei“; das Wetter auf schwedisch „Wedder“, auf dänisch „Weir“.

Die Dänen haben geographisch den Deutschen immer näher gestanden als die Schweden, und haben auch mehr deutschen Einfluß auf ihre Sprache und Sitten erfahren als die Schweden, und doch, sieht man diese und viele andere Wortformen an, die den Schweden und Deutschen auf ganz gleiche Weise gemeinschaftlich waren, so möchte man die schwedische Sprache den Deutschen für näherstehend halten.

Sieht man, wie das Dänische immer die weichen und abgeschliffenen Formen (waun, wei, weir), das Schwe-

dische dagegen die harten und vollen Formen (wagen, weg, wetter) beibehält, so möchte man das Schwedische dem Hochdeutschen, das Dänische aber dem Plattdeutschen näher gestellt halten. — Die Schweden zählen auch ganz so, wie wir Deutschen: fiertoi, femtoi (vierzig, fünfzig), während die Dänen eine ganz abweichende Zählweise haben.

Es wäre interessant, wenn ein Kenner einmal so recht deutlich zeigen wollte, in welcher Beziehung das Schwedische dem Deutschen ähnlicher ist als das Dänische, und in welcher Beziehung wieder das Dänische; wie das Dänische sich im Ganzen in Bau und Construction so ganz nach dem Deutschen gebildet hat; wie es namentlich eine Menge neuer Wörter ganz nach deutscher Weise componirt und eine Menge deutscher Ausdrücke aufgenommen, und doch dabei sich noch viel Eignes erhalten hat, und wie mit einem Worte alle diese Sprachen in einander und zu einander hinüberragen, und wie sie doch auch wieder und in welchen Richtungen auseinanderstreben.

Mit dem Deutschen, sage ich, ist es jenseits des Sundes in hundert Beziehungen zu Ende und doch fangen auch hier wieder neue deutsche Beziehungen an; nicht bloß, wie ich eben andeutete, in der Sprache, sondern auch in den Gesinnungen der Menschen. Die Schweden sympathisiren mit uns Deutschen und wir Deutschen mit ihnen, während zwischen uns und den Dänen von jeher mehr Antipathie stattfand. Die Sache ist sehr natürlich und auch in Bezug auf Schleswig-Holstein einigermaßen interessant..

Die Dänen sahen sich von jeher durch die deutsche Cultur in ihrer nationalen Eigenthümlichkeit gefährdet. Und obgleich sie diese deutsche Cultur gänzlich von sich abzuweisen weder im Stande waren, noch auch wünschten, so entstand doch ein Sträuben und Widerwillen gegen das obsiegende Element. Die Schweden, welche von uns entfernter waren, wurden weit seltener von uns bekriegt und bedrängt als die Dänen, und wenn sie etwas von unserer Cultur in sich aufnahmen, thaten sie es mehr freiwillig.

Nicht lange nach derselben Zeit, wo sich in Dänemark ein deutscher Königsstamm mit deutschen Sitten an die Spitze stellte, bekamen die Schweden einen eingebornen volksthümlichen Herrscherstamm wieder. Die Schweden hatten also nicht so viel Ursache, von den Deutschen in ihrer Volksthümlichkeit sich verletzt zu fühlen, wie die Dänen.

Umgekehrt hatten die Deutschen, namentlich die protestantischen Deutschen im Norden, viel Ursache, die Schweden, die sich zu ihren Beschützern aufwarfen, zu lieben; und man kann wol sagen, daß man noch jetzt, selbst in allen Hütten Norddeutschlands, in denen Gustav Adolph's Portrait eben so gut zu finden ist wie das Luther's, Sympathie für die Schweden und eine gute Meinung von ihnen verbreitet findet. Unsere Gustav-Adolphs-Vereine, unsere Gustav-Adolphs-Monumente sind Dinge, welche nothwendig der Schweden guten Willen für uns in eben so hohem Grade gewinnen müssen, so wie umgekehrt durch unsere Stände-Petitionen zu

Gunsten Schleswig-Holsteins die Dänen sich vor den Kopf gestoßen glauben.

Zwischen Schweden und Deutschland hat es nie einen solchen Zankapfel gegeben, wie es Schleswig-Holstein zwischen Dänemark und Deutschland und wie es die schonenschen Provinzen zwischen Schweden und Dänemark waren. Die Schweden suchten und fanden daher auch in der Regel ihre Bundesgenossen gegen Dänemark in Deutschland, so wie Dänemark gewöhnlich seine Bundesgenossen jenseits Deutschlands, in Polen, Rußland, in Frankreich und sogar in Spanien suchte.

Christian IV., nachdem er in Deutschland dem Protectorat der Protestanten entsagt hatte, war lange ein Bundesgenosse Philipp's II. von Spanien und ein eifriger Feind der protestantischen und nach Freiheit ringenden Niederlande. Sogar in dem letzten europäischen Kriege erwiesen sich die bezeichneten Verhältnisse der scandinavischen Reiche zu Deutschland noch darin wirksam, daß Schweden, sogar unter Anführung eines Königs aus französischem Stamme, gegen den Franzosenkaiser zur Befreiung Europas neben den Deutschen auf dem Kampfplatze erschien, während Dänemark bis zuletzt auf der Seite des Feindes von Deutschland blieb.

Man kann es überhaupt als eine sehr natürliche Regel betrachten, daß die Völker und Staaten immer mit ihren nächsten Nachbarn rivalisiren und streiten, während sie mit den jenseits dieser Nachbarn gelegenen Staaten sympathisiren und conspiriren.

So haben die Franzosen immer mit den jenseits der

Engländer wohnenden Schotten in Verbindung gestanden. So haben, so lange es noch ein mächtiges Polenreich gab, die Russen immer mit den Polen gekämpft, aber mit den deutschen Fürsten conspirirt, bis sie endlich, mit ihnen im Bunde, die polnische Freiheit schmählich unterdrückten. So haben die Franzosen beständig mit den Polen gegen Deutschland, mit den Türken gegen Oestreich conspirirt; — und so werden sie wahrscheinlich dereinst mit Rußland gegen Deutschland conspiriren.

So haben die Schweden sich namentlich von jeher der Sache von Schleswig-Holstein gegen Dänemark angenommen. Zu wiederholten Malen sehen wir die Schweden im Bunde mit den Herzögen von Schleswig und Holstein und zu wiederholten Malen rückten die Schweden von Holstein aus in Dänemark ein; ganz so, wie französische Truppen zuweilen von Schottland aus in England einrückten.

Diese uralten Verhältnisse zeigen sich nun auch heutiges Tages noch in Bezug auf die schleswig-holsteinsche Frage wirksam; denn die Schweden, obwol mit den Dänen scandinavisch verbündet, zeigen sich sowol in ihren Journalen als bei persönlichen Zusammenkünften, wo diese Frage erörtert wird, viel unparteiischer und ruhiger als die Dänen und sind weit mehr geneigt, den Deutschen eben so gut wie den Dänen ihr Recht widerfahren zu lassen.

Im Dunkeln erreichte ich Landskrona. Die dortige Wirthin fragte mich, ob ich etwa ein Lübecker sei. Dies haben sie mich hier im südlichen Schweden mehre Male

gefragt, und ich vermuthe, die Lübecker müssen hier die berühmtesten Deutschen sein. Vielleicht ist es noch ein Nachhall von der Zeit, wo sie hier entschieden die vornehmsten Deutschen waren.

Ich reise in diesen Gegenden zwar nur um Dänemarks willen und will mich eigentlich nicht in die innern Angelegenheiten dieses mir neuen Landes mischen. Indessen wenn ich die hiesigen Bürgermeister oder Reichsdeputirten besuche, kann ich doch diese innern Angelegenheiten nicht ganz von mir fern halten, und ich höre ihnen mit dem größten Interesse zu und nasche von allen den neuen Dingen, die man mir erzählt, mit Begierde, wie von einer mir halb und halb verbotenen Frucht.

Auch hier machen sich wieder von allen Seiten die Wünsche des Volkes um Reform laut; doch klingen die Wünsche und Klagen wieder ganz anders als in Dänemark. Schweden hat eine veraltete Constitution aus dem Mittelalter überkommen, mit deren Unbequemlichkeiten es jetzt ringt. Es hat es dabei in vieler Hinsicht schwerer als Dänemark, das 1660 eine tabula rasa wurde und sich jetzt seine neue Constitution, wie die Zeit sie wünscht und fordert, von Grund aus neu erbaut.

Die vier Stände sind auf dem schwedischen Landtage gleich berechtigt und doch sind die Priester und die Adeligen viel weniger zahlreich als die Bürger und Bauern. Dies wollen sie abschaffen und gar keine Klassificirung der Theile des Reichsrathes nach Ständen haben. Am meisten murren sie hier über die Priester. Die Priester, sagten sie, das wären immer die Schlimmsten und bei allen Ver-

besserungen die Eigensinnigsten. Der Adel wäre ihnen sehr an Bildung überlegen und erweise sich auch meistens nachgiebiger.

Viel Interessantes erzählte man mir von der Stellung des Adels im Lande unter dem vorigen Könige und der Veränderung seiner Stellung und Gesinnung unter dem jetzigen. An den paar Abenden, die ich hier auf schwedischem Boden an Ort und Stelle unter klugen und eingeweihten Männern zugebracht habe, habe ich über Schweden, über die Stimmung im Lande, über den Charakter einzelner hiesiger Persönlichkeiten mehr gehört, als in Deutschland während der ganzen übrigen Zeit meines Lebens.

Es sind zwar lauter Dinge, die hier fast jeder Gutunterrichtete weiß, die aber in Deutschland vielleicht nur Einer unter Tausenden kennt. Sie haben mir aus ihrer Rigs-Post-Tidning, welche dasselbe ist, was in Dänemark die Berling'sche, und aus ihrem Aftonblad, welches unter dem vorigen Könige Opposition machte, jetzt aber für den König ist, und aus ihren andern Blättern vorgelesen.

Wie das mir Alles neu klingt! Und wie gern ich alle die Töne, die ich hier vernehme, bis zu ihrer Quelle verfolgen möchte! Fast zweifle ich, ob ich nicht noch bis Stockholm gehen soll. Aber dann würde ich auch noch gern das Ende des Landes bis Lappland sehen wollen; und das wäre dies Jahr nicht mehr möglich. Ich bleibe doch lieber vorläufig bei meinem alten dänischen Plan.

Landskrona war sonst eine Festung. Die Schweden

haben aber den größten Theil dieser Festungswerke geschleift und nur eine Citadelle gelassen. Sie haben dies mit mehren Festungen im südlichen Schweden gethan, und es scheint daher, als wenn sie sich sehr sicher im Besitz dieses Landes denken. Statt dieser Festungen liegen zwar hier weit mehr Truppen concentrirt als in einem andern Theile des Landes, z. B. in dem kleinen Schonen, das 40½ schwedische Quadratmeilen groß ist, allein sechs Regimenter. Allein dies soll nicht etwa deswegen geschehen, weil man hier die Truppen am meisten nöthig zu haben glaubt, als weil man sie hier in dieser fruchtbarsten und produktenreichsten Provinz des Landes am leichtesten nähren und erhalten kann.

Schonen hat strichweise eine beinahe so starke Bevölkerung wie Sachsen. Die Provinz hat nämlich 231,300 Einwohner. Auf die schwedische Quadratmeile kommen also über 5000 Menschen.

Da es in andern Theilen Schwedens Striche gibt, wo auf eine Quadratmeile kaum einige Dutzend Menschen zu finden sind, so mag man hieraus auf die ausgezeichnete Stellung schließen, welche das kleine Schonen in dem Kranze der schwedischen Provinzen einnimmt. Man kann es in vielfacher Beziehung mit dem für Dänemark so wichtigen und ergiebigen Lauenburg vergleichen.

Ich wollte doch nicht in diesem Lande gewesen sein, ohne auch die berühmte schwedische Extrapost versucht zu haben. Ich bestellte mir daher für den andern Tag schwedische Extrapostpferde oder, wie sie hier sagen, Schußpferde (Skjutshäst) und dazu eine Equipage. Am andern Mor-

gen ging ich lange im Zimmer auf und ab, in der Erwartung, daß ich das Vorfahren des Wagens hören oder daß man mir seine Ankunft melden würde.

Endlich blickte ich einmal zum Fenster in den großen Hof des Gasthauses hinaus und bemerkte da ein Paar kleine rauche Pferdchen, die ganz still und unbeweglich in einem Winkel des Hofes kauerten. Sie waren vor einen kleinen hölzernen Karren gespannt und daneben stand ein bescheidener Bauer, der sich mit seinen Thieren in demselben Winkel verkroch, und der wie sie in der kalten Morgenluft zu frieren und zu zittern schien. Er sah ganz andächtig an den Fenstern des hohen Gasthauses hinauf, als erwarte er von da irgend ein Heil.

Ich fragte die eintretende Magd, was das wäre? „Det är herrens skjuts,“ fing sie auf schwedisch an zu singen. „Das ist des Herrn Schuß. Er wartet schon seit einer Stunde auf Sie.“

Statt Schußpferde sagen sie hier gewöhnlich bloß kurz „Schuß“ und meinen damit die Pferde, den Wagen und den Kutscher zusammen und kurz die ganze Beförderungsmaschine. Da kein Mensch mir meinen Schuß angemeldet hatte, so war ich vollkommen bei dem Kutscher entschuldigt, der sich so schweigsam in dem Hofe hinpostirt hatte.

Ich dachte: „Wie sehr das doch Alles an Rußland erinnert,“ faßte neben dem Kutscher Posto und dirigirte ihn auf Lund.

Diese ganze primitiv durch Schweden gehende Posteinrichtung hat frappante Aehnlichkeit mit den alten russi-

schen Jämschlschiksfuhren. Doch ist die Sache sogar in Rußland schon mehr veraltet und durch bessere Einrichtungen ersetzt als hier. Königliche Posthalter gibt es nicht, statt deren gewisse Stationsgasthöfe (Gastgifwaregaarde), deren Inhaber verpflichtet sind, auf vorhergehende Benachrichtigung die bestellten Pferde in Bereitschaft zu halten.

Diese Gastgeber stehen nun in Contrakt mit den Bauern ihres Dorfes, welche die Pferde und nöthigenfalls auch den Wagen liefern. Kommt man unangemeldet an, so muß man auf jeder Station einige Stunden warten, bis Alles in Bereitschaft gesetzt ist. Zwei Stunden Geduld, sagte man mir, sei das Wenigste, was ein Stationshalter mit Recht verlangen dürfte. Man sendet daher immer schon am Abend vorher einen reitenden Vorboten (Förebåd) voraus, um die Pferde auf den nächsten Stationen zu bestellen. Dieser Vorbote bekommt einen Vorbotenzettel (Förebådsedel) mit, auf welchem vermerkt ist, wie viel Pferde der Reisende wünscht, wann ungefähr er auf der Station anzukommen gedenkt und wohin er weiter geht. Von dieser Station schicken sie dann schon auf eignen Antrieb wiederum einen Expressen auf die nächste, und man findet dann so auf jeder Station seine bestellten Pferde in Bereitschaft. Natürlich wird einem immer dieser Expresse als ein Pferd mehr in Rechnung gebracht.

Auf keiner Station fragten sie mich nach Paß und dergleichen. Sie vermutheten schon, daß ich der Rechte wäre, empfingen mich als einen längst erwarteten Bekannten, sagten, ich hätte so und so viel zu bezahlen, wiesen

mir meinen Wagen an und gaben mir für einige gute Worte und Schillinge etwas Knäkebrod für unterwegs mit.

Reisende, die zwei Zoll mehr Umfang haben als gewöhnliche Menschen, können hier gar nicht reisen oder sie müssen sich dann einen eignen Wagen anmessen und bauen lassen. Denn die hölzernen Sitze dieser schwedischen Bauerpostwagen, in denen der Passagier neben dem Kutscher sich Platz erdrängen muß, sind immer nur auf sehr magere Leute berechnet; und selbst magere Leute können kaum gerade darin sitzen. Denn hat man auch die Lenden richtig hineinpракticirt, so muß sich der Kutscher doch noch rechts und der Passagier links zum Wagen hinausbiegen, um etwas freien Spielraum für die Arme zu gewinnen.

Die Pferde sind natürlich ebenfalls sehr einfach angeschirrt, zwei Stricke zum Zügeln am Maul und zwei Stricke zum Ziehen an den Beinen oder am Schwanz, oder ich weiß nicht, wo sonst irgendwo befestigt.

Ich muß dieses Land für das wahre Vaterland der Pudel und zwar der schwarzen Pudel halten. Denn andere Hunde als schwarze Pudel habe ich unterwegs nicht gesehen.

Obwol es Sonntag ist und mir viele Leute in ihrem schönsten Schmuck begegnen, die von der Dorfkirche nach Hause zurückkehren, so sehe ich doch auch manche Leute in Lumpen- und Bettlergewand. Eine Zeitlang humpelte ein armer alter Bettler mit schneeweißem Haar und mit einem weißen Barte, der ihm in zwei langen Flechten vom Kinn herunterhing, neben meinem Wagen her.

Ich sah nie einen solchen Mann in Dänemark; überhaupt bekam ich dort nie einen Bettler zu sehen. In Stockholm soll es, wie mir der Bürgermeister von Landskrona sagte, sehr viele Bettler geben.

Die sonntäglich geschmückten Leute, namentlich die Frauen, haben sehr viele grüne, gelbe, rothe und andere grelle Farben an ihren Bändern und Röcken, was mich wieder an Rußland erinnert. Sie sehen aber alle auffallend frisch, rothwangig und wohl aus, und ich schätze sie daher eben so glücklich, als die dänischen Speckesser, die so gern zuweilen mit etwas hochmüthigem Mitleiden auf diese Knäkebrodesser auf der andern Seite des Sundes herabblicken.

Die Leute, die mir begegnen, grüßen alle sehr höflich, fast unterthänig, und ihr Gruß erinnert mich wieder etwas an Rußland. Da die schwedischen Bauern ja auch mit zu den befehlenden Gesetzgebern in ihrem Vaterlande gehören, so wundert mich dies eigentlich ein wenig. Doch soll es auch nur in Schonen so sein und oben bei den Dalekarliern und weiterhin aufhören.

In Dänemark wünschen freilich die Bauern auch überall einen guten Tag, einen guten Morgen und einen guten Abend, wie in Deutschland, und gehen nicht so fremd und theilnahmlos vorüber, wie die Bauern in England. Aber ihr Gruß ist nicht so unterthänig, wie der der schonenschen Leute. Ueberhaupt sind die Schweden durchweg, nicht bloß die gedrückten Bauern und der vornehme Adel, ein viel höflicheres Volk als die Dänen und Normänner.

Sie sagen dem Fremden immer sehr viel Verbindliches und nennen auch unaufhörlich Jeden bei seinem Titel und Prädikate, z. B. so: „Wie befinden sich der Herr Rath?" — oder „Wollen der Herr Candidat sich nicht setzen?" — „Kommen der Herr Professor vom Spaziergange?" — Sie sind, scheint es mir, in diesem unnöthigen und allzu umständlichen Aufwande von Titulatur noch viel altstyliger als wir Deutschen.

Ich war einmal in einer Gesellschaft, die aus circa zwanzig eingebornen Schweden bestand. Die ganze Haltung der Leute in dieser Gesellschaft war sehr ernst und würdevoll. Wenn Einer aus der Gesellschaft zum Abschiede aufbrach, verneigte er sich gegen Jeden der übrigen neunzehn besonders, und zwar zwei Mal, und seine freundlichen Mienen schienen Jedem etwas Verbindliches sagen zu wollen. Dies gab am Ende beim allgemeinen Aufbruche zwei Mal zwanzig Mal zwanzig Bücklinge, und die ganze vorgestellte Scene dauerte zehn Minuten.

Mir sagte ein Däne, mit dem ich einmal im kopenhagener Theater der großen schwedischen Sängerin Jenny Lind, die als Norma agirte, lauschte, er würde sie, wenn er auch nicht gewußt hätte, daß sie eine Schwedin wäre, doch gleich an der Tiefe des Compliments erkannt haben, mit dem sie den Priester begrüßte.

Die Dänen sind dagegen viel schlichter und weniger complimentös, sowol ihr Adel, als ihre andern Stände. Sie werden von den Schweden zuweilen unhöflich gescholten, während die Schweden umgekehrt von den Dänen oft für falsch gehalten werden. Manche Dänen bewundern

aber auch die Schweden wegen ihrer diplomatischen und vornehmen Manieren, die bei ihnen zu weit höherer Entwickelung gebracht worden als in Dänemark.

Es ist in dem Gegensatze zwischen beiden Nationen viel Aehnliches zu finden, wie in dem Gegensatze zwischen den Niederländern und Deutschen oder zwischen den Portugiesen und Spaniern.

Da die Dänen ihrerseits sehr oft wieder außer sich sind über die Derbheit der Norweger, so glaube ich wol, daß man darnach in Bezug auf Höflichkeit und die damit zusammenhängenden menschlichen Tugenden und Untugenden die drei scandinavischen Nationen leicht klassificiren kann.

In allen Häusern haben sie hier zerhackte Tannenzweige gestreut, die einen sehr angenehmen frischen Walddust in den Zimmern verbreiten. Auch dies ist wieder eine von denjenigen nordischen Sitten, die durch ganz Schweden und einen großen Theil von Rußland gehen, und die sogleich aufhören, sobald man über den Sund nach Dänemark kommt. Auch die Galoschen mag ich erwähnen. Hier in Schweden trägt alle Welt Galoschen, eben so wie in Rußland, während sie in Dänemark nicht häufiger sind als in Deutschland. Wie gesagt, es gibt hundert solcher Dinge.

Ueberall sah ich unterwegs solche alte Grabhügel wie in Dänemark. Sie sind hier im Süden von Schweden, in dem alten Dänenlande und namentlich an den Küsten des Sundes und Kattegats noch sehr häufig. Weiter nach Norden hören sie am Ende ganz auf wie die Bu-

chenhaine. Die gemeinen Leute nennen sie mir hier „Paaskehois“ (Osterhügel), vielleicht weil sie ihre „Paaskebluß“ (Osterfeuer) darauf anzünden?

Einen wunderlichen Ausdruck gebrauchte mein Kutscher für die Kartoffeln, er nannte sie „Pantoffeln“. Ich glaubte anfangs, ich hätte mich verhört, allein des Landes Kundige bestätigten mir nachher, daß der gemeine Mann hier die Kartoffeln durch eine sonderbare Lautverwechselung nicht selten „Pantoffeln“ nenne. Der gewöhnlichste Ausdruck ist jedoch dafür: „Potatis“, wahrscheinlich eine Umstellung des englischen „patatoes“.

Wenn ein Reisender sich ein kleines Museum von Reisemerkwürdigkeiten anlegt, so muß er jedenfalls nicht vergessen, sich etwas Knäkebrod aus Schweden, in Papier gewickelt, mitzubringen, denn wenn er nachher in der Heimath dies Brot beschreibt, so wird man ihm nicht glauben, wenn er es nicht zu gleicher Zeit vorzeigen kann.

Ein Deutscher, der das Schwedische nicht versteht, kann sich doch mit einiger Gewandtheit überall in Schweden leicht helfen. Will er etwas haben, so braucht er nur das deutsche Wort für die Sache zu nehmen und dieses in allen den Umwandlungen, die es möglicher und wahrscheinlicher Weise bei irgend einem germanischen Volksstamme haben könnte, aussprechen. Er wird dann gewiß einmal auf die schwedische Form des Wortes gekommen sein und sich den Schweden verständlich machen.

So wußte ich z. B. auf einer schwedischen Station, wo ich Eier zu haben wünschte, nicht gleich, wie wol die schwedische Abwandlung dieses Wortes sein möchte, und

ich sagte daher, ich wollte „Eier“, oder „Ejer“, oder „Egge“, oder „Aeke“, oder „Eege“, oder „Eker“ haben. Eins von diesen Worten, ich weiß nicht welches, hatte zugetroffen und man brachte mir Eier.

Wenn man viele germanische Sprachen versteht, z. B. englisch, holländisch, deutsch, dänisch ꝛc., so kommt man am Ende ganz durch alle die nur wenig von einander abweichenden Formen hin und weiß nicht, welches die holländische, welches die dänische, welches die deutsche ꝛc. ist. Mehre sehr nahe verwandte Sprachen sehr richtig, fein und gut zu sprechen, hat daher seine besondern Schwierigkeiten.

Daher sollen es auch die Dänen fast nie lernen, das Schwedische, so leicht und verständlich es ihnen von Haus aus ist, völlig richtig zu schreiben und zu sprechen. Sie mischen ihr Dänisch immer bei und vernachlässigen sich, weil der Schwede sie auch schon ohnedies versteht. Ein Schwede sagte mir, Fremde sprächen das Schwedische oft viel besser und angenehmer für das schwedische Ohr, als die Dänen.

Ich will dies wol glauben, denn eine Sache, die von Grund aus mit Ueberwindung vieler Schwierigkeiten neu gemacht werden muß, wird immer besser, als ein altes Modell, das man nach einem andern umformen will. Einem Russen, der deutsch von Grund aus lernt, wird es auch leichter, das „mir“ und „mich“ richtig zu gebrauchen, als einem Berliner, dem gewisse Fehler nun einmal von Jugend auf geläufig geworden sind.

Auch bei den Dänen, wenn sie nicht fertig deutsch

sprachen, bemerkte ich oft, daß sie zwischen allerlei germanischen Wortformen herumriethen, um das Rechte irgendwo zu treffen, z. B.: „O, dieser Mensch ist sehr gut gewachst — gewuchst — gewächst — gewochsen — statt gewachsen.“ Ein anderer Däne wollte mir einmal von einer seiner Liebhabereien sprechen und fing so an: „Ich habe eine große Lovschig — Liebschift — Liebschafterie — Leibschifterei — Liebhabberie — dafür.“

Ein Slave oder Romane, dem nicht so viel verschiedene germanische Wortformen geläufig sind, lernt ein für allemal das Rechte: „gewachsen“ und „Liebhaberei“, und bleibt dabei.

Zuweilen habe ich auch wol Dänen darauf ertappt, daß sie Worte aus dem Englischen nahmen und sie im Deutschen anwenden wollten. So wollte mir z. B. einmal ein Däne sagen, daß die Leute Jemanden geschlagen hätten. Er dachte an das englische „beat“ (schlagen) und machte mehre Versuche, dies Wort zu germanisiren. „Sie haben ihn gebitet,“ fing er an und corrigirte sich dann „Sie haben ihn gebiten — gebitten — gebotten — gepattet —“ Ich unterbrach ihn in der Reihe dieser Modulirungen, indem ich ihm das richtige Wort „geschlagen“ zuschob.

Es strich ein grausam kalter Wind über die schonenschen Felder, und da ich keinen Wolfspelz hatte, wie die andern Reisenden, die mir begegneten, so war ich froh, als ich endlich zwischen den Mauern der Stadt Lund etwas Schutz fand.

Da ich zu dieser Stadt eigentlich nur einer Sache,

nämlich ihrer weit berühmten Cathedrale wegen gekommen war, so war mein erster Gang zu Professor Brunius, der hier gewissermaßen als der zweite Erbauer oder wenigstens Restaurateur dieser Kirche betrachtet wird und von dem man mir gesagt hatte, daß er sich ein Vergnügen daraus mache, dies Werk, an dessen jetzigem Zustande er so großen Theil hat, fremden Reisenden zu zeigen.

Leider traf ich diesen trefflichen Mann nicht zu Hause, und da ich keine Zeit verlieren wollte, so machte ich mich sofort in Begleitung eines gewöhnlichen Cicerone in die geweihten Räume dieses edeln Gotteshauses, das ich als das östliche Ende der interessanten Reihe merkwürdiger dänischer Cathedralen, die sich von Ripen in Jütland hierher herüberzieht, betrachtete.

Lund war ehemals bekanntlich das Canterbury von Dänemark, oder, wenn man will, das Rom des scandinavischen Nordens. Es war nämlich die Nachfolgerin von Bremen, dessen Erzbischof kurz nach Karl's des Großen Zeit das Kirchenoberhaupt der ganzen dänischen, schwedischen und norwegischen Christenheit wurde, und so blieb, bis Odin völlig aus dem Felde geschlagen war und das scandinavische Christenthum sich gehörig entwickelt hatte und sich nun nach einem eignen einheimischen Oberhaupte sehnte, das ihm in dem Erzbischof von Lund gegeben wurde.

Unter dem Krummstabe desselben standen lange Zeit alle drei scandinavischen Reiche, die also in kirchlicher Beziehung schon vor Margaretha's Calmarischer Union eine

scandinavische Einheit bildeten, bis endlich wiederum eine mächtige schwedische und norwegische Geistlichkeit sich entwickelt hatte und bis nun durch einen ähnlichen Prozeß der Sprengel des lunder Erzbischofs beschränkt wurde, wie früher der des bremers, und Norwegen und Schweden sich ihre eignen geistlichen Primaten erwählten.

Uebrigens hat keinen der scandinavischen Primatensitze solche Macht und solcher Glanz umgeben wie den von Lund, und keiner hat daher auch der Nachwelt eine so großartige Cathedrale hinterlassen wie es die lunder St. Laurentiikirche ist.

Die Kirche ist, wie alle diese nordischen Hauptkirchen, uralt; sie existirt nämlich seit neunhundert Jahren und ist, so wie sie jetzt steht, seit siebenhundert Jahren eingeweiht. Im vorigen Jahre hat sie ihr siebenhundertjähriges Jubiläum gefeiert, ein Jubiläum, das nur wenige Kirchen in Europa bisher noch gefeiert haben.

Sie ist im altgothischen oder byzantinischen Styl gebaut und erinnert mich im Ganzen sehr an die Cathedrale von Durham im nördlichen England, die mit ihr ungefähr auf demselben Breitengrade steht, obgleich allerdings dieses englische Bauwerk sie sowol in seiner äußern Erscheinung und namentlich in seiner imponirenden Situation auf hohem Felsen, als auch in der Zierlichkeit seines innern Baues, so wie auch in der Größe und Höhe der Wölbungen übertrifft.

Ueberhaupt erkennt man, wenn man beide Kirchen im Detail mit einander vergleicht, recht genau, wie verschieden das, was man altgothischen, normannischen oder

byzantinischen Baustyl nennt, sich in jedem Lande entwickelt hat.

In den englischen Kirchen aus der sogenannten normannischen Zeit findet man eine Menge Dinge, die man in andern byzantinischen Kirchen, welche nicht auf britischem Boden stehen, gar nicht wiederfindet. Man sollte eigentlich immer von dem „englischen oder schwedischen oder dänischen Baustyl während der sogenannten byzantinischen Zeit," oder „während der Periode der Renaissance" reden.

Von außen stellt sich die lunder Cathedrale gewaltig plump dar. Immense, schräg aufsteigende, aus einfachem Mauerwerk bestehende Pfeiler stützen sie von allen Seiten. Im Innern zeigen sich drei schöne hohe Gewölbe, ein mächtig großes in der Mitte und zwei kleinere zur Seite. Früher war das hohe Chor durch eine Mauer von der Kirche getrennt. Bei der Restauration hat man aber diese Mauer als etwas später Hinzugefügtes hinweggerissen, und es führt nun eine große, freie schöne Treppe zu diesem Allerheiligsten des Tempels hinauf.

Das Innere der Kirche kommt Einem auf den ersten Anblick etwas kahl vor, nirgends schöne Skulpturen, nirgends reiche Bilder und überhaupt wenig architektonischen Schmuck, noch viel weniger, als bei den alten sogenannten normannischen Kirchen Englands. Uebrigens sind die Proportionen der Höhe, Breite und Länge trefflich, und das Ganze scheint so solide gebaut, daß es gewiß noch eine ganze Reihe hundertjähriger Jubiläen feiern wird.

Was mich am meisten interessirte, war die Krypte

der Kirche unter dem Chore, die eine der geräumigsten und schönsten ist, welche ich sah. Die dunkeln, niedrigen und unterirdischen Kirchen machen immer einen ganz eignen Eindruck und erregen eine besondere Stimmung.

Ich finde es schade, daß man sie nicht bei jeder christlichen Kirche baute. Denn theils erinnert man sich in diesen Krypten an die alten Märtyrer des Christenthums und an die Höhlen und Schlupfwinkel, aus denen die ersten christlichen Gebete zum Himmel emporstiegen, sie sind also ein historisches Element des Christenthums, so zu sagen. Theils aber ist hier unter der Erde der wahre Platz für die Gebete, die wir den unter der Erde Ruhenden weihen. Theils endlich liegt so eine Krypte, wie es mir scheint, wesentlich in der Idee eines vollständigen Gotteshauses.

In dem obern lichten, luftigen Gebäude erheben wir uns, Gottes Größe preisend, zum Himmel und singen laute Hymnen zu seinem Lobe. Die Krypte aber ist besonders geeignet zum Bußethun in Sack und Asche. Möchten wir uns in der Betrübniß über unsere Sündhaftigkeit nicht zuweilen unter die Erde verkriechen, und ist uns in solchen Momenten nicht das dämmernde Licht, das gedrückte Gewölbe einer Krypte viel wohlthuender und anpassender, als die triumphirende Halle eines prachtvoll gehobenen Domes.

Jeder Gottesdienst, jede Religion haben ihre Mysterien. Und für das Mysteriöse im Gottesdienst sind die Krypten besonders geeignet. Sowol in Aegypten, als in Griechenland hat es daher auch verborgene unterirdische

gottesdienstliche Plätze, eine Art Krypten, gegeben, und ich kann mir daher, sage ich, eigentlich kein vollständiges Gotteshaus ohne Krypte denken. Es ist mir unbegreiflich, wie man später ganz davon zurückgekommen ist.

Ich erwähnte oben bei der odenser und roeskilder Kirche, wie sich die historischen Ereignisse in den verschiedenen Perioden des Christenthums in den Kirchen aller Länder fast ganz auf dieselbe Weise wiederholen. Wie es mit den Ereignissen ist, so ist es auch mit den Sagen. Fast bei jeder großen Kirche des Christenthums findet man gewisse Sagen, die sich überall außerordentlich ähneln.

Sehr häufig ist z. B. die Sage, daß der Baumeister einen Bund mit dem Teufel oder mit einem andern übernatürlichen Wesen macht, das dann dem Baumeister bei dem Baue hilft und gewöhnlich am Ende um seinen Lohn betrogen wird. Hier ist die Sage nach nordischem Schnitt gemodelt. Sie lautet so:

Der heilige Laurentius, der Erbauer dieser Kirche, konnte allein mit dem gewaltigen Baue nicht zu Stande kommen und er machte daher mit einem Riesen, Namens Finn, einen Pakt, daß er ihm die Steine herbeischaffen und übereinanderwälzen, und daß der Heilige ihm dagegen die Sonne, den Mond und seine beiden Augen geben solle, wenn er ihm, dem Riesen, nicht noch vor beendigter Arbeit seinen Namen sagen könne.

Solche Pakte mit dem Nebenpakte in Bezug auf das Namenerrathen sind in allen nordischen Sagen sehr häufig. Ich weiß nicht, warum die Riesen und Geister immer so viel mit ihren Namen hinter dem Berge halten. Ge-

wöhnlich werden indeß die Namen immer errathen und in der Regel auch ganz auf ähnliche Weise, wie Laurentius den von Finn erfuhr.

Eines Tages nämlich, als die Kirche beinahe schon fertig war und der Heilige noch immer den Namen nicht wußte und daher voll Verzweiflung in den Feldern in der Nähe von Lund herumirrte, auf allerlei Namen sinnend, vernahm er die schreiende Stimme eines Riesenkindes, dem seine Mutter beschwichtigend zuredete, indem sie sagte: „Schweige still, mein Kleiner, heute Abend kommt dein Vater Finn und bringt dir die Sonne, den Mond und die Augen des heiligen Laurentius."

Dieser glückliche Zufall rettete die Augen des Heiligen und setzte ihn in den Stand, den Riesen bankerott zu machen. Als derselbe eben den letzten Stein auf die Kirche setzen und darnach triumphirend sich die Augen des Heiligen ausbitten wollte, sprach dieser zu ihm: „Schön Dank, Finn, wie fleißig hast du Alles beendet!" Der Riese war natürlich wie vom Blitz getroffen, stürzte sich durch das noch nicht verdeckte Loch in die Kirche hinab und umklammerte hier die Säulen der Krypte mit seinen Riesenarmen, um das ganze Gebäude zu erschüttern und wieder zusammenstürzen zu lassen. Allein der Heilige machte nun keine Umstände mehr mit ihm und verwandelte ihn auf der Stelle in Stein.

Dasselbe Schicksal ereilte das Riesenweib und ihr Kind, die ebenfalls herbeigeeilt waren und einige Kryptensäulen umklammert hatten.

Das Merkwürdigste an der Sache ist dies, daß noch

in diesem Augenblick die steinernen Figuren des Riesen und seines Weibes und Kindes an den Säulen der Krypte zu sehen sind. Sie scheinen nicht später hinzugefügt, sondern gleich mit jenen alten Säulen entstanden zu sein. Es scheint daher fast, als ob gleich während des Baues der Kirche eine solche Sage entstanden sei.

Wäre dies der Fall, so müßten die Alten eine gewaltige Leichtgläubigkeit und eine sehr erregte Phantasie gehabt haben. Vielleicht aber sind diese Riesenfiguren, welche vergebens die Grundsäulen des Gotteshauses erschüttern, von Anfange an nur symbolisch genommen, und man wollte damit nur auf die vergebenen Kämpfe der alten Heiden des Landes gegen das Christenthum und auf die Unerschütterlichkeit der Kirche Christi hindeuten, und erst später dichtete das Volk diesen symbolischen Figuren jene Sage an.

Auffallend ist mir dabei wieder der Name des Riesen Finn, der bei allen diesen nordischen Dämonen, die sich gegen neue menschliche Einrichtungen in Opposition setzen, vorkommt. Vielleicht deutet dieser Name auf die ursprüngliche finnische Bevölkerung dieser Gegenden hin, die sich sowol gegen die von den Germanen eingeführte Odinsreligion, als auch gegen das ebenfalls von den Germanen hereingebrachte Christenthum zur Wehr setzte.

Barbarisch klingt der Name, den die Schweden für eine Krypte componirt haben. Sie nennen sie „Kraftstjorka"*) (Kryptenkirche). Mich däucht, mit diesem

*) Ich schreibe dies Wort gerade so, wie man es ausspricht.

Worte könnte man einen Italiener oder Griechen vor allen unsern nordischen germanischen Sprachen bange machen.

Ueberhaupt gibt es in dieser Kirche, was die einzelnen Details, namentlich die Skulpturarbeiten betrifft, mehr Dinge, die Einen erschrecken, als solche, die dem Herzen und den Augen wohlthun. Ich sah, däucht mich, in keiner Kirche je so viele aus Stein gemeißelte Fratzen und Ungethüme, die freilich dem Forscher und Kunsthistoriker alle außerordentlich interessant sein mögen, den Schönheitssinn aber beleidigen und den Geist in barbarische Zeiten versetzen.

Es ist wunderbar, wie dieselben Leute, die im Ganzen so großartig und schön bauten, in den Details so geschmacklos waren.

Außer jener besagten plumpen und unmenschlichen Riesenfamilie sieht man da in der Krypte noch vorerst einen viereckigen Stein, auf dessen einer Seite eine furchtbar große, beinahe 1½ Elle lange Laus und daneben ein gräßliches Schaf ausgemeißelt sind. Die Laus liegt an einer Kette, die ihr um den Hals geschmiedet ist, und daneben steht eine lange plattdeutsche Inschrift, von der ich bloß die Anfangsworte behalten habe: „De Luus bit dat Schaap" (die Laus biß das Schaaf).

Vermuthlich hat diese Darstellung wiederum dieselbe Bedeutung, welche jene Riesen an den Säulen hatten, oder welche die vielen Darstellungen eines geharnischten Ritters Georg, der einen Drachen ersticht, oder des Heilands, der der Schlange den Kopf zertritt, oder des Got-

tes des Lichts, vor dem die Geister der Nacht in den Orkus zurückweichen, oder andere symbolische Darstellungen des Sieges des Lichts über die Finsterniß und namentlich des Christenthums über das Heidenthum haben.

Allein von allen diesen Darstellungsweisen derselben Sache ist in ästhetischer Hinsicht jene lundische, die übrigens, wie die Inschrift vermuthen läßt, aus Deutschland gekommen ist, die alleroriginellste. Statt eines schönen Ritters auf edlem Rosse, oder statt eines Gottes wählte sie als Symbol des Lichtes ein Schaf, und statt eines flammensprühenden und sich krümmenden Drachen eine Laus.

Das Schaf, als ein schon ins Christenthum eingeführtes Symbol, ließe man sich noch gefallen, aber die Laus, die jedenfalls nur zu den petites misères de la vie humaine gehört, die unter dem Vergrößerungsglas besehen freilich gräulich genug aussieht, aber dem Künstler auch gar keine Seite darbietet, sie als den Repräsentanten des Teufels zu nehmen und sie an eine armsdicke Kette zu legen, das ist wirklich grotesk-originell.

Die Idee scheint mir aus dem Kopfe eines cynisch-humoristischen flamländischen Bauern des Mittelalters entsprungen zu sein. Ich hätte wahrlich Lust, weiter auf die Zerlegung dieser Idee einzugehen, wenn mich das hier nicht zu weit führte.

Doch wie gesagt, es gibt eine ganze Menge solcher Unthiere in dieser Kirche und nicht eine einzige erfreuliche, schöne, wohlthuende und erhebende Steinfigur. Vor den aus Holz geschnitzten Sitzen der Chorherren sind eine

Menge Fratzen angebracht, Esel-, Widder-, Lammsköpfe, auch ein aus Holz geschnitzter Löwe, der einen Menschen frißt, und in jedem Winkel jedes Chorherrnsitzes stecken noch eine Menge kleiner Ungethüme, die alle sehr verschiedene Fratzen machen.

An einem Riesenleuchter sind statt der vier schönen Köpfe der Evangelisten vier geflügelte Unthiere angebracht, von denen jedes auf einen Evangelisten hindeutet. Die vier Füße des Leuchters stehen auf vier Dingern — kein Mensch kann erkennen, ob es vier Kröten oder vier Löwen sein sollen. Einige kleine Bogen am Chor werden von Klötzen getragen, die auf so rohe Weise zu Engeln umgearbeitet sind, daß man glauben möchte, die Arbeit sei wirklich vom Riesen Finn und seinem tölpischen Jungen da unten in der Krypte. Die Engel stehen mit den Füßen auf Steinblöcken, welche sich sichtliche Mühe geben, eine Schafsphysiognomie herauszubringen.

Anderswo sieht man wieder aus Stein gehauene Thiere mit langen Hälsen, die man eben so gut für Giraffen als für Kühe halten könnte. Nach ihren Hörnern zu schließen, sollen sie das letztere sein. Ohne Unthiere konnte nach der Idee der Kirchenerbauer beinahe nichts sein; jeder Altar, jeder Engel, jeder Leuchter mußte auf Fratzen ruhen. Auch des heiligen Laurentius Bildniß ist auf drei Löwen gesetzt. Der heilige Kanut, dessen steinerner Kopf zwischen zwei Löwen am Ende eines Pfeilers hervorblickt, braucht kein Unthier, denn er sieht an sich gräßlich genug aus.

Es versteht sich von selbst, daß ich dies alles nicht

erzähle, um mich über die im Uebrigen so interessante Lunder Cathedrale lustig zu machen. Ich gebe es nur als Factum, das mich in vielfacher Beziehung interessirte. Es leuchtet daraus hervor, daß, während die Architekten hier etwas Großartiges und Wohlgefälliges schufen, die Bildhauer durchweg nur etwas Widernatürliches und Ungefälliges hervorbrachten.

Wie ist es möglich, daß dieselbe Zeit, die solche Dome schuf, im Einzelnen und Kleinen, soll ich sagen, so duldsam oder so wenig feinfühlend gewesen ist. Wie müssen jene alten Leute stark und groß und grob und roh zugleich gewesen sein.

Die Griechen hatten auch großartige Tempel, aber sie duldeten auch nie etwas Nichtästhetisches darin. Sie stellten selbst das Haupt der Medusa schön dar, während hier selbst an die Stelle der schönen Häupter des Matthäus, des Marcus, Johannes und Lucas symbolische Fratzen treten. Einen Perikleischen Griechen würde beim Anblick dieser Lunder Unthiere eben solches Entsetzen erfassen, wie beim Anhören des Wortes „Kraftstschorka".

Ich erwog auch bei mir die Frage, ob es nicht besser gewesen wäre, bei der Restauration der Kirche alle diese Mißgestalten so viel als möglich zu beseitigen. Ich begreife zwar vollkommen, wie großen Werth sie für die Kunstgeschichte haben und wie das Auge eines Antiquars und Kunsthistorikers mit zärtlicher Liebe an ihnen hangen kann; aber was sollen sie uns?

Die starken rohen Alten stießen sich nicht daran und daher mochten sie sie behalten. Wir fühlen jetzt aber an-

ders und uns stören sie in unserer Andacht, zu deren Erhöhung doch Alles in der Kirche beitragen soll.

Für die Kunsthistoriker könnten wir sie ja vorsichtig ausbrechen und in unsere Museen bringen, und sie allenfalls auch durch Maler und Lithographen vervielfältigen lassen. Man wird vielleicht einwenden, daß dadurch die historische Echtheit des Baustyls der Kirche gestört würde. Aber es ist uns doch nicht so wichtig, daß wir in einer echt normanischen oder wohl conservirten echten byzantinischen Kirche als vielmehr in einem Gotteshause beten, das dem Geiste unseres Gebetes, unserer Predigten, unseres Gottesdienstes entspricht.

Ich komme noch einmal auf die Stützen an der Außenseite der Kirche zurück. Sie sind wirklich so groß und massiv, wie ich sie bei keiner Kirche sah. Ich glaube, es steckt in diesen äußern Stützen eben so viel Material und Mauerwerk, als in den Mauern der Kirche selbst. Es ist interessant zu bemerken, wie diese Stützen hier in dem alten gothischen Styl noch weiter nichts sind, als was sie sein sollen, nämlich tüchtige, zur Befestigung dienende Pfeiler, und wie erst die spätere gothische Bauart, welche auch diese Stützen zierlicher zu formen und zu schmücken begann, aus ihnen oft nur einen luxuriösen Zierath gemacht hat.

Es ist merkwürdig zu sehen, wie solche alte Gebäude, so lange sie existiren, noch auf den Geschmack des Volks im Häuserbau einwirken, und mir war daher Alles, was man mir von der neuern Reform des südschwedischen Baugeschmacks, die von dieser 700 Jahre alten Kirche noch

in unserer Zeit wieder ausging, sagte, im höchsten Grade interessant.

Die Sache ist wirklich ganz einzig in ihrer Art und verdient einer Erwähnung und Beachtung, theils weil sie zeigt, wie sehr ein einziger energischer Mann auf Mode, Geschmack und Zeitgeist einzuwirken vermag, theils weil sie mit mehren andern Erscheinungen unserer Zeit harmonisch zusammenhängt. Eben jener von mir bereits genannte Professor Brunius ist der Mann, der die Revolution, auf die ich auch schon oben anspielte, im südlichen Schweden zuwege brachte.

Dieser Herr ist, wie man mir sagte, nicht einmal Architekt von Haus aus. Aber als geschmackvoller und gelehrter Kenner des Alterthums liebte er von jeher die lunder Domkirche, deren Styl und Bauart er studirte. Er fand sie im Laufe der Zeiten durch Feuersbrünste, durch unsinnige Zwischen- und Anbaue vielfach entstellt, entwarf Pläne zu ihrer Restaurirung, wußte diesen Plänen beim Publikum Eingang und bei den Behörden Bestätigung zu verschaffen, und stellte sich selbst als Werkmeister und Architekt an die Spitze der schwierigen Ausführung.

Nachdem er sein Werk vollendet, hatte er sich so in den byzantinischen Baustyl hineingedacht und eingeübt, daß er sich fast selbst für einen byzantinischen Baumeister ausgeben konnte. Er empfahl diesen Baustyl überall, er bewerkstelligte die Restauration auch anderer alten Gebäude in der Umgegend; er untersuchte selbst alle alte Baureste seines Vaterlandes, zeichnete sie, beschrieb sie, gab über

sie verschiedene lehrreiche Broschüren heraus und brachte dadurch in Schonen einen solchen byzantinischen oder altgothischen Bauenthusiasmus zuwege, daß nun dort in diesem Augenblick eine Menge öffentliche Gebäude, Schlösser, Villas, Schulen, Kirchen nach Brunius' byzantinischen Rissen sehr solide aufgebaut oder restaurirt werden.

Wenn man bedenkt, was in Paris, was in Cöln, in Belgien, in England jetzt für Restaurirung alter gothischer Bauwerke und für Errichtung neuer geschieht, so ist es besonders interessant zu sehen, wie auch selbst in diesen entlegenen Ländern einzelne Männer die Ideen, welche die Zeit bewegen, auffassen und sie auch bei ihren Landsleuten ein- und durchführen.

Den Rest meines Tages in Lund genoß ich auf die angenehmste Weise, indem ich den Abend bis über Mitternacht hinaus theils in der freundlichen Gesellschaft einiger Professoren und Studenten, theils in den Museen und anderweitigen Sammlungen der Universität, die wir größtentheils, da es schon sehr früh dunkel wurde, bei Lampen- und Laternenlicht besehen mußten, verbrachte.

Natürlich sind die Sammlungen nur klein, da diese zweite Universität Schwedens selbst nur klein ist. Doch enthalten sie immer Vieles, was der Reisende sonst nirgends sah. Auf dem naturhistorischen Museum interessirte mich besonders ein großes prachtvolles Skelett eines echten Auerochsen, dessen Race jetzt völlig ausgestorben ist. Zwar wird jener wilde Ochse, der noch in dem litthauischen Walde von Bialowisa lebt, in der Regel auch für einen

Auerochsen ausgegeben. Allein er ist es nicht, er gehört vielmehr zu demselben Geschlechte von Wiederkäuern, zu welchem die nordamerikanischen Bisons gehören.

Manche Gelehrte wollen zwar dem litthauischen Ochsen auch den berühmten Namen Ur eifrig vindiciren. Und im Grunde genommen, kann man ihnen das gern lassen. Es ist sogar wol möglich, daß er auch ehemals vielfach „Ur“ genannt wurde. Das Wichtige aber bei der Sache ist, zu wissen, daß es ehemals in germanischen Landen zwei sehr wesentlich verschiedene Arten wilder Ochsen gegeben hat: erstlich einen dem amerikanischen Bison ähnlichen Ochsen, von dem noch der litthauische Ochse ein Ueberrest ist, und dann einen zweiten noch größern und stärkern Ochsen, von dem man hier ein Exemplar in Lund sieht, dessen Physiognomie von dem litthauischen Ochsen so verschieden ist, daß, wer die Schädel beider einmal verglichen hat, sie nie mehr verwechseln kann.

Eben so ist es ausgemacht, daß auch in dem Niebelungenliede und in andern Werken, aus denen wir die Kenntniß des alten Mittel-Europas schöpfen, zwei Namen für zwei verschiedene wilde Ochsen vorkommen, für den einen der Name „Ur“ und für den andern der Name „Wisent“ (Bison), und daß der Ur gewöhnlich als das größere und stärkere Thier beschrieben wird; daß dieser Name daher wol eigentlich nicht jenem schwächern litthauischen Ochsen, welches der Wisent zu sein scheint, sondern jenem untergegangenen Ochsengeschlechte angehört, von dem dieses lunder herrliche Skelett eine vortreffliche Idee gibt; daß übrigens höchst wahrscheinlich auch beim Volke

wie bei den Gelehrten der Wisent mit dem eigentlichen Ur verwechselt und selbst auch Ur genannt wurde.

Der ganze mächtige Körperbau des eigentlichen Ur weicht in vielen Stücken von dem des Wisent ab, besonders aber der Schädel, der beim Ur viel länger, breiter und flacher als beim Wisent ist, und bei dem auch die gewaltigen Hörner ganz anders gestellt sind.

Der lunder Ur ist noch durch einen kleinen Nebenumstand interessant. Er hat nämlich durch den einen der hoch hervorstehenden Kammknochen seines Rückgrats ein Loch, welches Naturforscher und Historiker genau untersucht und von dem sie ausgemacht haben, daß es von einem Wurfgeschoß eines der alten Urjäger dieses Landes herrührt. Es geht ganz durch den Knochen hindurch, welcher in der Richtung des Lochs über zwei Zoll dick ist, ohne jedoch einen wesentlichen Theil des Rückgrats zu verletzen.

Betrachtet man die Richtung des Loches, seine innere und äußere Gestalt, die Art der Verletzung des Knochens genau, so zeigt sich, daß der Jäger vor dem Ochsen stand, daß der Ur gesenkten Hauptes auf ihn losging, daß die Kraft, mit der der Jäger sein Geschoß schleuderte, außerordentlich gewesen sein muß, daß der Ochse aber nicht zum Tode verwundet wurde, vielmehr wahrscheinlich noch lange nach der Wunde lebte und der Jäger vielleicht im Kampfe unterlag. Hätte dieser den Ochsen erlegt, so hätte er wahrscheinlich beim Zerstückeln, Braten und Abknaupeln des Fleisches nicht alle Knochen so sorgfältig wieder an eine Stelle gelegt, daß man später das ganze

Skelett für das lunder Museum wieder daraus hätte zusammensetzen können.

Das Museum hat noch mehre interessante Stücke, bei deren Anblick Historiker und Maler sich in ihrer Phantasie mancherlei Lebensbilder aus der urältesten scandinavischen Zeit zusammensetzen können.

So z. B. den Schädel eines Menschen, in welchem eine lange knöcherne Lanzenspitze steckt. Diese Lanzenspitze besteht aus Thierhorn und ist bearbeitet. Es ist also offenbar, daß jener Schädel nicht etwa in einem Kampfe mit dem Elenthiere selbst, sondern in einem Kampfe zwischen Menschen mit Menschen durchbohrt wurde. Das Loch, welches die Lanzenspitze in den Schädel gemacht hat, ist vollkommen rund, als rührte es von einer Kugel her, und ohne alle Knochenzersplitterung. Es muß also durch eine in sehr heftigen Schwung versetzte Lanze und nicht durch einen Stoß aus der Nähe entstanden sein, weil dieser ohne Zweifel den Schädel zersplittert haben würde.

Das Loch geht senkrecht in den Scheitel des Schädels hinab. Wahrscheinlich lag also der einstige Schädelinhaber lauernd auf dem Boden und empfing so seinen Todesstoß.

Der Schädel zeigt cimbrische oder germanische Bildung; die Lanzenspitze aber deutet auf einen finnischen oder lappischen Barbaren als ihren Besitzer. Vermuthlich haben wir hier also ein handgreifliches Zeugniß aus einer der unzähligen und unbeschriebenen Schlachten, welche die cimbrischen oder germanischen Eindringlinge den Eingeborenen des Landes lieferten.

Die Studien der Naturhistoriker und der Geschichtsforscher treffen, wie man hier wieder sieht, vielfach zusammen und jene müssen häufig diesen in die Hände arbeiten.

Es ist daher interessant, daß in Lund einmal ein Naturforscher sich zum Antiquar und Historiker gemacht hat und auf alle Weise strebt, mit seinen naturhistorischen, phrenologischen, geologischen und ethnographischen Kenntnissen der Geschichte so viel als möglich zu dienen. Dies ist der Professor Nilsson, der in der Reihe von nordischen Alterthumsforschern, welche in neuerer Zeit, zum Theil in Folge der von Kopenhagen ausgehenden Impulse, in Lund, Christiania, Stockholm, Upsala und andern scandinavischen Städten erstanden sind, einen sehr bedeutenden Platz einnimmt. Dieser Herr hat mehre Schriften über dieselben Gegenstände publicirt, denen die Mitglieder der Gesellschaft der nordischen Alterthumsforscher ihre Kräfte widmen; unter andern ein ethnographisches Werk über die Ureinwohner des scandinavischen Nordens (Skandinaviska Nordens Ur-Invånarne).

Auch besitzt er eine der lehrreichsten Sammlungen von den Geräthschaften und Ueberresten dieser Leute. Wer da weiß, was es heißt, ein solches Museum von tausend kleinen Sächelchen auskramen, jedes Stück vorzeigen, von seinem Platze rücken und am andern Tage Alles wieder in die gehörige Ordnung bringen, der wird die Großmuth, den Eifer eines Mannes bewundern müssen, der einem neugierigen Reisenden seine ganze Sammlung von Steingeräthschaften auskramte und sie ihm auf langen Tischen ausstellte.

In der Bibel ist zwar gesagt, daß man dem Einsprechenden nicht Steine statt Brot bieten soll. Aber hier in Lund waren für einen ethnographisirenden Gast aus dem Süden diese alten nordischen Steine das wahre geistige Brot — ja Confekt! Als ich in das Zimmer hereintrat, waren alle Tische, Schränke, Commoden bereits mit „Oldsager" bedeckt, die Schubladen aller Schränke aufgezogen und zwischendurch überall Lichter aufgestellt, so daß das Ganze wie eine anmuthige Weihnachtsbescheerung aussah.

Wenn man so einen Fremden überrascht, so nenne ich das eine viel schönere Uebung von Gastfreundschaft, als wenn man ihm ein Diner, einen Ball oder Banquett gibt.

Wir nahmen mitten zwischen diesen Antiquitäten Platz und ergingen uns nun in den Zeiten des nordischen Uralterthums fast noch bequemer, als hätten wir in jenen Zeiten selber gelebt. Denn wäre letzteres der Fall gewesen, so hätte wahrscheinlich Niemand es der Mühe werth gehalten, eine so reichhaltige Sammlung von Geräthschaften auf einen einzigen Punkt zusammenzubringen.

Ich sehe zehn Mal lieber kleine Privatsammlungen als große öffentliche Museen. Denn bei jenen werden Einem die Dinge viel näher vor die Augen und ans Herz gelegt. Die Privatsammler lieben alle einzelnen Stücke ihres Museums mit besonderer, man möchte fast sagen, mit väterlicher Liebe, und wir, ihre Zöglinge, lernen dann auch schnell durch ihre Augen sehen, und so gewinnen wir die Sachen selber lieber als in den Museen, wo uns

nur der Wissenstrieb leitet. Kommt die specielle Liebe dazu, so wird das Auge auch viel scharfsichtiger.

Die Privatsammler haben ihre Exemplare so oft in Händen gehabt, so oft untersucht und vielleicht auch gezeichnet, beschrieben und abgebildet, daß sie sie auch meistens intimer kennen, als die interessanten Exemplare eines großen Museums irgend Jemanden bekannt sind. Gewöhnlich wissen sie auch weit besser um den Fundort und die vorgängige Geschichte ihrer Sachen Bescheid, als dies auf den Museen der Fall ist, weil sie sie häufig, wenn es Pflanzen sind, selbst gepflückt, wenn Mineralien, selbst gebrochen, wenn Antiquitäten, selbst gegraben oder gefunden haben.

Mein Gastfreund legte mir auch einige Vergrößerungsgläser zur Hand, deren ein nordischer Alterthumsforscher eben so benöthigt ist wie ein Botaniker oder Zoologe. Denn es ist von entschiedener Wichtigkeit, den Verlauf einer Schramme auf einem Steine, oder die Art und Weise der Bearbeitung einer Fläche, oder die Schärfe einer Schneide genau zu erkennen, um Kunst von Natur, Absicht von Zufall zu unterscheiden.

Ich begreife es vollkommen, daß diese antiquarischen Studien der vorhistorischen Zeit einen Naturforscher besonders interessiren müssen. Denn sie treffen so ganz mit den geognostischen oder zoologischen Studien, aus denen die Naturforscher auf die Beschaffenheit der antidiluvianischen Zeit schließen, überein.

Eigentlich sind die Augen der Geognosten und Zoologen weit mehr auf solche Dinge eingeübt als die unserer

Historiker, die bloß mit Diplomen, Chroniken und alten Buchstaben, wenig aber mit der äußern Erscheinung von Steinen, Knochen, Muscheln, Fischgräten rc. zu thun gehabt haben.

Wie die Naturforscher die natürlichen Pflanzen, Steine und Knochentrümmer sammeln, sie in ihrer Gestalt und Beschaffenheit chemisch oder mikroskopisch untersuchen, sie aneinanderpassen und zusammensetzen zu ganzen Thierkörpern, und am Ende sich so in Gedanken ein deutliches Bild von der ganzen Beschaffenheit der damaligen Welt, der Berge, der Thäler, der Wälder und der darin hausenden Wesen machen, so macht es auch der nordische Oldgransker mit seinen Pfeilspitzen, Messern, Lanzen, Harpunen, Beilen, Meißeln rc.

Er betrachtet sie genau, vergleicht sie unter einander und mit noch jetzt gebräuchlichen Geräthschaften, erforscht ihre Zwecke, sogar die Weise, wie sie entstanden, er zieht Folgerung aus Folgerung und baut sich am Ende aus diesen Trümmern die ganze längst entschwundene Menschenwelt vor den Augen seines Geistes wieder auf.

Aus den Zähnen weissagt dir der antidiluvianische Naturforscher, was die Thiere, die er nie gesehen hat, gefressen haben, welche Pflanzen sie gern hatten, welche ihnen unverdaulich waren, er weiß, wie ihr Magen, der schon vor Noah's Zeiten verfaulte, beschaffen war, wie ihre Füße, wie ihre Klauen. Er malt das ganze Thier, das nur der allwissende Apollo einst sah, deutlich hin, zeigt dir, in welcher Stellung es wiederkauend im Sumpfe lag, wie es aus den Augen blickte, wie es mit dem

Schwanze wedelte, als hätte es ihm ein Gott verrathen.

So prophezeit dir der Oldgransker aus den Pfeilspitzen und Feuersteinbröckeln. Er weiß, wie die Leute die Pfeilspitzen verfertigten, welche Instrumente, welche Handwerker, welche Künstler bei jenen Wilden, über die, außer diesen stummen Steinen, Niemand berichtet hat, zu finden waren. Obgleich die Stricke, und die ledernen Riemen, und die hölzernen Schafte und Handgriffe, welche noch sonst an jenen Geräthschaften hafteten, wie Magen, Schnauzen und Klauen jener Thiere längst verfault sind, so zeigt er dir doch unter dem Mikroskop feine Spuren von diesen Dingen, zeichnet sie dir deutlich und beweist dir, daß sie so und so waren und nicht anders gewesen sein konnten.

Wie jener kluge Ebu-Seid in dem arabischen Märchen, der genau aus der Beobachtung des abgerupften Grases und den Fußspuren im Sande wußte, daß das Thier, das am Wege — von ihm gänzlich ungesehen — vorübergegangen war, ein Kameel war, daß dieses Thier auf dem linken Hinterbeine hinkte, ein Junges bei sich hatte und was weiß ich Alles sonst, so zeigt dir der Oldgransker, daß die Ureinwohner des Landes, die keiner der jetzt in Fleisch und Bein oder in ihren Schriften lebenden Menschen sah, so und so groß gewesen sein müssen, ihre Schleifsteine an einem Bande auf der linken Seite am Gürtel getragen haben, so und so gekleidet waren, in solcher und solcher Ausrüstung auf die Jagd oder in den Krieg gingen, daß ihre Häuser so und so gebaut waren,

und dies Alles schließt er durch geschickte Combinationen und weitgehende Vergleichungen mit den noch jetzt lebenden Nationen aus wenigen, kaum erkennbaren Spuren, an den unbedeutenden Geräthschaften, die sie uns hinterlassen haben.

Er gibt dir einen kleinen viereckigen Stein in die Hand und beweist dir, daß es nichts anderes, als ein Schleuderstein ist. Er zeigt, wie die Schleudern beschaffen sein mußten, wie man sie im Kriege gebrauchte. Du siehst diese Schleuderer deutlich mit Kriegsgeschrei in den Kampf ziehen. Er gibt dir andere durchbohrte Steine und zeigt dir, wie diese Löcher mühselig gebohrt wurden. Du siehst diese alten geduldigen Künstler aus dem Steinalter in ihren Werkstätten wirthschaften und erkennst wol, daß sie ein ganz anderes Temperament haben mußten, als unsere jetzigen Künstler, da sie nur durch eine lange schwierige Arbeit und vielfache Bemühungen zu Stande brachten, was unsere jetzigen Metallkünstler in wenigen Minuten verfertigen.

Die Zierlichkeit, mit der einige Geräthschaften gearbeitet sind, und die Nachlässigkeit bei andern läßt auf die Art der fortschreitenden Entwickelung der Künste bei ihnen schließen oder auf eine Verschiedenheit der Stände und des Reichthums, so wie auf mehr oder minder geschickte und berühmte Künstler.

Die Beschaffenheit der Instrumente zur Bearbeitung des Erdreichs läßt Schlüsse auf den Zustand des Ackerbaues und der ganzen Cultur dieser Leute, mithin auf ihre politischen Institutionen und ihren ganzen geselligen Zustand machen.

Ja, nicht nur große allgemeine Zustände, sondern sogar auch einzelne kleine Vorfälle des alltäglichen Lebens werden uns durch diese Steine so nahe gebracht, daß man glaubt, man könne wie durch einen Hellblick durch die dicken Massen der Jahrhunderte bis mitten in die alte dunkle Heidenzeit vor Christi Geburt hineinblicken.

Da haben wir z. B. eine Reihe von Schleifsteinen vor uns, wie die scandinavischen Wilden sie gebrauchten. Bei allen sieht man deutliche Spuren des Schleifens. Wahrscheinlich waren diese guten Schleifsteine selten, und die Leute sparten daher mit ihnen und nutzten sie so lange als möglich. Die meisten sind daher sehr tief ausgeschliffen. Einer von ihnen ist in zwei Stücke zerbrochen in einer Höhle gefunden. Seine beiden Enden sind so dick und in der Mitte ist er so tief ausgeschabt, daß er am Ende wol brechen mußte. Doch mochte der alte Schleifer sich nicht wenig darüber ärgern oder sein Weib ihn deshalb schelten.

Aus einer Vergleichung der Beschaffenheit des Bruches und der Schleiffläche kann man schließen, daß beide zu derselben Zeit entstanden waren und der Bruch nicht etwa erst später geschah.

An einer Stelle hat man eine Menge lauter sehr schlecht geschärfter Instrumente gefunden. Es mußte hier wol ein alter schwächlicher Meister wohnen, der die Schärfe nicht mehr recht geschickt herausbringen konnte.

Außer solchen großen, oft eine Elle langen Schleifsteinen hat man auch kleine gefunden, welche die Leute an einem Bande an der Seite hängen hatten. Man

sieht an der Seite noch deutlich die kleinen Ritzen, welche die scharfen Instrumente in den Stein machten, wenn sie mit ihnen an jenen hin- und herfuhren. Diese Spuren bemerkt der Geschichtsliebhaber mit derselben Ueberraschung, mit welcher der Naturfreund auf irgend einer erstarrten Erdmasse die Fußstapfen der Vögel wahrnimmt, die über jene Masse vor 6000 Jahren einmal hinhüpften, als sie noch weich und schlüpfrig war, und deren nichts bedeutende Fußspuren so deutlich, als wären sie so eben eingedrückt, und länger conservirt wurden, als die Spuren vieler Helden und gigantischer Könige, die innerhalb jener 6000 Jahre auftraten und verschwanden.

Diese Vogelkrallenabdrücke, jene Schleifsteinritzen längst verstiebter Wilden, die Urschrammen diluvianischer Eisschollen an den Felsen, dies Alles und viele ähnliche Phänomene sind Dinge, welche uns späteste Nachkommen noch mit der dunkelsten Vorzeit in innigsten Rapport setzen.

Man beklagt sich oft über die Mangelhaftigkeit unserer historischen Quellen, aber wer nur alle Dokumente, die hier auf Erden noch in Felsen, Ruinen, Geräthschaften, auf Pergament und Papier verzeichnet sind, kennte und zu deuten verstünde, der könnte doch noch ziemlich tief in das große Geheimniß der Geschichte des Erdballs und des Menschengeschlechts eindringen.

Einer der merkwürdigsten Steine, die ich in dieser Sammlung sah, war eine Lanzenspitze von Feuerstein, die deutliche Spuren zeigte, daß sie zu zwei verschiedenen Zeiten des Steinalters bearbeitet und gebraucht war, was

man aus einer genauen mikroskopischen Untersuchung der Oberfläche bestimmt erkennen konnte.

Der Feuerstein überzieht sich nämlich, wenn er lange der Luft, dem Winde, Sonnenschein und Regen ausgesetzt bleibt, mit einer anfangs grauen, später kreideweißen Verwitterungskruste, die etwas weicher ist als der Stein selbst und leicht mit Eisen weggefeilt werden kann.

Besagte Lanzenspitze zeigte nun in der Mitte jene kreidige Kruste, während sie an den scharfen Seiten und der Spitze von dieser Kruste entblößt war. Besah man die Oberfläche der mit weißer Kruste bedeckten Theile genau, so erkannte man deutlich, daß sie ebenfalls auf dieselbe Weise bearbeitet war, wie die unbedeckten Schärfen. Man entdeckte dieselben kleinen muschelartigen Brüche, welche alle diese durch Steinschläge bearbeiteten Feuersteingeräthschaften zeigen. Verfolgte man die Grenzlinie zwischen den weißen Stellen und der später bearbeiteten Schärfe, so erkannte man, daß hier alle die alten Absplitterungen aufhörten und neue begannen.

Wir nahmen das Mikroskop und wir konnten durchaus kein Uebergehen und Uebergreifen der Brüche aus dem Weißen ins Braune wahrnehmen. Beide mußten also zu verschiedenen Zeiten entstanden sein. Die Kanten und Grenzerhöhungen zwischen den braunen Brüchen waren alle ganz scharf und bestimmt, während die zwischen den weißen Brüchen abgerundet und ausgeglichen waren. Da zugleich auch die weiße Verwitterungskruste des Feuersteins so dünn ist, daß man von ihr nicht leicht etwas abschlagen kann, ohne auch den braunen Feuerstein selbst

darunter zu entblößen, so folgt nun aus allen diesen Umständen zusammengenommen, daß die Geschichte dieser Lanzenspitze folgende ist:

Sie wurde in uralten Zeiten des Steinalters von einem Steinkünstler verfertigt, ging ihrem Eigenthümer auf der Jagd oder im Kriege verloren und blieb lange Zeit im Freien liegen, wo sie verwitterte und wo sie später ein anderer Steinkünstler fand und sie sich zu nutze machte, indem er die Spitze und die Seiten, welche durch die Verwitterung stumpf geworden waren, wieder aushämmerte und ausschärfte.

Daß diese Reparatur der Lanzenspitze ebenfalls vor 2000 Jahren im Steinalter geschehen sein müsse, wird dadurch bewiesen, daß später im Bronze- oder Eisenzeitalter theils Niemand sich die Mühe gegeben haben würde, eine Lanze von Feuerstein zu repariren, theils auch Keiner diese Kunst mehr verstand. Steht dieser Punkt fest, so schließen wir nun, um die Bedeutung jenes Steines vollkommen auszunutzen, mit den Chemikern weiter.

Der berühmte Berzelius hat bewiesen, daß jene Verwitterung der Oberfläche der Feuersteine nur ungemein langsam und zwar unter den günstigsten Umständen erst nach Verlauf mehrer Jahrhunderte vor sich gehe. Es müssen demnach zwischen der ersten und zweiten Bearbeitung jenes Steines mindestens mehre Jahrhunderte verlaufen sein.

Dieser merkwürdige Stein ist daher gewissermaßen eine Leuchte, welche tief in das Steinalter hinein einen hellen Lichtstrahl wirft und uns den Beweis liefert, daß

jene skandinavischen Urwilden hier wenigstens während einer Feuersteinverwitterungsepoche, also einige Jahrhunderte schon gewohnt haben müssen.

Ich mag diese Lanzenspitze zugleich als ein sehr gutes Beispiel der eigenthümlichen Feinheit dieser Art von delikaten historischen Untersuchungen anführen, bei denen oft ein einzelner stummer Stein für die Geschichte ganzer Jahrhunderte wichtig ist und bei denen das scharfe Auge die Beschaffenheit jedes Bruchs, jeder Schramme, jedes Steinbröckels genau untersuchen muß, weil oft die Kunde von dem Heil und Wehe oder mindestens von der Existenz von Millionen menschlicher Individuen daran hängt. Zugleich sieht man hier recht schlagend, wie wichtig es ist, recht viele Exemplare von denselben Geräthschaften zu haben, da man aus der Beschaffenheit und der Fundart einer jeden so Vieles herausdeuten kann.

Man kann die nordischen Alterthumsforscher gewissermaßen in zwei Klassen theilen, in eine kriegerische und eine friedliche. Mein verehrter Freund, Professor Nilsson, war ein entschiedener Friedensmann, und ich glaube, er ist einer der ersten mit gewesen, die die friedliche Bestimmung vieler der alten Steingeräthschaften erwiesen haben. Man ist jetzt überhaupt im Allgemeinen friedlicher gesinnt geworden als man es ehemals war. Man dachte sich sonst die alten Wilden durchweg so wild, und nahm alle Steinsachen, die man von ihnen fand, ohne Weiteres für Blut- und Mordwerkzeuge.

Durch die Bemühungen des Professor Nilsson und Anderer ist nun aber manches grausame Opfer- und

Schlachtmesser als ein friedliches Rasir- oder Vorlegemesser, manche wilde Streitaxt aus Elengeweih als eine zahme Erdhacke erkannt. Manche krumme Schwerter oder Dolche haben sich zu Schabeisen zum Bearbeiten und Gerben der Häute, manche Schleudersteine zu Gewichten, manche krumme Haken zum Peinigen der Gefangenen zu Fischhaken, manche grausam gestaltete Lanzen zu Harpunen umgewandelt.

Diese Umwandlungen bezeichnen einen großen Fortschritt in unserer Erkenntniß der Urzeit. Wir verdanken diesen Fortschritt hauptsächlich der vergleichenden Ethnographie, die uns ganz ähnlich geformte Werkzeuge noch jetzt bei verschiedenen Völkern im ähnlichem Gebrauche zeigt. Diese merkwürdige Aehnlichkeit zwischen den Instrumenten jener schon vor 2000 Jahren ausgestorbenen scandinavischen Wilden und den noch jetzt lebenden Wilden der Südsee, Grönlands, Amerikas und Afrikas frappirt mich auch hier wieder, wo mir Messer, Fischhaken, Kriegswerkzeuge vorgezeigt wurden, die sich einander so ähnlich sahen, als seien sie aus der Hand eines und desselben Künstlers gekommen, obgleich die einen auf unserer nördlichen Hemisphäre und die andern bei den Antipoden, die einen im neunzehnten Jahrhundert nach Christo und die andern mehre Jahrhunderte vor Christo verfertigt waren.

Nachdem wir auf diese Weise nun eine Zeitlang in dem Genuß von Steinen geschwelgt hatten, gingen wir nun — es war nicht allzu lange vor Mitternacht — zum Brote über, d. h. mein edler Freund lud mich noch zu einer kleinen schwedischen „Smörgoos“, d. h. ein

Abendbrot, ein, bei welchem ich einige Damen und eine Menge junger scandinavischer Studenten versammelt fand. Die Damen erzählten mir viel von dem stillen anmuthigen Leben, das sie mit ihren Familien während des Sommers auf ihren Pastoratshöfen verleben, wo sie und ihre Männer, die Professoren, die Ferien gewöhnlich zubringen, während sie nur während der Vorlesungen in der Universitätsstadt wohnen.

Es ist hier nämlich noch viel Alterthümliches in den Einrichtungen der Universität und unter andern auch dies, daß nicht nur die Professoren der Theologie, sondern auch die der Naturgeschichte, Philosophie, Geschichte rc. zuweilen Pfarren als Anerkennung für ihre Dienste erhalten, auf denen sie dann, wie die Professoren zu Oxford, einen Vicar als Viceprediger setzen, und die sie nun, wie gesagt, in den Ferien als Villen oder Landsitze benutzen.

Um zu der Uebernahme einer solchen Pfarre geschickt zu werden, haben die nicht theologischen Professoren weiter nichts zu thun, als eine theologische lateinische Dissertation zu schreiben und dann die Ordination vom Bischofe zu erhalten. Manche nicht theologische Professoren sind auf diese Weise sogar zu Bischöfen erhoben, so z. B. der berühmte Dichter Tegnér, welcher Professor der alten Sprachen in Lund und dann auch Bischof in Weriö war. Mit Recht bemerkt Herr Marmier in seinen Lettres sur le Nord, daß dies an die ältesten Sitten der ersten Christen erinnere, welche auch den zum Bischof wählten, welcher ihnen der Tüchtigste schien, ohne Rücksicht darauf, ob er Laie oder Priester war.

Der Anblick der jungen Scandinavier interessirte mich besonders. Denn theils ist eine Versammlung munterer Minervensöhne, in denen die Gedankenkeime knospen und die ersten Blüthen der Wissenschaft und des gährenden Nachdenkens ausschlagen, immer ein anmuthiger, anregender Anblick, theils haben diese scandinavischen jungen Patrioten mit ihren romantischen Wikingerzügen von einem Musensitz zum andern neuerdings so viel Aufsehen in der Welt gemacht, daß man nicht mit ihnen zusammentreffen kann, ohne eine besondere Neugierde zu verspüren.

Die nordischen Universitäten sind die Hauptherde des Scandinaventhums und alle dänische, schwedische und norwegische Studenten sind von Haus aus eben so entschiedene Anhänger der scandinavischen Einheit, wie ehemals die deutschen Burschenschaften der deutschen Einheit.

Man kann solche enthusiastische Jugend, die für eine große Idee begeistert ist, nicht ohne Theilnahme betrachten. Mich frappirte die manierliche, die artige und gefällige Erscheinung dieser jungen schwedischen Studenten im höchsten Grade. Man sah es ihrem Benehmen wol an, daß es wahr sein mochte, was man von ihnen versichert, daß bei ihnen Renomisterei, Trinken, Duelliren und dergleichen Dinge wenig im Gebrauch sind.

Ich habe nun die Studenten verschiedener Länder mehr oder weniger aus der Nähe oder Ferne gesehen und finde, daß die deutschen Studenten, besonders in den kleinen Universitäten, an Unart, Renomisterei, aber auch an Genialität und Ritterlichkeit alle andern übertreffen. Auf den deutschen Universitäten sind zwei extreme und entge-

gengesetzte Klassen von Musensöhnen hervorgerufen; erstlich die, welche sich nicht sowol als Söhne der zarten weiblichen Musen, sondern vielmehr als Leute geberden, welche die alten Raubritter zum Muster genommen zu haben scheinen, und dann solche, welche dies Raubritterleben nicht mitmachen können oder wollen und daher wie die Eulen der Minerva leben, in der Stille unermeßlich fleißig sind und von jenen mit allerlei Spottnamen bezeichnet werden. Natürlich stehen viele Klassen in der Mitte zwischen diesen beiden Extremen.

Auf allen andern europäischen Universitäten gehen die Extreme nicht so weit auseinander. Es wird dort weder so viel getobt, noch so viel im Verborgenen gearbeitet. Die Studenten nähern sich en masse den übrigen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft mehr, während der deutsche Student vielmehr als ein ganz apartes Wesen von besonderer Gattung ganz isolirt in der Gesellschaft dasteht.

Der deutsche Student lebt ein Stück Leben, wie es ihm weder vorher noch nachher während seiner Existenz je wieder vorkommt. Er betreibt Dinge und ihn begeistern Ideen, die kein anderer Staatsbürger mit ihm theilt.

Er wird daher, wenn er von der Universität in die gewöhnlichen Gleise zurücktritt, ein Philister, d. h. ein ganz heterogenes Wesen, und das Philisterthum folgt auf seinen vierjährigen Studentenrausch wie ein nüchterner lendemain nach einem Bankett- und Ballabend.

Alle andern Studenten der Welt kennen weder jenen glänzenden Rausch, noch dieses nüchterne obscure Philisterthum.

Die russischen Studenten, die ich an vier ihrer Musensitze sah, werden schon frühzeitig an die Uniform und den Gehorsam gewöhnt. Sie sind die bestuniformirten und bestdisciplinirten Studenten der Welt, und Alles, was sie von Renomisterei und Widerspenstigkeit haben, dreht sich um ihre Uniform, sowie bei den deutschen um den Degen und den Bierkrug.

Bei den englischen Studenten dreht sich alle Ausgelassenheit um die Sports, die sie mit den Sportsmen der höhern Klassen ihres Landes gemein haben. Bei den französischen hingegen bildet das Centrum die Grisette. Nach dem, was ich hie und da von scandinavischen Studenten gesehen habe, möchte ich glauben, daß sie die am wenigsten ausschweifenden von allen sind.

Am andern Morgen rasirte mich der Barbier „Lindenblüthe“ (Lindblom), und nachdem ich meinem Kellner „Lorbeerzweig“ (Lagerquist) ein Trinkgeld gegeben hatte, setzte sich mein Kutscher Ehrenstrahl auf den Bock, die Wirthin, eine geborne „Lilienström“ (Liljaström) grüßte freundlich und ich fuhr von Lund nach Malmoe.

Wie gesagt, wenn man hier in Schweden Alles nach den Namen der Leute abmessen wollte, so müßte man meinen, daß es hier ungefähr alltäglich so zuginge, wie in Shakspeare's Sommernachtstraum, wo auch lauter solche Lindenblüthen, Spinneweben, Rosenknospen rc. als belebte Wesen auftreten.

Eine andere Passion, die ich außer dieser Leidenschaft für prächtige Namen noch bei den Schweden während meines kurzen Aufenthaltes bei ihnen entdeckt habe, ist

die Gewohnheit, so oft „Ja so" zu sagen, als sie den Mund zum Sprechen aufthun.

Kommt ein Schwede an eine Thür, die er verschlossen findet, so ruft er „Ja so!" läßt die Thürklinke fahren und greift nach der Klingel. Sucht Jemand etwas in einem Buche und findet es endlich, so ruft er „Ja so!" und zeigt die Stelle. Erzählst du etwas und hast du deine Geschichte zu Ende gebracht, so beweist dir dein Zuhörer mit einem „Ja so!" daß er dich wohl verstanden habe. Wenn ich einem Menschen etwas sagte, was er nicht verstand und ihm noch einmal meine Meinung wiederholte, so rief er auch laut aus: „Ja so!" und hatte mich doch nicht verstanden. Mit einem Worte, das „Ja so!" ist eine kleine Phrase, die in den mannigfaltigsten Fällen und Beziehungen angewendet wird und durch die Art der Betonung und des Nachdrucks, mit der man sie spricht, der vielfältigsten Bedeutungen fähig ist.

Jenseits des Sundes hört das „Ja so" sogleich auf, denn die Dänen kennen den Gebrauch desselben gar nicht.

Es ist wunderbar, daß sogar ganze Nationen kleine unbedeutende Unarten oder Absonderlichkeiten eben so gut wie einzelne Individuen annehmen können. So ist z. B. im nördlichen Deutschland eine gewisse Interjection „Och" zu Hause und bei tausenderlei Gelegenheiten in aller Leute Munde, die man sonst im übrigen Deutschland nicht kennt. So weiß man sonst in der Welt nichts von der Interjection „Weih" oder „Pfui", wie die Kurländer sie anwenden. Ja, man könnte wol ganz Europa nach Interjectionen abtheilen, denn diese haben eben so

gut, wie alle andern Dinge, ihre scharfen Grenzen und Gebiete.

Malmoe ist eine der wichtigsten Städte im südlichen Schweden, und es ist für seine Lage am Sunde, vis à vis von Kopenhagen, nicht uninteressant zu bemerken, daß Gustav IV., der hier einmal einen Winter mit seinem ganzen Hofe residirte, die Idee hatte, diese Stadt zu einer großen und prächtigen Residenz umzuschaffen. Auch hier bei Malmoe gibt es eine kleine Colonie von Garten- und Gemüsebauern, von denen man glaubt, daß es ursprünglich deutsche oder niederländische Einwanderer gewesen seien.

So wie die Amager einen großen Theil von Seeland mit Gartengemüsen versorgen, so versorgen diese malmoeer Colonisten einen großen Theil von Schonen mit diesen Waaren. Sogar die Einwohner Lunds sollen ihre Gemüse durch sie beziehen und keine eignen Gemüsegärten haben.*)

Schweden läuft hier im Süden in einen Landzipfel aus, der so eben wie der Tisch ist und die „Malmoe-Slette" (die Malmoeebene) genannt wird. Auf dem Wege durch diese Ebene wurde ich häufig in meinem raschen Fortgange durch lange Züge von kleinen, niedrigen, hölzernen Bauernwagen gehindert, die zur Stadt zum Markte fuhren.

Ihre ganze äußere Erscheinung, die kleinen Pferde, die Art des Angespanns, die Kleidung und das Beneh-

*) Nach Professor Molbeck.

men der Menschen, ja sogar die Gruppen, welche sie am Wege und in der Nähe der Wirthshäuser bildeten, dies Alles erinnerte mich frappant an die Scenen, die man in Kurland und Liefland und andern baltischen Ländern am Wege zu sehen bekommt. Hätte ich nicht gewußt, daß ich Malmoe vor mir hätte, so hätte ich Alles verwettet, ich wäre auf dem Wege nach Riga, Reval oder Libau.

So unwichtig in Bezug auf Völkerwanderschaft oder sonstige ethnographische Studien solche Dinge, als die Größe und Bauart der Bauernwagen, die Art des Angespannes der Pferde, die Kleidung und das Benehmen der Leute, ihre Weise zu fahren, ob in langen Zügen oder in einzelnen Partien, ihre Art, sich auf der Straße und bei den Häusern oder auf den Marktplätzen zu gruppiren ꝛc. zu sein scheinen, so sind sie es doch zuweilen nicht. Sie geben oft eben so gute Fingerzeige und Merkmale als die Protuberationen am Hirnschädel und der Wuchs und die Farbe der Haare und dergleichen.

Es ist wol kein Zweifel, daß die Grundbevölkerungen auf beiden Seiten der Ostsee sehr Vieles mit einander gemein und von uralten Zeiten her sich mit einander gemischt haben. Ueberhaupt ist es ein Vorurtheil, wenn wir glauben, daß nur die Engländer ein so außerordentlich gemischtes Volk seien. Im Grunde genommen sind die Hauptmassen aller Völker Europas als ein Produkt gewaltiger, im Laufe der Jahrhunderte ausgeführter Völkermischungen anzusehen, und es gibt natürlich nirgends einen auch nur der Hauptsache nach reinen Hauptstamm.

In der großen Völkerwanderung, welche von unvordenklichen Zeiten her stattfand, schlugen die Völker wie die Wellen des Oceans eins über das andere hin. Eins zerschmolz und zerfloß mit dem andern, und die Sieger drückten den Besiegten ihr Gepräge auf, und daß ein Volk das andere völlig vertrieb und sich ganz an seine Stelle setzte, ist wol selten oder nie geschehen.

Die Mischungen der Celten, der Römer, der Mauren, der Gothen in Spanien brachten das heutige spanische Volk hervor. Die Mischung der Franken, Normannen, Burgunder und Celten in Gallien lassen sich nicht nur in allen Bewegungen der Geschichte Frankreichs, sondern auch noch in den heutigen Zuständen des Landes nachweisen. Dasselbe ist der Fall mit den griechischen, gallischen, germanischen und zum Theil slavischen Beimischungen, aus denen das Italienische hervorging.

Das Wesen, was wir einen Deutschen nennen, ist von sehr verschiedener Beschaffenheit. Bald ist es ein Deutsch redender Celte (z. B. in Tyrol), bald ein verkappter Slave (z. B. in Sachsen), bald ein germanisirter Nachkomme römischer Colonisten (z. B. in Trier).

Die Leute, die sich Russen nennen, glauben dies wirklich zu sein, weil sie Einen Kaiser, Einen Gott und Eine Sprache haben. Ihre verschiedenartige Gesichts- und Schädelbildung verräth oft deutlich genug die verschiedene Beschaffenheit ihres Blutes. Ihre große Masse ist ein Produkt zahlloser Verehelichungen zwischen Leuten von scandinavischem, slavischem, finnischem und mongolischem Geblüte.

Dasselbe ist nun bei den Schweden der Fall. Der germanisch-gothische Stamm prävalirt, Ton angebend, in ihrer Mischung und zeigt sich in einigen Landesgegenden mehr oder weniger rein. Die lappen-finnisch-mongolische Race, welche vor den Gothen im Lande wohnte, die Wenden und andere Slaven, deren Geblüt durch mancherlei Canäle sich mit dem der Gothen mischte, sind zwar als individuelle Völker, so zu sagen, im Lande untergegangen, allein als Massen stecken sie doch darin und lassen sich nicht selten deutlich durchfühlen.

Man kann solche Völkermischungen mit dem Umschmelzen mehrer Statuen von verschiedenem Metall, z. B. von Silber, von Kupfer, von Eisen rc. zu einer andern Statue vergleichen. Als Statuen existiren jene eingeschmolzenen Statuen nicht mehr. Aber das Silber, Kupfer, Eisen läßt sich doch in den neuen Statuen noch erkennen.

Der Gott Aeolus hatte alle seine Säcke aus Westen losgebunden und wahrscheinlich beschlossen, daß wir nicht nach Dänemark kommen sollten. Allein seitdem man Dampfschiffe hat, kehrt man sich nicht mehr an die Beschlüsse jenes Gottes. Unser Dampfer Malmoe brachte uns richtig zurück in den Hafen der „Kungen's By" (der Königsstadt), wie die Bewohner des südlichen Schwedens noch heutiges Tages — obwol es schon seit 200 Jahren wenigstens nicht mehr ihre Königsstadt ist — Kopenhagen nennen.

V. Flytte.

Bei meiner Rückkehr nach Kopenhagen bezog ich wieder dasselbe Quartier, was ich vor meiner Abreise eingenommen hatte.

Als ich am andern Morgen zum Fenster meines Zimmers hinausblickte und meine Augen über die verschiedenen Etagen des hohen Hauses auf der andern Seite der Straße hinstreifen ließ, wurde ich eine Menge Veränderungen an ihnen gewahr.

In der Bel-Etage des Hauses hatten vorher so prächtige Gardinen gehangen, die jeden Morgen, wenn die Stubenmagd auskehrte, vom Winde gebläht, wie schöne seidene Segel zum offenen Fenster hinausflatterten. Diese Gardinen fand ich jetzt abgenommen, und so weit meine Blicke in das Zimmer hineinreichten, sah ich eine allgemeine Oede in den Räumen herrschen, in denen mir sonst so mancher hervorstrahlende Glanz und Schimmer ein schönes Mobiliar zu verrathen schien.

Ich wandte mich zur zweiten Etage. Hier hatte ich noch vor wenigen Tagen jeden Morgen einen alten Haus-

vater im Schlafrock erblickt, der sich, eine Zeit lang die Zeitungsblätter wendend und drehend, davor hinzusetzen pflegte. Er rauchte gemüthlich sein Pfeifchen dazu, und gab es ein Geräusch vor dem Hause, so verfehlte er nicht, schnell zum Fenster hinauszusehen, um die frischesten kopenhagener Neuigkeiten aus einer Quelle zu schöpfen, die ihn noch directer versorgte, als die Zeitungen, nämlich aus der Straße selbst.

Zuweilen hatte ich gesehen, wie aus dem Innern des Zimmers eine alte Matrone sich ihm näherte und ihm seine Tasse Kaffee füllte. Ich bemerkte, wie der Alte, wenn die Matrone auffüllte, seine Zeitung auf's Knie legte und genau zusah, wie viel Zucker, wie viel Milch sie hinzuthat. Dann hob er die Finger auf und sprach: „Genug, mein liebes Kind, vielen Dank, vielen Dank!" Dies hörte ich zwar nicht, da die Fenster verschlossen waren, aber daß er so sprach, sah ich deutlich an seinen Mienen — worauf dann die Alte, die ihre Kanne vorsichtig in beiden Händen trug, wieder im Nebel des Zimmers verschwand und sich vermuthlich auf ihrem Kanapee niederließ.

Er führte dann mit zitternder Hand seine Tasse zum Munde, that einen Zug, warf einen inspicirenden Blick auf die Straße und schlichtete seine Zeitungen, um sich von neuem in ihrem Lettergewirr zu vertiefen.

Obgleich ich mit den beiden Alten in weiter gar keine nähere Berührung gekommen war, so hatte ich mich doch an ihren Anblick gewöhnt, und es war mir nicht recht, bei meiner Rückkehr sie nicht wiederzufinden.

Statt ihrer sah ich einen jungen Mann im bunten

Schlafrock und mit rother Sammetmütze auf dem Kopfe, der bald ans Fenster kam, sich einen Augenblick auf die Brüstung hinauswarf, gähnte, dann wieder pfeifend und singend im Zimmer auf- und abging und sich auf derselben Bühne, auf der sonst jeden Morgen jenes stille tableau vivant für mich aufgestellt gewesen war, sehr unruhig gerirte.

Ich hielt ihn für einen jungen Studenten, obwol er durch vieles Lesen und Studiren mir gar keine Veranlassung zur Bestätigung dieser Vermuthung gab. Nach einiger Zeit hörte ich, wie er seine Stubenthür heftig zuschlug. Ungeduldig hatte er zu Stock und Hut gegriffen und ich sah bald darauf ein elegantes Männchen zur Hausthür heraushüpfen, das vermuthlich die Langeweile auf die Oester-Gade, oder auf die Amalien-Gade, oder auf die Promenade, oder zu dem französischen Kaffeehause auf Kongen's Nytorp hinaustrieb.

Auch sogar in der dritten Etage meines Nachbarhauses bemerkte ich auffallende Veränderungen. Der kleine, vor dem Fenster hängende Vogelbauer, den ich dort zu sehen gewohnt war, war fort und mit ihm die beiden hübschen Herrinnen und Pflegerinnen des Vogels, die noch vor acht Tagen hier Morgen für Morgen unablässig nähend gesessen hatten. Ich war nie an mein Fenster getreten, ohne diese beiden emsigen Nätherinnen zu finden. Fast zu jeder Tageszeit, ich mochte zu Hause kommen, wenn ich wollte, sah ich sie dort sitzen, das Sonnenlicht auf ihrer weißen Leinwand auffangend und Fäden an Fäden reihend.

Keinen Abend hatte ich den traulichen Schimmer der häuslichen Lichtflamme in ihrem Dachstübchen vermißt und auch dann noch zuweilen an den weißen Rouleaux den dunkeln Schatten ihrer Hände, die unermüdlich mit der Nadel in die Höhe und in die Tiefe fuhren, bemerkt.

Jetzt zum ersten Male vermißte ich sie, ihren Vogel, ihre Leinwand, ihren Schatten. Kurz, es schien mir, meine ganze Nachbarschaft habe sich umgewandelt, und obwol es ausgemacht war, daß meine Abwesenheit nur acht Tage gedauert hatte, so kam ich mir vor wie einer jener Leute in den Volksmärchen, die, wie sie meinen, nur auf einige Stunden oder Tage ins Feenland gehen und die dann bei ihrer Rückkehr die ganze Welt revolutionirt finden und allmälig entdecken, daß sie in der That hundert Jahre abwesend gewesen sind.

Ich fragte meinen Raseur, was die Sache zu bedeuten habe, und der sagte mir denn, es sei gestern Flyttedag (Umziehetag) gewesen, ein Tag, der in Kopenhagen alle Jahre zweimal eintreffe, einmal im Herbste und einmal um Ostern. Wahrscheinlich seien da alle meine Nachbarn umgezogen und hätten ihre Quartiere mit fremden vertauscht.

Ich erkundigte mich weiter nach der Sache und erfuhr, daß diese beiden Flyttedage zwei der bewegtesten Tage in Kopenhagen sind. Alle Zimmer- und Hausmiethcontracte werden meistens nicht unter und nicht über ein halbes Jahr abgeschlossen. Die monatlichen und mehrjährigen Miethen sind nicht so gewöhnlich wie bei uns, und meistens kann man auch nur von einem Flyttedag

zum andern miethen, vom Octoberflyttedag bis Paaske-flyttedag (Ostern-Umziehetag).

Fast alle Miethcontracte laufen daher an einem und demselben Tage ab. Die Häuser in Kopenhagen sind im Durchschnitt größer als z. B. in Hamburg, Lübeck, Bremen und auch größer als die gewöhnlichen Bürgerhäuser in London und einigen andern Städten. Es wohnt hier daher der bei weitem größere Theil der Einwohner nicht in eignen Häusern, sondern nur zur Miethe. Außerdem ist in Kopenhagen, wie überhaupt in jeder Residenzstadt, der bleibende und unveränderliche Kern der Bevölkerung kleiner, als in den stabileren Provinzialstädten.

Die Studenten wechseln beständig. Die Männer, welche bei Hofe oder bei den Behörden etwas suchen, kommen für eine Zeit lang und gehen. Von den adeligen und reichen Familien, welche aus den dänischen Inseln und aus dem südlichen Schweden hier einwandern, haben die wenigsten eigene Hotels. Die Beamten werden zu den Residenzstädten hin versetzt oder von ihnen wieder in die Provinzen geschickt.

Man kann sich daher denken, daß an jenen beiden Tagen die Bevölkerung von Kopenhagen von einem besondern Wirbel der Bewegung ergriffen wird.

Außerdem weiß ich nicht, ob nicht die Kopenhagener auch etwas veränderlich sind und ob sie nicht besondere Liebhaber vom Flytten sind. Ich möchte es aber fast vermuthen, denn ich habe in keiner Stadt einen Umziehetag erlebt, an dem ich die Menschen so durcheinandergewürfelt fand wie hier.

Ich wollte einen Beamten, den Herrn X., besuchen. Man sagte mir, er sei schon gestern geflyttet, er habe seine Adresse hier gelassen und ich möchte mich ans andere Ende der Stadt bemühen, wo ich ihn finden würde, Straße so und so, Nummer so und so.

Ich wünschte eine Dame zu besuchen, aber ich fand sie auch geflyttet. Sie sagte mir, sie habe bisher bei einer Familie zur Aftermiethe gewohnt, diese habe umziehen müssen, weil im Laufe des Winters die Zahl der Kinder sich vermehrt und das Quartier nun für die Kinder und Ammen zu eng geworden sei. Sie habe sich nicht gern von ihnen trennen wollen und sei mitgeflyttet, und wohne nun auch hier, im neuen Quartier, wieder bei ihnen zur Aftermiethe.

An den beiden Flyttetagen bewegen sich in allen Straßen von Kopenhagen große mit Möbeln bepackte Wagen hin und her und in den Vorstädten sieht man die Armen mit Sack und Pack wie Bienen von einem Hause zum andern schwärmen. Alle Zimmer und Häuser werden geputzt und gereinigt für die neuen Gäste, und um diese schnellen Reinigungen möglich zu machen, läßt sich die strenge Polizei sogar erweichen, an den beiden Flyttetagen die Straßen für allen Staub und Kehricht preiszugeben, wo sie sonst an andern Tagen nichts Ungehöriges duldet.

Selbst die Armee wird beim Flytten aufgeboten, und die Besatzung von Kopenhagen hält an jenen Tagen ihre Revue und Parade nicht um Mittag, sondern schon des Morgens um 9 Uhr, damit die Soldaten Zeit behalten,

den Tag über beim Flytten behülflich zu sein und sich einen Sparpfennig zu verdienen.

„Flytte" heißt im Dänischen nicht bloß aus einer Wohnung in die andere gehen, sondern auch überhaupt seine Stellung verändern, und als Transitivum bedeutet es „versetzen", etwas an eine andere Stelle bringen. Ich habe schon von dem Flytten der meisten Schlösser in Dänemark geredet. Man „flyttet" (fährt) die Waaren aus dem Lande. Man „flyttet" (setzt) den Stuhl an die Wand. Kurz, es scheint mir fast, daß, wenn nicht die Sache selbst, wie ich oben andeutete, bei den Dänen gewöhnlich ist, so ist doch wenigstens das Wort ein wahres Lieblingswort derselben.

Daher kommt es vielleicht, daß die Deutschen in Schleswig dies dänische Wort in ihre deutsche Sprache aufgenommen haben. Sie haben dort ein Verbum „flütten, flüttete, geflüttet" ꝛc. für umziehen oder versetzen, und selbst in Holstein nennen sie die Umziehezeit Flüttezeit.

Der Stamm des Wortes ist, wenn auch nicht in dieser dänischen Form, eben so wol deutsch als dänisch, denn auch im Plattdeutschen kommt das Wort „fleutjen" in ähnlicher Bedeutung vor, z. B. „He is fleutjen gohn", d. h. er hat sich absentirt. Wenn die Niedersachsen diese Redensart ins Hochdeutsche übertragen, so übersetzen sie sonderbarer Weise — wenigstens in einigen Theilen von Niedersachsen — das fleutjen mit „flöten" und sagen z. B. „Er ist flöten gegangen", d. h. er ist davongelaufen.

Uebrigens spielt das Flytten nicht bloß bei den Dänen eine so große Rolle; man kann wol sagen, es ist der

Wahlspruch dieser ganzen veränderlichen Welt, in der wir geboren werden und sterben, in der wir ankommen und abreisen und beständig hin- und herflytten.

Auch mein Flüttetag war endlich erschienen. Ich flüttete mich und meinen Reisekoffer an Bord der Königin Maria, eines kleinen, unbequemen Dampfschiffes, des einzigen, das in dieser späten Jahreszeit noch die Verbindung mit der preußischen Küste aufrecht erhielt, und begab mich mit ihr auf die Ostsee hinaus.

Das schöne Kopenhagen und alle die reizenden Buchenhaine und Schlösser der anmuthigen dänischen Inseln versanken hinter mir in den Nebel des Horizonts. Ich landete in Stettin und verlor mich bald in dem Gewimmel der Provinzen und Staaten Deutschlands, eines Landes, das den Dänen eben so weitläufig und groß vorkommt, wie uns das unermeßliche Rußland, daher sie es, wie wir Rußland den nordischen Koloß schelten, gewöhnlich „det store Tydskland" (das große Deutschland) nennen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

